

Spiegelungen

ZEITSCHRIFT FÜR
DEUTSCHE KULTUR UND GESCHICHTE
SÜDOSTEUROPAS

HEFT 1.2016
JAHRGANG 11 (65)

Rumäniendeutsche und Nationalsozialismus

LITERATUR UND KUNST VON EUGEN GOMRINGER, JÁNOS HÁY,
FRANZ HODJAK, ORSOLYA KALÁSZ, ISTVÁN KEMÉNY, KRISTIANE KONDRAT,
KATALIN LADIK, MÁRIÓ Z. NEMES, HORST SAMSON, TOM SCHULZ /
ILLUSTRATIONEN VON ANNEMARIE OTTEN / INGO GLASS

Herausgegeben von Florian Kühner-Wielach
unter Mitwirkung von Juliane Brandt, Enikő DácZ und Angela Ilić
im Auftrag des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte
Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Redaktion: Georg Aescht (Ressortleitung Literatur), Juliane Brandt,
Enikő DácZ (Ressortleitung Wissenschaft), Sarah Hummler, Angela Ilić,
Florian Kühner-Wielach (verantwortlicher Redakteur und Ressortleitung Kultur),
Doris Roth (Besprechungen), Joachim Schneider, Anton Sterbling



IKGS

VERLAG
FRIEDRICH PUSTET

Die Zeitschrift *Spiegelungen* setzt die
Südostdeutschen Vierteljahresblätter (1952–2005) fort.

Gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung
für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des
Deutschen Bundestages

Abbildung vordere Umschlagseite: »Einweihung des Lutherheims
für Volksmission« im Juni 1939 (Pfarrarchiv Heltau)

IMPRESSUM

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2016 Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der
Ludwig-Maximilians-Universität München und Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.
Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung
des Verlages strafbar.

Die namentlich gezeichneten Beiträge geben die Meinung der Autorinnen
und Autoren wieder.

Redaktion „Spiegelungen“
Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas
an der Ludwig-Maximilians-Universität München
Halskestraße 15, D-81379 München
Telefon: +49 (0) 89 780609-0, Fax: +49 (0) 89 780609-22
Zusendungen an die Redaktion werden erbeten an: redaktion@ikgs.de
Redaktionshinweise auf www.ikgs.de
Für unverlangt eingegangene Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

ISSN 1862-4995

ISBN 978-3-7917-2802-5

Bestellung, Vertrieb und Abonnentenverwaltung:
Verlag Friedrich Pustet, Regensburg
Gutenbergstraße 8, D-93051 Regensburg
Tel. +49 (0) 941 92022-0, Fax +49 (0) 941 92022-330
verlag@pustet.de
www.verlag-pustet.de

Preis des Einzelheftes: € 17,- zuzüglich Porto- und Versandkosten;
Jahresbezug: € 28,- zuzüglich Porto- und Versandkosten.

Bankverbindung: Verlag Friedrich Pustet, Sparkasse Regensburg,
IBAN DE37 7505 0000 0000 0002 08, BIC BYLADEM1RBG

Kündigung des Jahresabonnements nur schriftlich bis 1.10. zum Ende
des jeweiligen Kalenderjahres.

Umschlaggestaltung & Layout: Martin Veicht, Regensburg
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2016

INHALT

Editorial	7
-----------	---

WISSENSCHAFT

Rumäniendeutsche und Nationalsozialismus

TIMO HAGEN UND DIRK SCHUSTER:	Einleitung	9
TIMO HAGEN:	Die Führung der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien im Umgang mit Opposition und völkischem Gedankengut zwischen 1919 und der Etablierung des Nationalsozialismus 1933	15
ULRICH A. WIEN:	Kirche und Politik im Verständnis der Bischöfe Viktor Glondys und Wilhelm Staedel	29
DIRK SCHUSTER:	Siebenbürgen im überregionalen Kontext. Thesen für einen Paradigmenwechsel – am Beispiel der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien für die Zeit des Nationalsozialismus	43
HANNELORE BAIER:	Dubiose Konkurrenz: Arisierung versus Rumänisierung in der Zeit des Antonescu-Regimes	55
CORNELIU PINTILESCU:	NS-Propaganda in der siebenbürgisch-sächsischen landwirtschaftlichen Presse. Fallstudie: <i>Landwirtschaftliche Blätter</i>	71

Quellen

PAUL PHILIPPI:	Von der Schulbank zur Waffen-SS	77
ANDREAS MÖCKEL:	Jugendbewegung, Schule und Deutsche Jugend in Siebenbürgen	87

Projektwerkstatt

MICHAELA NOWOTNICK:	Projekt zur Erfassung und Notsicherung von Quellen zur rumäniendeutschen Literatur und Kultur	101
---------------------	---	-----

Rezensionen

Florian Bieber, Harald Heppner (Hgg.): Universities and Elite Formation in Central, Eastern and South Eastern Europe (<i>Borbála Zsuzsanna Török</i>) / John Deak: Forging a Multinational State. State Making in Imperial Austria from the Enlightenment to the	103
--	-----

First World War (*Ágnes Deák*) / Ciprian Glăvan: Presa de limbă germană din Banat 1771–1867. [Die deutschsprachige Presse des Banats 1771–1867] (*Bianca Bican*) / Mihai-D. Grigore: Neagoe Basarab – Princeps Christianus. Christianitas-Semantik im Vergleich mit Erasmus, Luther und Machiavelli (1513–1523) (*Krista Zach*) / Maria Irod: Dieter Schlesak zwischen Moderne und Postmoderne (*Bianca Bican*) / Burkhard Olschowsky, Ingo Loose (Hgg.): Nationalsozialismus und Regionalbewusstsein im östlichen Europa (*Johann Nicolai*) / Ann-Kathrin Reichardt: Von der Sowjetunion lernen? Die Zensur sowjetischer belletristischer Literatur in der DDR in den 1970er und 1980er Jahren (*Claudia Spiridon*) / Gerhard Seewann, Karl-Peter Krauss, Norbert Spannenberger (Hgg.): Die Ansiedlung der Deutschen in Ungarn. Beiträge zum Neuaufbau des Königreiches nach der Türkenzeit (*Vasile Roma*)

Berichte

- Tagung: »Ostmitteleuropa in literarischen Reisebeschreibungen«
(*Gustav Binder*) 124
- »Nationalstaat und ethnische Homogenisierung. Ungarn und Rumänien
im Vergleich (1918/19–1950)« (*Beáta Márkus, Maria-Daniela Stanciu*) 127
- Workshop: »Deutsch-jüdische Geschichte im Donau-Karpaten-Raum:
Bestandsaufnahme und Potentiale« (*Sebastian Sparwasser*) 128
- Tagung: »Der Luthereffekt im östlichen Europa. Geschichte, Kultur,
Erinnerung.« (*Marco Bogade*) 133

LITERARISCHE TEXTE

FRANZ HODJAK:	Gedichte 137
KRISTIANE KONDRAT:	Gedichte 144
HORST SAMSON:	Gedichte 147
TOM SCHULZ:	Gedichte 155
ORSOLYA KALÁSZ:	Gedicht 158
ISTVÁN KEMÉNY:	Gedichte 162
KATALIN LADIK:	Gedichte 168
MÁRIÓ Z. NEMES:	Gedichte 174
JANOS HÁY:	Titok [Geheimnis] 181
TOM SCHULZ:	Ostgalizien 190
ANNEMARIE OTTEN:	Illustrationen 192

KULTUR

Aspekte

FLORIAN KÜHRER-	
WIELACH:	(K)(l)eine Heim@ten 193
EUGEN GOMRINGER:	ingo glass (Gedicht) 195
BORBÁLA CSEH:	Der Bildhauer Ingo Glass im Gespräch 196

GEORG AESCHT:	Leichfüßiger Sisyphos. Peter Motzan zum Siebzigsten . . .	203
DAVID DENK:	Wilhelm Droste hat mich bekehrt	207
† FRANZ CSIKY:	Bretter, die die Zeit bedeuten. Erfahrenes und Erfahrungen im Scheinwerferlicht als unorganisierte Gedankensplitter zum Theaterjubiläum	211
† FRANZ CSIKY:	Die Badische Landesbühne Bruchsal – die »Rumänien- Spezialisten«	215
HORST SAMSON:	Das Ende vom Lied. Subjektive Anmerkungen zur Temeswarer Rockband »Phoenix« und ihrem legendären Aufstieg aus der Asche	217
CLAUDIA MARIA RIEHL:	Schaufenster »Enkelgeneration«	222

Besprechungen 227

Ursula Ackrill: Zeiden, im Januar. Iris Wolff: Leuchtende Schatten (*Elmar Schenkel*)

Gabrielle Alioth, Martin Dreyfus (Hgg.): Gehen und doch bleiben. Autoren schreiben über Autoren. Eine Anthologie des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland (*Ingeborg Szöllösi*)

Rosemarie Bovier: Heimat ist das, wovon die anderen reden. Kindheits-
erinnerungen einer Vertriebenen der zweiten Generation (*Cornelia Eisler*)

Zsófia Bán: Als nur die Tiere lebten. Aus dem Ungarischen von Terézia Mora
(*Enikő Dácz*)

Terézia Mora: Nicht sterben. Frankfurter Poetik-Vorlesungen (*Erika Hammer*)

Joachim Stall, Uwe Pelger: Freiheit in Kinderschuhen Teil 1: Das Leben vor und
nach dem Fall des Eisernen Vorhangs (*Eymelt Sebmer*)

Dieter Schlesak: TranssylvAHNIen (*Jürgen Israel*)

Ulrike Schmitzer: Die gestohlene Erinnerung († *Franz Csiky*)

Krisztina Tóth: Aquarium (*Edith Konradt*)

Rundschau 247

Aus dem IKG 255

Editorial

Wenn sich die vorliegenden *Spiegelungen* dem Thema »Rumäniendeutsche und Nationalsozialismus« widmen, kann dies nur als ein einzelner, wenn auch unübersehbarer Pflock in einem noch abzusteckenden Terrain verstanden werden. Zwar ist die Forschung zur faschistischen Phase bei den »Volksdeutschen« bereits den Kinderschuhen entwachsen, harrt aber insbesondere im Falle der Rumäniendeutschen einer vertieften Untersuchung. Kommunistische Unterdrückung, Massenemigration und die »Wende« ließen andere Themen in den Mittelpunkt rücken – und vielleicht kam die nach 1989 augenfällig dringendere Aufarbeitung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die in leuchtendem Signalrot die braunen Schatten übertünchte, manchem gar nicht ungelegen.

Als »Gastherausgeber« für den wissenschaftlichen Schwerpunktteil dieser Ausgabe haben Dr. Ulrich Andreas Wien, Dirk Schuster und Timo Hagen eine Auswahl von Texten zusammengestellt, die sich dem Thema Nationalsozialismus bei den Rumäniendeutschen sowohl quellenbasiert als auch theoriegeleitet annähern. Die Basis dafür lieferten Vorträge des von der Universität Koblenz-Landau, dem Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde und dem IKGS veranstalteten Internationalen Workshops »Geschichte des Nationalsozialismus in Siebenbürgen/Rumänien«, der im vergangenen Jahr in Landau stattgefunden hat. Die Veranstaltung stand auch einem interessierten Laienpublikum offen. Zum analytischen Duktus gesellten sich also auch Bestürzung und Widerspruch. In den Debatten zwischen Forschern und »Betroffenen« (manchmal auch beides in einer Person, sowohl in erster als auch in zweiter Generation) wurde deutlich, dass es einer Entemotionalisierung der Thematik und einer Professionalisierung des wissenschaftlichen Zugangs zu Gunsten einer analytisch orientierten Herangehensweise an diesen schwierigen historischen Stoff bedarf.

Eine kritisch-distanzierte Perspektive, die wohl eher eine jüngere Generation einzunehmen vermag, darf jedoch nicht darauf verzichten, die – aus naheliegenden Gründen immer weniger werdenden – Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen: Wie sehr die beiden Vertreter der Erlebnisgeneration, die ergänzend zu den wissenschaftlichen Beiträgen auf die Bitte der Herausgeber hin ihre Sicht auf die Kriegsjahre darlegen, mit der Unentrinnbarkeit der (kollektiven) Biografie hadern und um eine Objektivierung der eigenen Subjektposition ringen, zeichnet die beiden Professoren Dr. Konrad Möckel und Dr. Paul Philippi besonders aus. Einen Ausweg aus der Doppelmühle zwischen endogener Apologetik und exogener Pauschalverurteilung weisen jedoch auch diese beiden Texte nicht. Das kann aber auch nicht der Zweck von Zeitzeugenschaft sein. Sie bleibt zwangsläufig subjektiv – und dies ist gleichzeitig ihre

Stärke: Ihr Changieren zwischen memorierter Unmittelbarkeit und zeitbedingter Selbstreflexion bildet einen für die Wissenschaft unverzichtbaren Aspekt des Aufarbeitungsdiskurses ab. Als solch eine individuelle Momentaufnahme wollen ihn, insbesondere, wenn aus der Erzählung Rechtfertigung wird, Herausgeber und Redaktion verstanden wissen.

Erstmalig wurde für die wissenschaftlichen Beiträge ein doppelblindes Peer-Review-Verfahren angewendet, von dem sich die Redaktion einen nachhaltigen Beitrag zur Qualitätssicherung verspricht. Ergänzt wird der erste Teil dieser Ausgabe von einem »Werkstattbericht« zur Sicherung von Vor- und Nachlässen der rumäniendeutschen Literaturszene, Rezensionen und Tagungsberichten.

Im Ressort »Literarische Texte« findet sich diesmal eine gewisse Dominanz des Lyrischen. Wir freuen uns, ein respektables Ensemble literarischen Schaffens aus und über Ostmittel- und Südosteuropa publizieren zu können. Mit dabei sind Altmeister wie Franz Hodjak oder Horst Samson, aber auch – wenn man das so sehen will – der herkunftsmäßig ungeschoren davongekommene, wenn auch offensichtlich von diesem Raum eingenommene Tom Schulz. In den Fokus rücken neben den Autoren diesmal auch die Übersetzerinnen: Die Übertragungen aus dem Ungarischen von Eva Zador, Orsolya Kalász und Monika Rinck – darunter Lyrik und Prosa der Literatursterne János Háry und István Kemény – zeugen von der schöpferischen und originären Kraft, die einer solchen sprachlichen Transferleistung innewohnt. Darum haben wir uns entschieden, diese Texte in beiden Sprachen zu publizieren. Die eigens für die *Spiegelungen* angefertigten Illustrationen stammen von der jungen Künstlerin Annemarie Otten.

Am Beginn des dritten Ressorts der *Spiegelungen*, dem Kulturteil, steht ebenfalls ein lyrischer Beitrag: Es handelt sich um Eugen Gomringers Hommage an den Bildhauer Ingo Glass, die eine vertiefte Auseinandersetzung mit dessen Werk einleitet. Erneut wollen wir die Bandbreite des danubio-karpatischen Kulturlebens exemplarisch abbilden: sei es mit einer Würdigung der Budapester Kaffeehaus- und der rumäniendeutschen Theaterszene oder dem Portrait der legendären Rock-Band Phoenix, einem »rumänisch-deutsch-ungarischen Joint Venture« der Extraklasse. Besonders freuen wir uns, dass die neue Vorstandsvorsitzende des IKGS e. V., Prof. Dr. Claudia M. Riehl, einen Beitrag zum »Projekt Enkelgeneration« beigesteuert hat. Sie ist Vorständin des Instituts für Deutsch als Fremdsprache an der LMU München, Spezialistin für Mehrsprachigkeitsforschung und setzt sich mit deutschen Sprachvarianten auf der ganzen Welt auseinander. Ein spannender gemeinsamer Weg ist uns also gleichsam vorgezeichnet. Im IKGS- und somit auch im *Spiegelungen*-Redaktionsteam begrüßen wir zudem Dr. Angela Ilić – auch für sie ist Mehrsprachigkeit nicht nur ein Theorem. Sie können die deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas also weiterhin in guten Händen wissen. Anregende Lektüre wünscht

Ihre Spiegelungen-Redaktion

PS: Kurz vor Redaktionsschluss erreichte uns die Nachricht, dass der Banater Autor und Dramaturg Franz Csiky völlig unerwartet und nach kurzer Krankheit verstorben ist. Wir sind froh und dankbar, dass wir in dieser Ausgabe drei Beiträge von ihm publizieren können – und traurig, dass es die letzten sein werden.

Einleitung: Rumäniendeutsche und Nationalsozialismus

Der Gegenstand dieses Themenhefts, die Rolle des Nationalsozialismus in der Geschichte der deutschsprachigen Minderheit Rumäniens, ist insbesondere seit der Öffnung der rumänischen Archive nach dem Ende des Kommunismus ein vielfach bearbeitetes Forschungsfeld. Dieses bildet einen Teilbereich der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Raum- und Volkstumspolitik im östlichen Europa, deren Verhältnis zu regionalen Bewusstseinsprägungen ein jüngst vorgelegter umfangreicher Tagungsband behandelt, was die hohe Aktualität der Thematik belegt.¹

Im Fokus der Forschung zu den Rumäniendeutschen standen bislang zumeist die politischen Entwicklungen innerhalb der Minoritätsgesellschaften und/oder deren Beziehungen *zu* bzw. deren Abhängigkeiten *von* Entwicklungen im Deutschen Reich.² Weitere behandelte Themen sind die politischen Beziehungen der deutschsprachigen Minderheiten und des »Dritten Reichs« zum rumänischen Staat,³ Antisemitismus

1 Burkhard Olschowsky, Ingo Loose: Nationalsozialismus und Regionalbewusstsein im östlichen Europa, München 2016 (Regionen des östlichen Europas im 20. Jahrhundert, 3 / Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 59); sh. dazu die Buchbesprechung von Johann Nicolai in diesem Heft. Siehe außerdem den bereits einige Jahre zuvor erschienenen Sammelband: Mariana Hausleitner (Hg.): Der Einfluss von Faschismus und Nationalsozialismus auf Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa. München 2006 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas [IKGS] an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Wissenschaftliche Reihe, 107); außerdem setzen sich zahlreiche Nummern der seit 1989 von Johann Böhm herausgegebenen *Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik* schwerpunktmäßig mit dieser Thematik auseinander.

2 Wolfgang Miede: Das Dritte Reich und die Deutsche Volksgruppe in Rumänien 1933–1938. Ein Beitrag zur nationalsozialistischen Volkstumspolitik. Bern, Frankfurt/M. 1972; Karl M. Reinert, Fritz Cloos: Zur Geschichte der Deutschen in Rumänien 1935–1945. Beiträge und Berichte. Bad Tölz 1988; Johann Böhm: Die Deutschen in Rumänien und das Dritte Reich 1933–1940. Frankfurt/M. u. a. 1999; Vasile Ciobanu: Contribuții la cunoașterea istoriei sașilor transilvăneni 1918–1944 [Beiträge zum Wissen über die Geschichte der Siebenbürger Sachsen 1918–1944]. Sibiu 2001; Johann Böhm: Die Gleichschaltung der Deutschen Volksgruppe in Rumänien und das »Dritte Reich« 1941–1944. Frankfurt/M. u. a. 2003; Klaus Popa (Hg.): Die Rumäniendeutschen zwischen Demokratie und Diktatur. Der politische Nachlass von Hans Otto Roth 1919–1951. Frankfurt/M. u. a. 2003; ders. (Hg.): Akten um die deutsche Volksgruppe in Rumänien 1937–1945. Eine Auswahl. Frankfurt/M. u. a. 2005; Thomas Frühmesser: Hans Otto Roth. Biographie eines rumäniendeutschen Politikers (1890–1953). Köln, Weimar, Wien 2013 (Studia Transylvanica 43), S. 111–206.

3 Johann Böhm: Das nationalsozialistische Deutschland und die Deutsche Volksgruppe in Rumänien 1936–1944. Das Verhältnis der Deutschen Volksgruppe zum Dritten Reich und zum rumänischen Staat sowie der interne Widerstreit zwischen den politischen Gruppen. Frankfurt/M. u. a. 1985 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, 223).

und Holocaust,⁴ die Rolle der Kirchen der Minderheiten im Nationalsozialismus,⁵ die Mitgliedschaft von Rumäniendeutschen in der Waffen-SS⁶ oder die politische Indoktrination der Jugend⁷. Dabei lässt sich häufig eine Fokussierung auf die Situation in Siebenbürgen (rum. Ardeal) beobachten, während die anderen historischen Regionen Großrumäniens mit deutscher Bevölkerung wie das Banat⁸, die Bukowina (rum. Bucovina)⁹, Bessarabien (rum. Basarabia)¹⁰, die Dobrudscha (rum. Dobrogea), die Marmarosch (rum. Maramureș) und Sathmar (rum. Satu Mare) seltener Gegenstand einschlägiger Studien sind. Alltags-, kultur- und sozialgeschichtliche Themen und Fragestellungen wurden bislang kaum in Ansätzen behandelt; Propaganda- und Pressewesen¹¹, der Literatur¹² und Kunstbetrieb¹³, aber auch Wissenschaft¹⁴ und Wirtschaft jener Zeit harren noch der eingehenden Untersuchung ihrer Rolle im Nationalsozialismus.

Insgesamt lässt sich gegenüber dem Stand der Forschung zum Nationalsozialismus in Deutschland eine geringere empirische Basis, eine eingeschränkte Palette an Themenfeldern und methodisch-theoretischen Zugängen sowie ein Übergewicht an

-
- 4 Hildrun Glass: Zerbrochene Nachbarschaft. Das deutsch-jüdische Verhältnis in Rumänien (1918–1938). München 1996 (Südosteuropäische Arbeiten 98); Dennis Deletant, Ottmar Trașcă (Hgg.): *Al III-lea Reich și Holocaustul din România 1940–1944. Documente din arhivele germane* [Das Dritte Reich und der Holocaust in Rumänien 1940–1944. Dokumente aus deutschen Archiven]. București 2007; Hildrun Glass: Deutschland und die Verfolgung der Juden im rumänischen Machtbereich 1940–1944. München 2014 (Südosteuropäische Arbeiten, 152).
 - 5 Johann Böhm, Dieter Braeg (Hgg.): D. Dr. Viktor Glondys. Bischof der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien. Tagebuch. Aufzeichnungen von 1933 bis 1949. Dinklage 1997; Ulrich A. Wien: Kirchenleitung über dem Abgrund. Bischof Friedrich Müller vor den Herausforderungen durch Minderheitenexistenz, Nationalsozialismus und Kommunismus. Köln, Weimar, Wien 1998 (Studia Transylvanica, 25); Cornelia Schlarb: Tradition im Wandel. Die evangelisch-lutherischen Gemeinden in Bessarabien 1814–1940. Köln, Weimar, Wien 2007 (Studia Transylvanica, 35), S. 215–241; Andreas Möckel: Umkämpfte Volkskirche. Leben und Wirken des evangelisch-sächsischen Pfarrers Konrad Möckel (1892–1965). Köln, Weimar, Wien 2011 (Studia Transylvanica, 42); Ulrich A. Wien: Resonanz und Widerspruch. Von der siebenbürgischen Diaspora-Volkskirche zur Diaspora in Rumänien. Erlangen 2014.
 - 6 Thomas Casagrande: Die volksdeutsche SS-Division »Prinz Eugen«. Die Banater Schwaben und die nationalsozialistischen Kriegsverbrechen. Frankfurt/M., New York 2003; Paul Milata: Zwischen Hitler, Stalin und Antonescu. Rumäniendeutsche in der Waffen-SS. Köln, Weimar, Wien 2009 (Studia Transylvanica, 34).
 - 7 Stephan Olaf Schüller: Für Glaube, Führer, Volk, Vater- und Mutterland? Die Kämpfe um die deutsche Jugend im rumänischen Banat (1918–1944). Münster 2009.
 - 8 Schüller: Für Glaube; Mariana Hausleitner: Die Donauschwaben 1868–1948. Ihre Rolle im rumänischen und serbischen Banat. Stuttgart 2014 (Schriftenreihe des Instituts für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 18 / Quellen und Forschungen, 2), S. 92–291.
 - 9 Mariana Hausleitner: Die Rumänisierung der Bukowina. München 2001 (Südosteuropäische Arbeiten, 111), S. 219–426.
 - 10 Schlarb: Tradition im Wandel, S. 215–241.
 - 11 Johann Böhm: Einfluss des Nationalsozialismus auf die Presse der deutschen Volksgruppen in Rumänien, Ungarn und Jugoslawien. Zeitungsstrukturen und politische Schwerpunktsetzungen. Frankfurt/M. u. a. 2016.
 - 12 Michael Markel, Peter Motzan (Hgg.): Deutsche Literatur in Rumänien und das »Dritte Reich«. Vereinnahmung – Verstrickung – Ausgrenzung. München 2003.
 - 13 Manfred Wittstock: Bildende Künstler, Kunsthandwerker und Kunstgewerber der Siebenbürger Sachsen in der Zwischenkriegszeit und ihre Beziehungen zum Nationalsozialismus. In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* 24 (2001) H. 2, S. 236–257; Gudrun-Liane Ittu: *Artiști plastici germani din România între tradiție, modernitate și compromis ideologic. Anii 1930–1944* [Rumäniendeutsche Bildende Künstler zwischen Tradition, Moderne und ideologischen Zugeständnissen. Die Jahre 1930–1944]. București 2011; Timo Hagen: Der Deutsche Orden in der Bildenden Kunst Siebenbürgens 1900–1944. In: Konrad Gündisch (Hg.): *Generalprobe Burzenland. Neue Forschungen zur Geschichte des Deutschen Ordens in Siebenbürgen und im Banat*. Köln, Weimar, Wien 2013 (Siebenbürgisches Archiv 42), S. 210–259, hier: S. 233–253.
 - 14 Dirk Schuster: Eine unheilvolle Verbindung. Die Hermannstädter Außenstelle des »Institutes zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben«. In: *Zugänge. Jahrbuch des Evangelischen Freundeskreises Siebenbürgen* 2013, Bd. 41, S. 57–83.

rein deskriptiven Arbeiten konstatieren.¹⁵ Erschwert wird die Situation durch einige hochkontroverse Positionen – besonders (aber nicht nur) in der älteren, von Zeitzeugen und ihren Nachkommen bestrittenen Forschung, die teils in einem Opfer-Täter-Diskurs zwischen Vertuschung und polemisch-moralisierender Schuldzuweisung gefangen ist.¹⁶ So ist es kaum verwunderlich, dass auch eine wissenschaftliche Aufarbeitung des rumäniendeutschen Umgangs mit dem Nationalsozialismus nach 1945 noch weitgehend aussteht.¹⁷

Ein Desiderat der Forschung zum Nationalsozialismus bei den Rumäniendeutschen sind außerdem Untersuchungen, die den Nationalsozialismus im Zusammenhang und im Vergleich mit Entwicklungen innerhalb der Mehrheitsbevölkerung und bei den anderen Minderheiten in den jeweiligen Regionen darstellen. In diesem Zusammenhang wäre auch eine verstärkte Auseinandersetzung mit den Rahmenbedingungen politischer Radikalisierung im Rumänien der Zwischenkriegszeit wünschenswert.¹⁸ Diese muss im Fall von Siebenbürgen auch vor dem Hintergrund der von Bukarest nach dem Anschluss der Region an Großrumänien infolge des Ersten Weltkriegs betriebenen Zentralisierungs- und Rumänisierungspolitik, der Enteignungen im Zuge der Bodenreform oder der Einschränkung der Autonomie des Minderheitenschulwesens gesehen werden – Maßnahmen, die freilich nicht nur die Siebenbürger Sachsen, sondern in unterschiedlicher Gewichtung auch die anderen Bevölkerungsgruppen der Region betrafen und Gegenreaktionen hervorriefen.¹⁹ Während die Beziehung zum Nationalsozialismus im Deutschen Reich, wie erwähnt,

15 Vgl. Dionisie N. Arion: Kampf um die Macht in der Honterusgemeinde. Das Auftreten der Kronstädter sächsischen Nationalsozialisten bei den Stadtpfarr- und Presbyterialwahlen 1932/1933 im Spiegel der Korrespondenz Dr. Konrad Möckels. In: Bernhard Heigl, Thomas Şindilariu (Hgg.): Kronstadt und das Burzenland. Beiträge von Studium Transylvanicum zur Geschichte und Kultur Siebenbürgens. Heidelberg, Kronstadt 2011, S. 54–101, hier: S. 54.

16 Vgl. Schüller: Für Glaube, S. 15f. – Hinzu kommt, dass einige dieser Werke auch hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Methodik Mängel aufweisen. So monierten Rezensenten an Arbeiten Johann Böhm wiederholt einen kritiklosen Quellenpositivismus und eine unzureichende Berücksichtigung des Forschungsstands; auch ein Plagiatsverdacht wurde geäußert (vgl. u. a. Franz Horváth: Die Rumäniendeutschen und der Nationalsozialismus. Rezension von Böhm: Die Gleichschaltung. In: HABSBUrg Reviews 2004/11, 24.3.2004, <<http://h-net.msu.edu/cgi-bin/logbrowse.pl?trx=vx&list=HABSBUrg&month=0403&week=d&msg=BjNce715AdHba2Q8paHTdA&user=&pw=>>, 1.3.2016; Wolfgang Kessler: Rezension zu: Carl Bethke: Deutsche und ungarische Minderheiten in Kroatien und der Vojvodina 1918–1941. Identitätsentwürfe und ethnopolitische Mobilisierung. Wiesbaden 2009; Johann Böhm: Die Deutsche Volksgruppe in Jugoslawien 1918–1941. Innen- und Außenpolitik als Symptome des Verhältnisses zwischen deutscher Minderheit und jugoslawischer Regierung. Frankfurt/M. 2009. In: H-Soz-Kult, 6.05.2010, <<http://www.hsoz-kult.de/publicationreview/id/rezbuecher-14047>>, 1.3.2016; Paul Milata: Anmerkungen zu einem Plagiatsverdacht. Zu Johann Böhm »Hitlers Vasallen der Deutschen Volksgruppe in Rumänien vor und nach 1945«. In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* 30 [2007], S. 163–167; ders.: Zwischen Hitler, S. 310; Schüller: Für Glaube, S. 16).

17 Johann Böhm: Hitlers Vasallen der Deutschen Volksgruppe in Rumänien vor und nach 1945. Frankfurt/M. 2006; ders., Klaus Popa: Vom NS-Volkstum- zum Vertriebenenfunktionär. Die Gründungsmitglieder des Südostdeutschen Kulturwerks München und der Landsmannschaften der Deutschen aus Rumänien, Ungarn und Jugoslawien. Frankfurt/M. u. a. 2014.

18 Zur defizitären Demokratie im politischen System Rumäniens und dessen Weg in den Autoritarismus s. Hans-Christian Maner: Parlamentarismus in Rumänien (1930–1940). Demokratie im autoritären Umfeld. München 1997 (Südosteuropäische Arbeiten, 101).

19 Florian Kühner: »... doch hart im Raume stoßen sich die Sach(s)en«. Minderheit und Nationalstaat – Siebenbürgen und der Bukarester Zentralismus. 1918–1940. In: *Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas* 7 (2012) H. 3, S. 265–272; Florian Kühner-Wielach: Siebenbürgische Parteipolitik nach dem Ersten Weltkrieg. Rumänen und Sachsen zwischen Regionalismus und nationaler Vereinheitlichung. In: *Zugänge. Jahrbuch des Evangelischen Freundeskreises Siebenbürgen* 2013, Bd. 41, S. 7–29, hier: S. 19–29; s. ferner: Florian Kühner-Wielach: Siebenbürgen ohne Siebenbürger? Zentralstaatliche Integration und politischer Regionalismus nach dem Ersten Weltkrieg. Berlin 2014 (Südosteuropäische Arbeiten, 153).

wiederholt, wenn auch keineswegs erschöpfend thematisiert wurde, fehlen eingehende Analysen zu einer etwaigen Rezeption anderer Tendenzen: der völkischen Bewegung in Österreich, dem italienischen Faschismus oder Interferenzen mit der faschistischen Legionären Bewegung im Inland.²⁰

Es kann nicht Anspruch des vorliegenden Themenschwerpunkts in diesem Heft sein, zur Erfüllung aller hier formulierten Desiderata beizutragen. Die kleine Auswahl von Beiträgen soll jedoch aufzeigen, wie der Zugriff auf neu erschlossene Quellengattungen und Themenkreise sowie die Verfolgung neuer Fragestellungen frische Perspektiven auf das Forschungsfeld »Rumäniendeutsche und Nationalsozialismus« eröffnen kann. Trotz der thematischen Heterogenität der hier versammelten Beiträge ergeben sich Querverbindungen, die beispielsweise veranschaulichen, wie ideologische Denkmuster über Jahre hinweg in den unterschiedlichsten Bereichen handlungsleitend waren.

Die Beiträge gehen auf den Workshop »Geschichte des Nationalsozialismus in Siebenbürgen/Rumänien« zurück, der am 11. und 12. September 2015 am Universitätscampus Landau/Pfalz stattfand und Wissenschaftler der Fachrichtungen Zeit- und Kirchengeschichte sowie Religions- und Literaturwissenschaften aus Deutschland und Rumänien sowie Zeitzeugen zusammenbrachte. Veranstalter waren die Sektionen Zeitgeschichte und Kirchengeschichte des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde in Zusammenarbeit mit dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Universität München und dem Projekt »Edition der Protokolle des Landeskonsistoriums der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien« am Institut für Evangelische Theologie der Universität Koblenz-Landau (Campus Landau).²¹

Das letztgenannte Projekt hat es sich zum Ziel gesetzt, die Sitzungsprotokolle des höchsten Exekutivgremiums der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien aus der Zwischenkriegszeit in kommentierter Form zu veröffentlichen. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte die Landeskirche ihr Zuständigkeitsgebiet von Siebenbürgen auf das sogenannte rumänische Altreich (*Regatul veche*), das Banat, Bessarabien und die Bukovina ausgedehnt. Die Mitglieder des Landeskonsistoriums gehörten überwiegend zugleich der weltlich-politischen Führungselite der Rumäniendeutschen an. In dem Gremium wurden Themen verhandelt, die in ihrer Bedeutung über den engeren Bereich des kirchlichen Lebens signifikant hinausgehen und von Relevanz für weite Teile der Gesellschaftsgeschichte der evangelischen Rumäniendeutschen sind. Deren Verhältnis zum Nationalsozialismus ist einer der Themenbereiche, in den diese bislang kaum beachtete Quellengattung neue Einblicke gewährt, wie auch die drei ersten, von den Projektmitarbeitern und Gastherausgebern dieses Themenhefts verfassten Beiträge zu zeigen erhoffen:

Timo Hagen präsentiert in seinem Aufsatz Anhaltspunkte dafür, dass bereits vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten in der politischen Vertretungskörperschaft der Siebenbürger Sachsen 1933 völkisch-rassistisches Gedankengut die Entscheidungsfindung im Landeskonsistorium mitbestimmte. Er zeigt, wie das Gremi-

20 Einige Hinweise gibt Günter Schödl: Lange Abschiede. Die Südostdeutschen und ihre Vaterländer 1918–1945. In: ders. (Hg.): Land an der Donau. Berlin 1995 (Deutsche Geschichte im Osten Europas 8), S. 455–649, hier: S. 555–600; zur Legionären Bewegung s. zuletzt: Armin Heinen, Oliver Jens Schmitt (Hgg.): Inszenierte Gegenmacht von rechts. Die »Legion Erzengel Michael« in Rumänien 1918–1938. München 2013 (Südosteuropäische Arbeiten, 150).

21 Das Editionsprojekt wird von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien gefördert.

um im Laufe der 1920er-Jahre Autoritätskrisen durch die teilweise Aneignung oppositioneller Standpunkte zu bewältigen suchte. Um seine Ziele zu erreichen, war das Landeskonsistorium sogar bereit, mit Organisationen wie der »Selbsthilfe«, aus der die nationalsozialistische Bewegung in Siebenbürgen hervorging, zu kooperieren.

Ulrich A. Wien analysiert in seinem Beitrag das Verhältnis der Bischöfe Viktor Glondys (1933–1941) und Wilhelm Staedel (1941–1944) zum Nationalsozialismus. Glondys erhoffte sich von der nationalsozialistischen Bewegung einen Zugewinn an sozialer Kohäsion, lehnte rassistische Ideologie und ein Abrücken von christlichen Werten aber strikt ab. Er scheiterte letztlich in seinem Bemühen, die Autonomie der Landeskirche – bei gleichzeitiger Öffnung des Landeskonsistoriums für die Nationalsozialisten – zu wahren. Unter seinem von der Volksgruppenführung eingesetzten Nachfolger Staedel erfolgte die »Gleichschaltung« der Landeskirche.

Dirk Schuster plädiert in seinem Aufsatz für eine stärkere Einbettung regionalgeschichtlicher Studien in überregionale Zusammenhänge und Forschungsdiskurse. So schlägt er eine Betrachtung unter dem Aspekt der »deutschchristlichen Theologie« und ein Heranziehen des religionssoziologischen Marktmodells als Erklärungsgrundlage für die »Selbstnazifizierung« der Landeskirche vor. Die Sinnhaftigkeit überregionaler Vergleiche zeigt er anhand der Generationenzugehörigkeit führender NS-Exponenten und des erinnerungskulturellen Umgangs mit dem Nationalsozialismus in Minoritätsgesellschaften auf. Schließlich weist Schuster auf die Möglichkeit hin, Erkenntnisse zu den Siebenbürger Sachsen zur Beantwortung der Frage nach dem Ort des »Auslandsdeutschtums« und der Religion im analytischen Konzept der »Volksgemeinschaft« nutzbar zu machen.

Hannelore Baier berichtet in ihrem Aufsatz, der auf Dokumenten aus Bukarester Archiven fußt, über die Bemühungen der Deutschen Volksgruppe in Rumänien (DVfR) 1940–1943, an der vom rumänischen Staat betriebenen Enteignung rumänischer Juden durch »Arisierung« ihres Besitzes (namentlich städtischer Immobilien und Wirtschaftsbetriebe) beteiligt zu werden. Die wiederholt und nachdrücklich vorgebrachten Ansprüche führten zu Interessenskonflikten. Der Staat strebte eine »Rumänisierung« der jüdischen Betriebe an, weswegen die Forderungen nach »Arisierung« die zwischenstaatlichen deutsch-rumänischen Beziehungen zu stören drohten. 1942 wurden die Weichen für eine Ausrichtung der »volksdeutschen« Wirtschaft in Rumänien an den Interessen des »Dritten Reichs« gestellt.

Corneliu Pintilescu Beitrag beschäftigt sich mit der Rolle, die nationalsozialistische Propaganda in der siebenbürgisch-sächsischen landwirtschaftlichen Presse spielte. Der Autor geht zunächst auf die »Gleichschaltung« der rumäniendeutschen landwirtschaftlichen Verbände und ihrer Presseorgane 1940 auf Betreiben der DVfR ein. In der Folge wurde die Fachpresse zur ideologischen Indoktrination der Bauern herangezogen, die auf Basis des Blut-und-Boden-Mythos von ihrer kriegswichtigen Rolle an der »Ernährungsfront« im Kampf um »Lebensraum im Osten« überzeugt werden sollten. Eine Inhaltsanalyse der *Landwirtschaftlichen Blätter für Siebenbürgen* zeigt, dass deren »Nazifizierung« bereits in den Jahren zuvor eingesetzt hatte, jedoch in ihrem Umfang bis 1940 begrenzt blieb.

Zwei Zeitzeugenberichte ergänzen den wissenschaftlichen Themenschwerpunkt, dokumentieren bestimmte Lesarten dieser Periode und ermöglichen eine Auseinandersetzung mit individuellen Perspektiven auf die NS-Zeit und die Rumäniendeutschen:

Paul Philippi (geb. 1923) schildert in seinem Zeitzeugenbericht seine Dienstzeit in der Waffen-SS 1943–1945. Zunächst war er während seines »völkischen Dienstjahres«

in seiner Heimatstadt Kronstadt beim Abtransport der zum Dienst in der Waffen-SS Rekrutierten eingesetzt, bevor er dann die militärische Ausbildung unter anderem im Wiener Arsenal und an der SS-Junkerschule in Braunschweig ableistete. Nach einer Station als Ausbilder in Graz war Philipp in Kämpfe gegen die vorrückende Sowjetarmee im österreichisch-ungarisches Grenzgebiet involviert, ehe er sich nach Kriegsende in amerikanische Kriegsgefangenschaft begab. Der Beitrag thematisiert die Haltung Philipps und seiner Altersgenossen zum Deutschen Reich und zum Nationalsozialismus sowie deren Wahrnehmung der Waffen-SS aus der Binnenperspektive.

Andreas Möckel (geb. 1927) berichtet nach einleitenden historiographischen Betrachtungen zur Jugendbewegung in Siebenbürgen als Zeitzeuge von seiner Schulzeit am Honterus-Gymnasium im siebenbürgischen Kronstadt (rum. Braşov). Der Sohn des damaligen Kronstädter evangelischen Stadtpfarrers Dr. Konrad Möckel schildert die Auswirkungen, die die »Gleichschaltung« der Evangelischen Landeskirche A. B., als institutionelle Trägerin des Gymnasiums, 1941 auf den Schulalltag hatte. Möckel referiert über seine Mitgliedschaft in der nationalsozialistischen Deutschen Jugend und reflektiert über »Mitwisserschaft«, »halbe Opposition« und die »freiwillige Selbst-Entmündigung« seiner Generation.

Die in Philipps Zeitzeugenbericht signifikanten Unterschiede zur Einschätzung der Waffen-SS in der gegenwärtigen Forschungsliteratur zeigen exemplarisch, welches Forschungspotential einer Konfrontation beider Textgattungen innewohnt. Dessen Nutzung setzt einerseits einen quellenkritischen, den Einfluss von Nachkriegsdiskursen auf die Erinnerung berücksichtigenden Umgang mit Zeitzeugenberichten voraus²² und erfordert andererseits die Bereitschaft, wissenschaftliche Überzeugungen anhand neuen Quellenmaterials auf den Prüfstand zu stellen. Zu beachten ist, darauf sei abschließend hingewiesen, dass Termini in Zeitzeugenberichten und teils auch in von Zeitzeugen verfassten historiographischen Schriften oftmals im zeitgenössischen Wortsinn verwendet werden, der von der aktuellen wissenschaftlichen Begriffsbildung abweichen kann. Dies gilt etwa für den Terminus »völkisch«, mit dem in solchen Texten oftmals nicht konkret auf die historische Bewegung und ihre ideologischen Formationen²³ verwiesen werden soll, sondern in der Ich-Erzählung der Zeitzeugen schlicht als Adjektiv zu »Volk« fungieren kann.²⁴

Timo Hagen und Dirk Schuster

22 Vgl. hierzu beispielhaft die auf das »Dritte Reich« bezogene Studie von Malte Thießen: *Schöne Zeiten? Erinnerungen an die »Volksgemeinschaft« nach 1945*. In: Frank Bajohr, Michael Wildt (Hgg.): *Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus*. Frankfurt/M. 2009, S. 165–187.

23 Vgl. u. a. Uwe Puschner, Walter Schmitz, Justus H. Ulbricht (Hgg.): *Handbuch zur »völkischen Bewegung« 1871–1918*. München u. a. 1996; Uwe Puschner: *Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich: Sprache – Rasse – Religion*. Darmstadt 2001; Stefanie v. Schnurbein, Justus H. Ulbricht (Hgg.): *Völkische Religion und Krisen der Moderne. Entwürfe »arteigener« Glaubenssysteme seit der Jahrhundertwende*. Würzburg 2001; Walter Schmitz (Hg.): *Völkische Bewegung, konservative Revolution, Nationalsozialismus. Aspekte einer politisierten Kultur*. Dresden 2005 (*Kultur und antidemokratische Politik in Deutschland*, 1 / *Kulturstudien*, 2); Stefan Breuer: *Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik*. Darmstadt 2010.

24 Für eine alleinige Begriffsverwendung in Bezug auf die völkische Bewegung spricht sich Uwe Puschner aus. Vgl. Uwe Puschner: *Plädoyer für einen »engen« Begriff*. In: Paul Ciupke u. a. (Hgg.): *»Die Erziehung zum deutschen Menschen«*. *Völkische und nationalkonservative Erwachsenenbildung in der Weimarer Republik*. Essen 2007, S. 53–66.

Die Führung der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien im Umgang mit Opposition und völkischem Gedankengut zwischen 1919 und der Etablierung des Nationalsozialismus 1933

Von Timo Hagen

In seinem die Entwicklung der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien in der Zwischenkriegszeit nachzeichnenden Aufsatz *Von der »Volkskirche« zur »Volksreligion«?* stellt Ulrich Andreas Wien die These auf, die kirchliche und weltliche Führungselite der Siebenbürger Sachsen habe es durch eine »abwartende und initiativlose Haltung« versäumt, der sich konsolidierenden nationalsozialistischen Bewegung den Wind aus den Segeln zu nehmen. Letztere konnte sich einer zunehmenden Unzufriedenheit in der Bevölkerung und eines anwachsenden Protestpotentials bedienen, die sich u. a. gegen die Verkrustung und Überalterung der Eliten sowie intransparente Entscheidungsprozesse richteten. Wien zufolge hätte dem durch das In-Gang-Setzen eines überfälligen Demokratisierungsprozesses und einer Professionalisierung der öffentlichen Kommunikation begegnet und damit eine Radikalisierung verhindert werden können.¹

Im folgenden Beitrag soll zum einen der Umgang der Kirchenführung mit innerkirchlichen, gesellschaftlichen und politischen oppositionellen Strömungen und Kritik näher beleuchtet werden, um diese These zu überprüfen, wobei der Fokus nicht auf das Zeitfenster unmittelbar vor der Machtübernahme der nationalsozialistischen »Erneuerungsbewegung« im Deutsch-Sächsischen Volksrat 1933 beschränkt bleiben soll. Es wird sich zeigen, dass wesentliche Verhaltensmuster bereits im Verlauf der 1920er-Jahre im Umgang mit dem Lehrerstreik von 1919/20 sowie der »Gemeinschaftsbewegung« und der »Unzufriedenenbewegung« vorgebildet wurden. Zum anderen soll hinterfragt werden, inwieweit innerhalb des landeskirchlichen Führungszirkels überhaupt Einigkeit darüber herrschte, dass der Aufstieg der »Erneuerungsbewegung« einzudämmen und die von ihr vertretenen Vorstellungen abzuwehren seien.

Als Quellenbasis dienen dieser Untersuchung in erster Linie Sitzungsprotokolle des Landeskonsistoriums der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien aus der

1 Ulrich Andreas Wien: Von der »Volkskirche« zur »Volksreligion«? Beobachtungen zur Entwicklung der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien von 1919 bis 1944. In: ders.: Resonanz und Widerspruch. Von der siebenbürgischen Diaspora-Volkskirche zur Diaspora in Rumänien. Erlangen 2014, S. 225–293, hier: S. 249f., 257f.

Zwischenkriegszeit. Dieses umfangreiche, von der Forschung bislang kaum genutzte Quellenkonvolut lagert im Zentralarchiv der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien [i. F.: ZAEKR] in Hermannstadt (rum. Sibiu) als Bestand 102 und wird derzeit im Rahmen eines am Institut für Evangelische Theologie der Universität Koblenz-Landau angesiedelten Projekts von den Herausgebern dieses Themenhefts zur Edition vorbereitet. Die Protokolle bieten wertvolle Einblicke in die Entscheidungsfindungsprozesse des höchstrangigen Exekutivorgans der Landeskirche, dem der Bischof (D.² Dr. Friedrich Teutsch bis 1932, dann D. Dr. Viktor Glondys), der bischöfliche Vikar³ und der Landeskirchenkurator (D. Friedrich Walbaum bis 1931, ab 1932 Dr. Hans Otto Roth) sowie weitere gewählte weltliche und geistliche Vertreter angehörten. Es handelte sich um ein Gremium, in dem – aufgrund der für die sächsischen Eliten charakteristischen Ämterkumulation – sich die wichtigsten Führungspersönlichkeiten aus Kirche, Politik, Wirtschaft und Vereinsleben versammelten, darunter Bezirksdechanten, (Stadt-)Pfarrer, Bürgermeister, Bankdirektoren und Vereinsvorsitzende. Das Landeskonsistorium kam durchschnittlich fünfmal im Jahr zu mehrtägigen Sitzungsperioden in Hermannstadt zusammen. Die Protokolle wurden bis 1921 vom Hauptanwalt der Landeskirche, Karl Fritsch, geführt, dem 1922 Max Tschurl und 1930 Dr. Hans Weprich im Amt nachfolgten. Die Protokolle halten die Beschlüsse des Landeskonsistoriums fest, geben darüber hinaus jedoch auch die Redebeiträge der Mitglieder teils in Zusammenfassung, teils nahezu im Wortlaut wieder.

ERSTE OPPOSITIONELLE STRÖMUNGEN: LEHRERSTREIK, »GEMEINSCHAFTSBEWEGUNG« UND »UNZUFRIEDENENBEWEGUNG«

Erstmals mit einer offenen Infragestellung seiner Autorität sah sich das Landeskonsistorium 1919–1920 konfrontiert, als die Lehrerschaft der in kirchlicher Trägerschaft befindlichen deutschsprachigen Schulen der Landgemeinden des Hermannstädter Kirchenbezirks in einen Streik trat. Die durch den Ersten Weltkrieg und seine Folgen ausgelöste schwere Wirtschaftskrise, verbunden mit einer galoppierenden Inflation, hatte die Bevölkerung in materielle Not gestürzt und die Zahlungsmoral der ländlichen Gemeinden betreffend der Lehrergehälter aufgeweicht. Die Lehrerschaft wurde dadurch in eine existenzielle Krise gestürzt, organisierte sich und trat in Streik.⁴ Da es für einen Lehrerverband keine kirchenrechtliche Grundlage gab und den Lehrern nach geltendem Landesrecht das Streiken verboten war, wertete das Landeskonsistorium dieses Vorgehen zunächst als »Amtsniederlegung«, »Verbrechen« und Angriff auf die eigene Führungsautorität sowie die kirchliche Ordnung.⁵ Nachdem die Lehrer die Arbeit wieder aufgenommen hatten, wurde von der Eröffnung von Disziplinarstrafverfahren angesichts ihrer großen materiellen Not abgesehen.⁶

2 Ehrendoktorwürde der lutherischen Theologie.

3 Bis 1922 D. Franz Herfurth, bis 1928 D. Dr. Adolf Schullerus, bis 1930 Carl Römer, bis 1932 D. Dr. Viktor Glondys, bis 1945 D. Dr. Friedrich Müller.

4 Harald Roth: Politische Strukturen und Strömungen bei den Siebenbürger Sachsen 1919–1933. Köln, Weimar, Wien 1994 (Studia Transylvanica 22), S. 94.

5 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 16. Sitzungsperiode (22.–26.1.1920), 75. Sitzung vom 22.1.1920, Pkt. 1547; 17. Sitzungsperiode (24.2.–1.3.1920), 95. Sitzung vom 1.3.1920, Pkt. 1704; 18. Sitzungsperiode (23.3.–30.3.1920), 105. Sitzung vom 30.03.1920, Pkt. 1756; 19. Sitzungsperiode (3.–15.6.), 110. Sitzung vom 5.6.1920, Pkt. 1801 (ZAEKR, Best. 102).

6 Vgl. Abschrift eines Entwurfs für einen Bericht des Landeskonsistoriums an die Landeskirchenversammlung über die Einstellung der Arbeit durch die Lehrerschaft, 5.6.1920 (Staatsarchiv Hermannstadt [i. F.: StAH], Slg. Brukenthal FG 1–51, 86: »Inneres Leben, Schule«, Bl. 31f.).

Aus dem Dorf Zendersch (rum. Senereuş) erreichte das Landeskonsistorium eine Eingabe des Andreas Fleischer und Genossen, in welcher am Lehrerstreik Kritik geübt und die eventuelle Gründung eines Bauernbundes »zum Schutz der Bauern« angekündigt wurde.⁷ Im Zuge der Novellierung der Landeskirchenverfassung im gleichen Jahr räumte die Kirchenführung sowohl den Lehrern wie auch den Bauern, die beide ihre Loyalität zur Landeskirche und ihren Gesetzen bekräftigten, erweiterte Mitbestimmungsrechte in den kirchlichen Gremien ein.⁸ Zudem wurde die rechtliche Grundlage für eine Vertretungskörperschaft der Lehrer, der sog. Lehrerbund, geschaffen.⁹

Einem zunächst harschen Abwehrreflex gegenüber dem vermeintlichen Angriff auf die bestehende Ordnung mit ihren Machtstrukturen ließ die Kirchenführung hier also eine inkludierende Öffnung gegenüber den »oppositionellen Elementen« folgen, die sich im Gegenzug für diese »Demokratisierung« in »Proskynese« zu üben hatten.¹⁰

Mit einer Infragestellung landeskirchlicher Autorität sowie Kritik an der religiösen Programmatik und Praxis der Landeskirche sah sich die Kirchenleitung auch in Form der seit Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmenden Kirchenaustritte zugunsten freikirchlicher Vereinigungen wie Adventisten und Baptisten konfrontiert. Zudem hatte sich innerhalb der Landeskirche mit der neupietistischen »Gemeinschaftsbewegung« um den Stadtprediger Georg Scherg aus Kronstadt (rum. Braşov) ein Kreis gebildet, der dem unter Bischof Georg Daniel Teutsch Mitte des 19. Jahrhunderts geprägten kulturprotestantischen Profil der Landeskirche kritisch gegenüberstand. Die »Gemeinschaftsbewegung« wollte mittels Bibelstunden, Kindergottesdiensten, Pfarrer-rüstzeiten und ähnlichem mehr zu einer neuen Frömmigkeit gelangen.¹¹

Das Landeskonsistorium reagierte darauf mit einer Doppelstrategie: Einerseits bemühte es sich, etwa durch das Abhalten eigener liturgischer Kurse für die Pfarerschaft wie 1926 in Heldsdorf (rum. Hălchiu), der Glaubensarbeit innerhalb der Kirche wieder neues Gewicht zu verleihen;¹² 1929 wurde gar auf Schergs Anregung ein sog. Evangelist (Rudolf Karl Ungar) zur Binnenmission ausgebildet und eingestellt.¹³

7 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 18. Sitzungsperiode (23.–30.3.1920), 104. Sitzung vom 29.3.1920, Pkt. 1749 (ZAEKR, Best. 102). – Zum 1920–1921 bestehenden Bauernbund s. Roth: Politische Strukturen, S. 99f.

8 Ulrich Andreas Wien: Kirchenleitung über dem Abgrund. Bischof Friedrich Müller vor den Herausforderungen durch Minderheitenexistenz, Nationalsozialismus und Kommunismus. Köln, Weimar, Wien 1998 (Studia Transylvanica 25), S. 30.

9 Abschrift der Genehmigung der Satzung des Siebenbürgisch-sächsischen Lehrerbundes durch das Landeskonsistorium, 18.6.1920 (StAH, Slg. Brukenenthal FG 1–51, 86: »Inneres Leben, Schule«, Bl. 35).

10 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 19. Sitzungsperiode (3.–15.6.1920), 116. Sitzung vom 15.6.1920, Pkt. 1831 (ZAEKR, Best. 102); Erklärung der Lehrerschaft hinsichtlich ihrer Mitarbeit in Kirche und Schule / Antwort des Bischofs. In: Verhandlungen der Achtundzwanzigsten (verfassungsgebenden) Landeskirchenversammlung 1920, hg. v. Landeskonsistorium der evang. Kirche A. B. in Siebenbürgen. Hermannstadt 1920, S. 74–76.

11 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 1. Sitzungsperiode (21.1.1928), 3. Sitzung, Pkt. 9 (ZAEKR, Best. 102); Burghart Morscher: Die »Gemeinschaftsbewegung« und ihr Einfluss auf die evang.-sächsische Landeskirche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Ulrich A. Wien (Hg.): Reformation, Pietismus, Spiritualität. Beiträge zur siebenbürgisch-sächsischen Kirchengeschichte. Köln, Weimar, Wien 2011 (Siebenbürgisches Archiv 41), S. 264–289; Wien: Friedrich Müller, S. 37f.; ders.: Von der »Volkskirche« zur »Volksreligion«?, S. 240.

12 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 2. Sitzungsperiode (17.–20.5.1926), 8. Sitzung vom 17.5.1926, Pkt. 131 (ZAEKR, Best. 102).

13 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 3. Sitzungsperiode (15.–17.05.1928), 12. Sitzung (15.05.1928), Pkt. 146 (ZAEKR, Best. 102); Morscher: »Gemeinschaftsbewegung«, S. 283.

Andererseits sollte jede Form des Separatismus streng unterbunden werden. Die Kirchenführung ließ die »Gemeinschaftsbewegung« gewähren, um durch sie Austrittswillige unter dem Dach der Kirche zu halten; wer jedoch den Boden des Kirchenrechts verließ, gegen den wurden Disziplinarmaßnahmen eingeleitet. Dies war etwa 1926 Fall, als der gemeinschaftsbewegte Pfarrer Frank aus Trappold (rum. Apold) sich weigerte, als Gemeinderat den Eid auf die politische Gemeinde abzulegen, zu dem er von Amtswegen verpflichtet war.¹⁴ In der Frage des Umgangs mit Kirchenmitgliedern, die die Erwachsenentaufe praktizierten, hielt sich das Konsistorium mit einer Stellungnahme zurück und verwarf die Option einer Exkommunikation. Die »vor dem Abfall Stehenden« sollten der Kirche nicht verloren gehen, sondern durch verstärkte seelsorgerische Betreuung für die »rückhaltlose Anerkennung unserer Grundsätze« und »unserer Ordnung« zurückgewonnen werden.¹⁵

Die Landeskirchenführung war also bereit, auf die Kritik an ihrem kulturprotestantischen Profil, das in den Kirchengaustritten, dem Wirken der »Gemeinschaftsbewegung« etc. manifest wurde, durch eine partielle Neuausrichtung hin zu einem vertieften religiösen und geistlichen Leben einzugehen. Dies entsprach im Übrigen sicherlich auch der persönlichen Überzeugung einzelner Konsistorialmitglieder (wie etwa dem Dechanten des Burzenlands [rum. Țara Bârsei], D. Johannes Reichart). Ziel war die Wahrung der Integrität des auf dem Boden der kirchenrechtlichen Ordnung stehenden Kirchenvolks. Der dabei an den Tag gelegte Pragmatismus zeigte sich besonders eindrücklich bei der ebenfalls auf Anregung Schergs erfolgten Einstellung von Kolporteuren, die Druckerzeugnisse der landeskirchlichen Druckerei vertreiben sollten: Bei dieser Maßnahme, mit der das Landeskonsistorium den Einfluss der »Sekten« einzudämmen hoffte, wollte man nicht auf das »Knowhow« eines Konvertiten verzichten, der diesen Dienst zuvor für die Baptisten versehen hatte.¹⁶

In den Nachkriegsjahren geriet die Landeskirche durch Wirtschaftskrise, Inflation, Verluste aus Investments in Krieganleihen, Enteignungen im Zuge der Bodenreform, den teilweisen Wegfall staatlicher Unterstützungszahlungen und anderem mehr in erhebliche Finanzschwierigkeiten. Um das hoch entwickelte landeskirchliche Schulwesen und die Gehaltszahlungen an Pfarrer und Verwaltungsbeamte weiter aufrecht erhalten zu können, mussten Kirchensteuern zentral erhoben werden, die bald ein Ausmaß annahmen, welches die gleichfalls unter der Krise leidenden Gläubigen zusätzlich zu den staatlichen Steuern stark belastete. Hiergegen formierte sich Mitte der 1920er-Jahre Widerstand, der sein Zentrum in Hermannstadt hatte. Diese sog. Unzufriedenenbewegung forderte eine Senkung der Steuern sowie einen Kostenabbau in Kirche und Schule und warf der Kirchenführung Vorteilsnahme, Vetternwirtschaft, Distanz zum Kirchenvolk und Unfähigkeit vor.¹⁷ Die Unzufriedenen arbeiteten mit

14 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 2. Sitzungsperiode (17.–20.5.1926), 13. Sitzung vom 20.5.1926, Pkt. 167; 14. Sitzung vom 20.5.1926, Pkt. 180 (ZAEKR, Best. 102).

15 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 5. Sitzungsperiode (11.–14.8.1930), 29. Sitzung vom 11.8.1930, Pkt. 298 (ZAEKR, Best. 102).

16 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 2. Sitzungsperiode (21.–24.02.1928), 10. Sitzung (24.02.1928), Pkt. 126 (ZAEKR, Best. 102); Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 5. Sitzungsperiode (11.–14.08.1930), 35. Sitzung (14.08.1930), Pkt. 340 (ZAEKR, Best. 102); Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 7. Sitzungsperiode (15.–17.12.1932), 51. Sitzung (16.12.1932), Pkt. 485 (ZAEKR, Best. 102).

17 Zur »Unzufriedenenbewegung« s. ausführlich: Roth: Politische Strukturen, S. 109–133.

Flugschriften und Presseartikeln, gaben mit dem *Sächsischen Volksblatt* eine eigene Zeitung heraus, verfassten Petitionen – sogar an das rumänische Parlament und Kultusministerium¹⁸ und gründeten schließlich mit dem Sachsenbund eine eigene Partei.¹⁹ Das Landeskonsistorium reagierte auf die Kritik und Vorwürfe mit einem ganzen Strauß an Maßnahmen, zu denen Gegendarstellungen in der Presse,²⁰ Disziplinarmaßnahmen (in Fällen, in denen die Vorwürfe von Kirchenangestellten vorgetragen wurden), die Erstattung von Strafanzeige unter Berufung auf das staatliche Pressegesetz (gegen Otto Kosch in Kronstadt 1925)²¹ und Interventionen beim Kultusministerium zählten. »Abwehr« war also die Devise. Zu einer echten, offenen Diskussion von Inhalten kam es nicht,²² obwohl sich das Landeskonsistorium in einigen Fällen die Vorwürfe näher erläutern ließ und die Gegendarstellungen trotz des oftmals polemisch-beleidigenden Tons der Unzufriedenen sachlich ausfielen. Öffentlich geäußerte Kritik an der Kirchenführung wurde von dieser – zumal wenn ihr Adressat der die Kirchenautonomie sukzessive beschneidende Staat war – als Gefährdung ihrer Autorität und damit der Interessen des Kirchenvolks gewertet.²³ Intern war die Reform des Abgaben- und Besoldungswesens und die Lösung der Finanzprobleme der Landeskirche jedoch ein beherrschendes Dauerthema der Konsistorialsitzungen in den 1920er-Jahren;²⁴ 1927 wurde die Kirchensteuer, die ursprünglich erneut erhöht werden sollte, eingefroren.²⁵

Auch gab es ein Bewusstsein in der sächsischen Führung, dass die neue Kritikbereitschaft in der Bevölkerung gegenüber Kirchenleitung und Pfarrerstand durch einen Verlust der geistlichen Autorität dieser Personenkreise begünstigt wurde, der mit der fortschreitenden Entchristlichung der Bevölkerung wie der Kirche selbst in Zusammenhang stand. Folglich sind oben geschilderte Maßnahmen wie Pfarrerfortbildung und Evangelisation zur Vertiefung des geistlichen und religiösen Lebens auch als Reaktionen auf diese Kritik zu sehen.²⁶

Im Verlauf der 1920er-Jahre lässt sich also wiederholt ein Bemühen des Landeskonsistoriums beobachten, aufkommende Kritik nach außen hin resolut abzuwehren, weil diese als der eigenen Autorität schädlich wahrgenommen wurde. Intern ging man jedoch durchaus auf Kritik ein und machte Zugeständnisse, was in der Tat zu Intrans-

18 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 1. Sitzungsperiode (17.–19.2.1925), 6. Sitzung vom 19.2.1925, Pkt. 128 (ZAEKR, Best. 102).

19 Die Führer der Bewegung waren Albert Dörr, Komitatspräfekt und Bürgermeister a. D. in Hermannstadt, und der pensionierte Pfarrer und Schuhhändler M. A. Schuster (Roth: Politische Strukturen, S. 112, 119–121). Eine Triebfeder für Schusters politisches Engagement scheint gewesen zu sein, dass die Kirchenführung auf dessen wiederholte Gesuche um Erhöhung seiner Pension nicht einging: s. Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 1. Sitzungsperiode (17.–19.2.1925), 2. Sitzung vom 17.2.1925, Pkt. 29; 2. Sitzungsperiode (9.–11.6.1925), 11. Sitzung vom 11.6.1925, Pkt. 231; 3. Sitzungsperiode (26.–28.8.1925), 12. Sitzung vom 26.8.1925, Pkt. 260; 4. Sitzungsperiode (17.–19.11.1925), 22. Sitzung vom 19.11.1925, Pkt. 390; 1. Sitzungsperiode (9.–11.3.1926), 6. Sitzung vom 11.3.1926, Pkt. 98 (ZAEKR, Best. 102).

20 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 4. Sitzungsperiode (17.–19.11.1925), 18. Sitzung vom 17.11.1925, Pkt. 348 (ZAEKR, Best. 102).

21 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 2. Sitzungsperiode (9.–11.6.1925), 9. Sitzung vom 10.6.1925, Pkt. 173; 11. Sitzung vom 11.6.1925, Pkt. 223; 2. Sitzungsperiode (17.–20.5.1926), 14. Sitzung vom 20.5.1926, Pkt. 193 (ZAEKR, Best. 102).

22 Roth: Politische Strukturen, S. 115.

23 Ebenda, S. 116.

24 Sh. bspw. Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 4. Sitzungsperiode (17.–19.11.1925), 22. Sitzung vom 19.11.1925, Pkt. 376 (ZAEKR, Best. 102).

25 Roth: Politische Strukturen, S. 127f.

26 Vgl. ebenda, S. 126f.

parenz führte. Maximen dieses Handelns waren, neben dem Erhalt der Autorität der Kirchenführung, die Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung und die Integrität des Kirchenvolks. Diese Maximen bildeten zugleich den äußeren Rahmen für die Zugeständnisse.

DIE LANDESKIRCHE UND DIE »SELBSTHILFEBEWEGUNG«: KONTRAHENTEN ODER PARTNER?

Im Folgenden soll das Aufkommen der nationalsozialistischen Bewegung in Siebenbürgen und das Verhältnis der Evangelischen Landeskirche A. B. zu ihr dargestellt werden.

1922 hatte Fritz Fabritius die sog. Selbsthilfe als »Unternehmen zur Vermittlung und Finanzierung von Immobilien« für Arbeiter und Kleinbürger in Hermannstadt gegründet. Die Verfolgung der wirtschaftlichen und sozialreformerischen Ziele als genossenschaftliche Bausparorganisation ging zunehmend einher mit der Vermittlung und Verbreitung deutschnationalen und radikal-völkischen Gedankenguts. Im Zeitraum 1930–1932 erfolgte eine Festlegung auf den Nationalsozialismus nach deutschem Vorbild.²⁷ Auch Mitglieder des 1930 aufgelösten Sachsenbundes der Unzufriedenen engagierten sich nun in der »Selbsthilfebewegung«. Auch die »Selbsthilfe« war aus einer wirtschaftlichen Krisensituation und der Unzufriedenheit mit der konservativen politischen Führung der Siebenbürger Sachsen entstanden. Letzterer wurde u. a. vorgeworfen, die Interessen der siebenbürgisch-sächsischen Unterschicht nur unzureichend zu vertreten und gegenüber einem die Minderheiten benachteiligenden rumänischen Staat nicht entschieden genug aufzutreten. »Das neue Merkblatt über die Ziele und Einrichtungen der Selbsthilfe vom Juli 1931« stellt die »Selbsthilfe« als »Kampforganisation« vor, die »unser ganzes Volk erobern« will, »um es erneuern zu können in weltanschaulicher, wirtschaftlicher und rassischer Hinsicht«. Der Kampf sollte der Einung des Volkes zu einer »lebendigen Schicksalsgemeinschaft«, einer »nationalen und wahrhaft deutschen sozialen Gemeinschaft« dienen.²⁸ Nachdem eine in »Jugendbewegung« und »Wandervogel« sozialisierte Gruppe um Waldemar Gust zur »Selbsthilfe« gestoßen war, wurde diese 1932 in die *Bausparkasse* und die *Nationalsozialistische Selbsthilfebewegung der Deutschen in Rumänien* aufgeteilt. Diese umgangssprachlich als »Erneuerungsbewegung« bezeichnete Partei fand zunehmend Zustimmung in der Bevölkerung und setzte auf dem Sachsentag im Oktober 1933 eine Neufassung des Volksprogramms, der Programmschrift siebenbürgisch-sächsischer Politik, in ihrem Sinne durch und übernahm im November 1933 unter der Führung von Fabritius die Macht im Deutsch-Sächsischen Volksrat.²⁹

27 Zur Forschungskontroverse über die genaue zeitliche Ansetzung der NS-Orientierung der »Selbsthilfe« s. Dionisie N. Arion: Kampf um die Macht in der Honterusgemeinde. Das Auftreten der Kronstädter sächsischen Nationalsozialisten bei den Stadtpfarr- und Presbyterialwahlen 1932/1933 im Spiegel der Korrespondenz Dr. Konrad Möckels. In: Bernhard Heigl, Thomas Şindilariu (Hgg.): Kronstadt und das Burzenland. Beiträge von Studium Transylvanicum zur Geschichte und Kultur Siebenbürgens. Heidelberg, Kronstadt 2011, S. 54–101, hier: S. 54–60.

28 Wilhelm Schunn: Das neue Merkblatt über die Ziele und Einrichtungen der Selbsthilfe. Hermannstadt 1931 (Slg. Konrad Klein, Gauting); zitiert nach: Timo Hagen: Der Deutsche Orden in der Bildenden Kunst Siebenbürgens 1900–1944. In: Konrad Gündisch (Hg.): Generalprobe Burzenland. Neue Forschungen zur Geschichte des Deutschen Ordens in Siebenbürgen und im Banat. Köln, Weimar, Wien 2013 (Siebenbürgisches Archiv 42), S. 210–259, hier: S. 235.

29 Arion: Kampf um die Macht, S. 54–60; Wien: Von der »Volkskirche« zur Volksreligion?, S. 256–258.

Bei der Bischofswahl ein Jahr zuvor, im November 1932, war der »Selbsthilfe«-Kandidat Wilhelm Staedel hingegen noch chancenlos gewesen, und auch in das mit Jahresbeginn 1933 sich neu formierende Landeskonsistorium war mit Alfred Pomarius nur ein »Erneuerer« gewählt worden.³⁰ Die »Selbsthilfe« hatte zuvor versucht, durch Intervention beim Landeskonsistorium die Wahlen auf einen Termin nach den anstehenden Wahlen für die kirchlichen Körperschaften auf Gemeinde- und Bezirksebene zu verschieben, in denen sie die alten konservativen Eliten abzulösen hoffte. So hätten sich ihre Chancen bei den Wahlen für das Zentrum erhöht.³¹ Die Reaktionen der einzelnen Konsistorialmitglieder auf diese Eingabe vom September 1932 zeigen, dass die Kirchenführung gegenüber der »Selbsthilfe« keineswegs eine eindeutig-geschlossene Abwehrhaltung einnahm: Die Mitglieder Dr. Carl Molitoris, Dr. Julius Schaser, Dr. Heinrich Siegmund und D. Dr. Friedrich Müller begriffen die »Erneuerungsbewegung« offenbar als Chance, die in den vorangegangenen Jahren entlang verschiedener Bruchkanten (Bauern – Intellektuelle, Pfarrerstand – Laien, Kleinbürger – Eliten) sich auflösende Geschlossenheit der siebenbürgisch-sächsischen Bevölkerung wiederherzustellen. Schaser war der Ansicht, dass die »Erneuerungsbewegung« »der Kirche dienstbar gemacht werden müsse«. Ihr Identifikationspotential sollte also auf die Kirche übertragen werden, um so den durch Entchristlichung und in den Auseinandersetzungen mit den Unzufriedenen erlittenen Autoritätsverlust wettzumachen. Johann Schöpp hielt es für wünschenswert, dass Führern der Bewegung die Möglichkeit gegeben werde, »im Landeskonsistorium zu Sitz und Stimme« zu kommen. Molitoris führte aus, das Landeskonsistorium habe »die Möglichkeit und die Pflicht, das Wertvolle der Bewegung aufzugreifen« und könne sie dadurch stützen, dass es sie auf Fehler hinweise. Als *einbinden, dienstbar machen, einbeugen* könnte man diese Strategie umschreiben. Andererseits wurde, u. a. von Friedrich Müller, auch auf die Gefahr einer Politisierung der Landeskirche hingewiesen, die den übergeordnet neutralen Status und damit den Führungsanspruch der Kirche hätte gefährden können. Interessant ist, dass im Ergebnis eine Verschiebung der Bischofswahl einstimmig als »unmöglich« abgelehnt wurde. Der Vorschlag der »Selbsthilfe«, den Bischof durch Urwahl aller Wahlberechtigten statt durch Delegierte in der Landeskirchenversammlung wählen zu lassen, wurde, anders als die ebenfalls gestellte Forderung nach einer Einführung des Listenwahlrechts für die kirchlichen Körperschaften, gar nicht erst diskutiert. Obwohl hier auch organisatorische und kirchenrechtliche Beweggründe eine Rolle gespielt haben mögen, ist doch klar erkennbar, dass das wichtigste Amt der Kirche keinesfalls an einen »Externen« gehen sollte: Die drei anderen Kandidaten, D. Dr. Viktor Glondys, D. Dr. Friedrich Müller und Dr. Hermann Jekeli, gehörten dem Konsistorium an, die oben umrissene Vereinnahmungsstrategie gegenüber der »Selbsthilfe« hatte demnach hier ihre Grenze.³²

Wie im Fall des Lehrerstreiks gab es also eine Bereitschaft im Landeskonsistorium zu einer partiellen Öffnung und zu inhaltlichen Neuerungen, wobei der Führungsanspruch der bisherigen Führungselite aufrechterhalten wurde und die kirchliche Ord-

³⁰ Wien: Friedrich Müller, S. 61.

³¹ Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 5. Sitzungsperiode (19.–22.9.1932), 25. Sitzung vom 19.9.1932, Pkt. 296, 301 (ZAEKR, Best. 102); zur Initiative der »Selbsthilfe« s. auch: Arion: Kampf um die Macht, S. 86f.

³² Alle Zitate in diesem Abschnitt aus: Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 5. Sitzungsperiode (19.–22.9.1932), 25. Sitzung vom 19.9.1932, Pkt. 301 (ZAEKR, Best. 102).

nung nicht tangiert werden durfte. All dies blieb der Öffentlichkeit freilich verschlossen, die lediglich einen Erhalt des Status quo im Wahlergebnis beobachten konnte.

Die grundsätzliche Bereitschaft, zumindest eines Teils des Landeskonsistoriums, mit der »Selbsthilfe« zu kooperieren, zeigte sich allerdings nicht nur in dieser Episode, sondern bereits zuvor wiederholt in den Jahren 1929–1931. Vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise hatte das Landeskonsistorium 1930 den Beschluss gefasst, ein landeskirchliches Hilfswerk für arme und schwache Gemeinden zu gründen. Mittels Geldern aus dem landeskirchlichen Budget, Spenden aus dem In- und Ausland sowie aus Gemeindepatenschaften wurden bedürftige Gemeinden bei der Begleichung von Gehaltsrückständen gegenüber ihren kirchlichen Angestellten unterstützt, damit »keine einzige tüchtige und willige Gemeinde zur Selbstaufgabe genötigt werde«. ³³ Diesem Hilfswerk wurde ein Projekt zur »landeskirchlichen Innerbesiedlung« als dessen »notwendige Ergänzung« an die Seite gestellt. ³⁴ Dabei ging es im Kern darum, den Haus- und Grundbesitz (siebenbürgisch-sächsischer) Glaubensgenossen planmäßig zu sichern und auszuweiten. Von dem ideologischen Gedankengebäude, dass hinter diesem Projekt stand, wird gleich noch die Rede sein, wichtig ist jedoch zunächst, dass als eines seiner zentralen Instrumente die Gewährung von Niedrigzinsdarlehen an die Siedler vorgesehen war. Zu diesem Zweck sollte mit siebenbürgisch-sächsischen Kreditinstituten und Raiffeisenvereinen kooperiert werden – und mit der »Selbsthilfe«. Auch sonst tauchen Fälle in den Konsistorialakten auf, in denen Landeskirche und »Selbsthilfe« zusammenarbeiteten, um durch Darlehen den Immobilienbesitz siebenbürgisch-sächsischer Glaubensgenossen zu sichern. ³⁵ Das Vertrauensverhältnis zwischen Kirchenführung und Fabritius' Organisation war groß genug, dass letztere 1931 beim Landeskonsistorium (wenn auch vergeblich) anfragte, ob dieses ihr für drei Jahre die Gelder des oben genannten landeskirchlichen Hilfswerks zinsfrei zur Verfügung stellen würde. ³⁶

Als in der Hermannstädter Elisabethvorstadt (rum. Cartier Lazaret) 1930 eine evangelische Volksschule nebst Kindergarten gebaut werden sollte, gewährte die »Selbsthilfe« der Hermannstädter Kirchengemeinde, die sich in massiven Finanzschwierigkeiten befand, das nötige Baudarlehen. Hermannstädter Stadtpfarrer war damals Friedrich Müller, der auch dem Landeskonsistorium angehörte. Die Vorstadt »jenseits des Bahnsteigs« war nach dem Ersten Weltkrieg durch den Zuzug verarmter (siebenbürgisch-sächsischer) Landbevölkerung stark angewachsen. Die Neubauten sollten vorrangig zur Integration dieses entwurzelten und oftmals der Kirche entfremdeten Personenkreises dienen. ³⁷

33 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 6. Sitzungsperiode (18.–19.9.1930), 37. Sitzung vom 18.9.1930, Pkt. 377; das direkte Zitat entstammt der Protokoll-Beilage 32 »Gutachten betreffend die Organisation eines landeskirchlichen Unterstützungswerkes für arme und schwache Gemeinden« (ZAEKR, Best. 102).

34 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 6. Sitzungsperiode (18.–19.9.1930), 38. Sitzung vom 19.9.1930, Pkt. 380; dazu Protokoll-Beilage 33 »Gutachten über die landeskirchliche Innerbesiedlung« (ZAEKR, Best. 102).

35 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 6. Sitzungsperiode (18.–19.9.1930), 39. Sitzung vom 19.9.1930, Pkt. 398; 3. Sitzungsperiode (27.–29.5.1930), 17. Sitzung vom 28.5.1930, Pkt. 175 (ZAEKR, Best. 102).

36 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 4. Sitzungsperiode (7.–8.10.1931), 18. Sitzung vom 8.10.1931, Pkt. 242 (ZAEKR, Best. 102).

37 Wien: Friedrich Müller, S. 105f., 118, 140.

Die Interessen der Gemeinde fielen also mit dem sozialreformerischen Tätigkeitsfeld der »Selbsthilfe«-Genossenschaft zusammen, wie es auch bei den Kooperationen der letzteren mit der Landeskirche der Fall war. Fute die Zusammenarbeit jedoch darüber hinaus, zumindest teilweise, auch auf einem gemeinsamen Fundament nationalistisch-völkischer Weltanschauung? Die Stadtprediger Hans Ackner und Karl Reinerth waren, wie Ulrich Andreas Wien schreibt, erklärte Anhänger der »Erneuerungsbewegung« und auch Stadtpfarrer Müller wurde von Zeitgenossen als ihr Sympathisant angesehen. Seine Haltung scheint zu Beginn der 1930er-Jahre jedoch ambivalent gewesen zu sein,³⁸ wie auch seine Reaktion auf die Eingabe der »Selbsthilfe« im Vorfeld der Bischofswahl zeigte. Unter seinen Kollegen im Landeskonsistorium waren zentrale Komponenten völkischer Weltsicht schon seit Beginn der 1920er-Jahre mehrheitsfähig, wie im Folgenden am Beispiel der Rassenideologie gezeigt werden soll.

VÖLKISCHE RASSENIDEOLOGIE IN DER FÜHRUNG DER LANDESKIRCHE

Bereits 1922 wurden auf Antrag des ärztlichen Mitglieds des Landeskonsistoriums, Heinrich Siegmund, die evangelischen Volksschulbchereien auf dem Gebiet der Landeskirche u. a. mit folgenden Büchern ausgestattet, die auch den Lehrern als Unterrichtsgrundlage dienen sollten: *Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. Für Gebildete aller Berufe* von Hermann Werner Siemens (Erstveröffentlichung München 1917) und *Rassenlehre und Rassenpflege* von Max Robert Gerstenhauer (Erstveröffentlichung Leipzig 1913).³⁹ Gerstenhauer war eine der führenden Figuren der völkischen Bewegung im Deutschen Reich, maßgeblicher Wortführer und Vermittler völkischer Rassentheorien sowie Mitglied im 1921 gegründeten Bund für Deutsche Kirche, in dem sich das antisemitische Deutschchristentum organisierte.⁴⁰

Siegmund, ein Arzt aus Mediasch (rum. Media), beschäftigte sich bereits seit der Jahrhundertwende mit Rassenhygiene, Eugenik und Sozialdarwinismus, wobei der seiner Ansicht nach drohende »Volkstod« der Siebenbürger Sachsen Antrieb seines Schaffens war.⁴¹ Das oben angesprochene, 1930 beschlossene Projekt zur »landeskirchlichen Innerbesiedlung« wurde von Siegmund konzipiert und erscheint als eine konzertierte Zusammenführung der von ihm in den zurückliegenden Jahrzehnten erarbeiteten Lösungsansätze zur Abwendung des »Volkstods« (vgl. auch sein Buch *Deutschen-Dämmerung in Siebenbürger. Verdrängung oder Vernichtung?*, Hermannstadt 1931). Das Projekt versteht die Siebenbürger Sachsen (mit denen die Glieder der Kirche hier gleichgesetzt werden) als eine biologische Entität, einen

³⁸ Ebenda, S. 138–140.

³⁹ Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 10. Sitzungsperiode (16.–20.5.1922), 78. Sitzung vom 17.5.1922, Pkt. 1368 (ZAEKR, Best. 102).

⁴⁰ Alexandra Esche: »[D]amit es auch wirklich etwas Gutes wird!« Max Robert Gerstenhauers Weg in die NSDAP. In: Daniel Schmidt, Michael Sturm, Massimiliano Livi (Hgg.): *Wegbereiter des Nationalsozialismus. Personen, Organisationen und Netzwerke der extremen Rechten zwischen 1918 und 1933*. Essen 2015 (Schriftenreihe des Instituts für Stadtgeschichte – Beiträge, Bd. 19), S. 37–54.

⁴¹ Tudor Georgescu: *Ethnic Minorities and the Eugenic Promise. The Transylvanian Saxon Experiment with National Renewal in Inter-War Romania*. In: *European Review of History. Revue européenne d'histoire* 17 (2010) H. 6, S. 861–880; ders.: *Saxon Eugenics in Transylvania. Overview*. In: Marius Turda (Hg.): *The History of East-Central European Eugenics, 1900–1945. Sources and Commentaries*. London u. a. 2015, S. 550–559; hier: S. 552–555; Heinrich Lingner: *Sitte, Moral und Volksreinheit bei Heinrich Siegmund*. In: *Siebenbürger Semesterbltter* 6 (1992) H. 2, S. 169–172; Ernst Wagner: *Heinrich Siegmund und die »volksbiologische« Forschung in der Zwischenkriegszeit*. In: *Zeitschrift für siebenbrgerische Landeskunde* 6 (1983) H. 2, S. 177–186.

Volkskörper »nordischen Bluts«, der im darwinistischen Verdrängungskampf um Lebensraum mit den anderen Völkern in Siebenbürgen unterzugehen drohe. Durch gezielte Siedlungsarbeit innerhalb des siebenbürgisch-sächsischen Siedlungsgebiets sollten durch Landflucht, Auswanderung, Kinderbeschränkung/niedrige Geburtenraten und Alkoholismus »sterbende« Gemeinden gerettet und die »fortschreitende Entsachung« der Städte aufgehalten werden. »Rassenentartung« sollte durch »Züchtung und Auslese tüchtiger Siedler« vorgebeugt und auch der »Rassenmischung« und dem »Rassenwechsel« entgegengetreten werden. Besonderes Augenmerk lag auf der Förderung des Bauernstandes, der als Träger des Volkskörpers galt und zudem am engsten mit dem Boden, der »Urquelle allen völkischen Lebens«, verwachsen sei.⁴²

Das hier umrissene hinter dem »Innerbesiedlungs«-Projekt stehende Gedankengebäude weist deutliche Parallelen zur völkischen Blut-und-Boden-Ideologie auf – nicht von ungefähr: So zitierte Siegmund in seinem Gutachten u. a. den reichsdeutschen Politiker Georg Wilhelm Schiele, einen führenden Unterstützer des in Nordostdeutschland tätigen völkischen Siedlungsbunds Artam, welcher (mit den Worten von Andreas Möckel) »Landsicherung aus national-ideologischen Gründen« betrieb.⁴³ Die »Artamanen« organisierten einen freiwilligen Arbeitsdienst in der Landwirtschaft für junge »Arier«, um eine Sesshaftwerdung polnischer Erntehelfer in den ostelbischen Gebieten zu verhindern. Einer der führenden Köpfe der »Artamanen« war der aus Schäßburg (rum. Sighișoara) stammende August Georg Kenstler, der seit 1929 die Zeitschrift *Blut und Boden. Monatsschrift für wurzelstarkes Bauerntum, für deutsche Wesensart und nationale Freiheit* herausgab. Im ersten Heft erschien ein Artikel von Bischof Friedrich Teutsch, der im gleichen Jahr das Innerbesiedlungsprojekt angeregt hatte.⁴⁴ In dem Beitrag gedachte Teutsch dem gerade verstorbenen Dr. Carl Wolff.⁴⁵ Letzterer war um die Jahrhundertwende als Journalist, Politiker, Bankdirektor und Landeskirchenkurator eine der wichtigsten Führungsfiguren der Siebenbürger Sachsen gewesen – und hatte sich bereits seit 1890 mit Fragen der Innerbesiedlung beschäftigt.⁴⁶ Das Thema wurde in der Folge zu einem wichtigen Gegenstand innersächsischer Debatten, die einen Höhepunkt zur Zeit des Ersten Weltkriegs erreichten und an denen u. a. auch Heinrich Siegmund beteiligt war. Die Debatten wurden von zwei Grundannahmen geprägt: Erstens diejenige von einer

42 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 6. Sitzungsperiode (18.–19.9.1930), 38. Sitzung vom 19.9.1930, Protokoll-Beilage 33 »Gutachten über die landeskirchliche Innerbesiedlung« (ZAEKR, Best. 102).

43 Andreas Möckel: August Georg Kenstler. Angehöriger einer verlorenen Generation. In: *Zeitschrift für siebenbürgische Landeskunde* 35 (2012) H. 2, S. 219–227, hier: S. 221.

44 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 5. Sitzungsperiode (23.–25.9.1929), 16. Sitzung vom 24.9.1929, Pkt. 262 (ZAEKR, Best. 102).

45 Möckel: Kenstler, S. 222.

46 Gábor Egry: Debates on Colonization Plans among the Transylvanian Saxons during the First World War. In: Sorina Paula Bolovan u. a. (Hgg.): *Mișcări de populație și aspecte demografice în România în prima jumătate a secolului XX. Lucrările Conferinței internaționale »Mișcări de populație în Transilvania în timpul celor două războaie mondiale«*, Cluj-Napoca, 24–27 mai 2006. *Omagiu academicianului Camil Mureșanu la împlinirea vârstei de 80 de ani* [Bevölkerungsbewegungen und demografische Aspekte in Rumänien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Akten der internationalen Konferenz »Bevölkerungsbewegungen in Siebenbürgen zur Zeit der beiden Weltkriege«, Klausenburg, 24.–27. Mai 2006. Festschrift für Camil Mureșanu zur Vollendung des 80. Lebensjahrs]. Cluj-Napoca 2007 (Supplement al Masterului de socio-antropologie istorică 8 [Supplement zum Master historische Sozialanthropologie 8]), S. 57–69.

demographischen Bedrohung sächsischer Landgemeinden durch Rumänen und zweitens die Hoffnung, ein geschlossenes sächsisches Siedlungsgebiet könnte zu einem wichtigen Kettenglied zukünftiger bis in den Nahen Osten reichender deutscher Hegemonie werden.⁴⁷ Es war mit hoher Wahrscheinlichkeit der spätere Bischof Friedrich Teutsch, der den demographischen Aspekt als einer der ersten thematisierte.⁴⁸ Tatsächlich wurden auch einige größere »binnenkolonialisatorische« Maßnahmen durchgeführt, wobei der 1891 auf Initiative Carl Wolffs gegründeten Siebenbürgischen Vereinsbank eine zentrale Rolle zukam.⁴⁹

Das Thema Innerbesiedlung war also 1930 bereits ein längst etablierter Bestandteil im ethnozentristischen Denken und Handeln der siebenbürgisch-sächsischen (Kirchen-)Führung, der sich als besonders anschlussfähig an völkisch-rassistische Denkmuster und Terminologie erwies.

Der oben erwähnte August Georg Kenstler war auch Mitgründer des sog. Bundes Kinderland, der (vergleichbar dem späteren »Lebensborn«) uneheliche Kinder und Waisenkinder »nordischer Rasse« zur Adoption vermittelte, um zur Rettung dieser angeblich vom Niedergang bedrohten »hochwertigen Rasse« beizutragen.⁵⁰ Seine Zeitschrift *Blut und Boden* fungierte als Mitteilungsblatt des von Thea von Teubern geleiteten Bundes, zu dessen Förderern u. a. auch der bereits genannte Max Robert Gerstenhauer zählte.⁵¹ 1932 strebte das Landeskonsistorium eine Zusammenarbeit mit dem »Bund Kinderland« in Sachen Innerbesiedlung an;⁵² inwieweit es zu einer Umsetzung dieses Vorhabens kam, bleibt noch zu prüfen.

Vor diesem Hintergrund ist es bemerkenswert, dass sich der Kronstädter Stadtpfarrer und bischöfliche Vikar Viktor Glondys in seiner viel diskutierten Predigt von 1931 über das Gleichnis vom barmherzigen Samariter gegen einen »Rassekultus« wandte, »der nicht sittliche Forderungen, nicht Gottesgebote, sondern die Rasse als obersten Wert« setze. Er zeigte klar auf, dass eine konsequent zu Ende gedachte Rassenlehre zu Rassenhass, Euthanasie und ähnlichem führen müsse.⁵³ Solche Konsequenzen scheinen in Siegmunds Konzeptpapier zur landeskirchlichen

47 Zum »Mythos des »Deutschen Ostens« als mutmaßlichem ideologischen Bezugssystem einer solchen Hoffnung s. Sacha E. Davis: Constructing the Volksgemeinschaft: Saxon Particularism and the Myth of the German East, 1919–1933. In: *German Studies Review* 39 (2016) H. 1, S. 41–64, hier insb. S. 51–53.

48 Dr. F. T.: Ein Bild aus dem wirtschaftlichen Leben der Siegelbachgemeinden (ein nichtgehaltener Vortrag). In: *Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt* 15. Jg., Nr. 4527–4532 (28.10.–3.11.1888); s. dazu: Egrý: Debates on Colonization Plans, S. 58, 63.

49 Egrý: Debates on Colonization Plans, S. 59.

50 Georg Lilienthal: Völkische Wurzeln nationalsozialistischer Rassenpolitik. Das Beispiel »Bund Kinderland« e. V. In: Michael Hubenstorf u. a. (Hgg.): *Medizingeschichte und Gesellschaftskritik. Festschrift für Gerhard Baader. Husum 1997* (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 81), S. 340–349. – Dahinter steht die von Richard Walther Darré in seinem Buch *Neuadel aus Blut und Boden* (München 1930) vertretene Ansicht, dass rassische Hochwertigkeit höher anzusiedeln sei als das kirchlich-bürgerliche Konzept ehelicher Geburt (S. 171f.; wiedergegeben nach: Georg Lilienthal: *Der »Lebensborn e. V.«. Ein Instrument nationalsozialistischer Rassenpolitik.* Stuttgart, New York 1985 (Forschungen zur neueren Medizin- und Biologiegeschichte 1), S. 18.

51 Lilienthal: »Bund Kinderland«, S. 342–344.

52 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 4. Sitzungsperiode (15.–17.8.1932), 23. Sitzung vom 17.8.1932, Pkt. 263 (ZAEKR, Best. 102).

53 Viktor Glondys: Samaritergeist. In: *Selbsthilfe – Kampfblatt für das ehrliche arbeitende Volk* 10 (1931) H. 28–29; zitiert nach: Andreas Möckel: *Umkämpfte Volkskirche. Leben und Wirken des evangelisch-sächsischen Pfarrers Konrad Möckel (1892–1965).* Köln, Weimar, Wien 2011 (Studia Transylvanica 42), S. 115; s. dazu auch: Hildrun Glass: *Zerbrochene Nachbarschaft. Das deutsch-jüdische Verhältnis in Rumänien (1918–1938).* München 1996 (Südosteuropäische Arbeiten 98), S. 348–350; Wien: Friedrich Müller, S. 84f. sowie Wiens Beitrag in diesem Heft.

Innerbesiedlung freilich nicht auf. Auch die dort zu lesende Forderung »Kaufe beim Sachsen!«, die Siegmund mit der kritischen Frage verband, »wie es dem Nichtsachsen, z. B. dem jüdischen Greisler [sic!] auf dem Dorfe,« möglich sei, »sich in sächsischer Umgebung zu halten«⁵⁴, verbleibt im Rahmen eines wirtschaftlich argumentierenden Antisemitismus, der sich schon Ende des 19. Jahrhunderts in Kreisen der sächsischen Intelligenz beobachten lässt.⁵⁵ Ebenfalls verbreitet waren gerade im kultur- und nationalprotestantisch geprägten Milieu der Pfarrer und Gymnasialprofessoren religiös argumentierende Antijudaismen, die mit kritischen Haltungen gegenüber dem Alten Testament einhergingen, bisweilen aber auch rassistisch geäußert wurden.⁵⁶

Außerdem gibt es Hinweise, dass bereits vor 1933 nicht nur nationalistisch-völkisches Gedankengut, sondern auch spezifisch-hitleristische Ideologie im Landeskonsistorium Fürsprecher fand: Im *Evangelischen Fürsorger*, einer von Heinrich Siegmund herausgegebenen Beilage zum landeskirchlichen Amtsblatt, den *Kirchlichen Blättern*, veröffentlichte dieser 1930 eine knappe Besprechung von Adolf Hitlers *Mein Kampf* (in der zweibändigen *Volksausgabe*, München 1930).⁵⁷ Offenbar verspürte Siegmund einen gewissen Rechtfertigungsbedarf angesichts der Platzierung einer solchen Rezension im Organ der im traditionell-konservativen Milieu verorteten Landeskirche, denn er schrieb einleitend sinngemäß, dass die Parteizugehörigkeit des Autors nicht über den Wert des Buches als Gedankengeber »für den Volksführer« entscheide. Zudem würden Hitlers jüngste Erfolge – die NSDAP war bei der Reichstagswahl 1930 zur zweitstärksten Partei aufgestiegen – ihm ohnehin Recht geben. Seine Betrachtungen u. a. über »Volk und Rasse« seien »ungemein lehrreich, eigenartig und tiefblickend«. Siegmund resümierte: »Das Buch atmet brennendes, deutsches Volksbewußtsein. Es öffnet den Blick für die allgemeinen Gefahren, die dem Deutschland in der Welt drohen, und kann daher für manchen deutschen Glaubensgenossen ein begeisterter und begeisternder Wegführer sein.«

Repräsentiert dieses flammende Plädoyer, mit dem Siegmund mit der Autorität des offiziellen Presseorgans der Landeskirche die Programmschrift des deutschen Nationalsozialismus den Gläubigen schlechthin ans Herz legte, nur die Meinung eines Einzelnen? – Diese Frage muss in weiteren Untersuchungen vertieft werden. Dabei ist zu beachten, dass Siegmund seit 1920 wiederholt ins Landeskonsistorium gewählt wurde und ihm durchgehend angehörte. Seine Eingaben wurden in der Regel zum Beschluss erhoben – so auch im Fall seines Konzepts für das Innerbesiedlungsprojekt, das fast unverändert übernommen wurde.

54 Protokoll über die kirchenregimentlichen Verhandlungen des Landeskonsistoriums, 6. Sitzungsperiode (18.–19.9.1930), 38. Sitzung vom 19.9.1930, Protokoll-Beilage 33 »Gutachten über die landeskirchliche Innerbesiedlung« (ZAEKR, Best. 102).

55 Vgl. etwa: Glass: Zerbrochene Nachbarschaft, S. 295–297, wo die Autorin dies für Carl Wolff darlegt.

56 Ulrich A. Wien: Theologie im Konflikt. Einspruch gegen den Antisemitismus in der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien 1943. In: *Zugänge. Jahrbuch des Evangelischen Freundeskreises Siebenbürgen* 2013, Bd. 41, S. 84–104, hier: S. 89–91.

57 Heinrich Siegmund: Hitler Adolf, Mein Kampf [Rezension]. In: *Evangelischer Fürsorger*. [Beilage zu den] *Kirchlichen Blättern aus der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. Evangelische Wochenschrift für Glaubensgenossen aller Stände* 22 (1930), S. 40 (nachfolgende Zitate ebenda).

CONCLUSIO

Festgehalten werden kann, dass bereits vor der Machtübernahme der nationalsozialistischen »Erneuerungsbewegung« in den politischen Gremien der Siebenbürger Sachsen sich Landeskirche und »Selbsthilfe« durch Kooperation auf Gemeindeebene und landeskirchlicher Ebene angenähert hatten. Völkisches Gedankengut bestimmte das Handeln des Landeskonsistoriums in den 1920er- und frühen 1930er-Jahren nicht unerheblich mit. Weltanschauliche Traditionslinien, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreichen – Vorstellungen von einer nationalen Sendung der Kirche als »Volkskirche« und von einer Zugehörigkeit der Siebenbürger Sachsen zu einem deutschen Gesamtvolk sowie das Narrativ vom Niedergang der Sachsen in der Geschichtsschreibung des Bischofs Georg Daniel Teutsch –, wurden dabei fortgeführt und durch völkisch-rassistische Ideologemata, namentlich aus dem Deutschen Reich, angereichert und ins – zumindest terminologisch – Radikale gesteigert.⁵⁸

Dass dem Wunsch der »Selbsthilfe«, die Bischofswahl zu verschieben, nicht nachgegeben und deren Machtübernahme in der Kirche dadurch noch etwas hinausgezögert wurde, lag demnach vielleicht weniger an unüberbrückbaren inhaltlichen Differenzen⁵⁹ – hier hatte sich das Landeskonsistorium in der Vergangenheit ohnehin als flexibel erwiesen. Maßgeblich dürfte vielmehr die Maxime der Führungselite gewesen sein, die eigene Machtposition nicht zu gefährden – ein Bestreben, das schon in den diversen Krisen der 1920er-Jahre handlungsleitend gewesen war.

Die von Ulrich Andreas Wien beobachtete »abwartende und initiativlose« Haltung der siebenbürgisch-sächsischen Führung gegenüber der nationalsozialistischen Bewegung erklärt sich somit, zumindest was das Landeskonsistorium betrifft, nicht nur aus einer Gebundenheit in den internen Konflikten des Bischofswahlkampfes.⁶⁰ Innerhalb des vielköpfigen Gremiums divergierten die Ansichten über die »Erneuerungsbewegung« durchaus, und selbst das Handeln einzelner Persönlichkeiten ergibt nicht immer ein konsistentes Bild – etwa im Fall von Glondys, der sich gegen Rassismus aussprach, aber das rassistische Innerbesiedlungsprojekt mittrug. Dennoch kann von einem Grundbestand gemeinsamer weltanschaulicher Denkmuster und Ziele ausgegangen werden, die das Gremium mit der »Erneuerungsbewegung« teilte. Dieser ermöglichte die Zusammenarbeit von Landeskonsistorium und »Selbsthilfe« und trug zum Ausbleiben einer aktiven Abwehrreaktion bei. Das stattdessen an den Tag gelegte Beharren auf der eigenen Machtposition trug sicherlich dazu bei, dass von der Führungselite unterschätzt wurde, wie stark ihr Rückhalt in der Bevölkerung mittlerweile geschwunden war. Ob eine personelle Öffnung des Zentrums in Form einer Wahlrechtsreform noch vor der Bischofswahl allerdings den Aufstieg der Nationalsozialisten zu diesem Zeitpunkt noch hätte verhindern können, muss offen bleiben.

58 Günter Schödl beschreibt eine vergleichbare Entwicklung als kennzeichnend für die »Erneuerungsbewegung«, deren Nähe zum Nationalsozialismus kein voraussetzungsloser Import gewesen sei, sondern das Ergebnis einer graduellen Radikalisierung überkommener siebenbürgisch-sächsischer Denkmuster (Günter Schödl: Lange Abschiede. Die Südostdeutschen und ihre Vaterländer 1918–1945. In: ders. [Hg.]: Land an der Donau. Berlin 1995 [Deutsche Geschichte im Osten Europas 8], S. 455–649, hier: 531–532, 558).

59 Hier scheint sich Schödl's Annahme zu bestätigen, dass die alte Führungselite der Sachsen dem völkischen Nationalismus der »Selbsthilfe« erheblich näher gestanden haben müsse, als bisher von der Forschung angenommen (Schödl: Lange Abschiede, S. 565).

60 Wien: Von der »Volkskirche« zur »Volksreligion«?, S. 257f.

TIMO HAGEN studierte Europäische Kunstgeschichte, Mittlere und Neuere Geschichte sowie Öffentliches Recht an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, wo er im Januar 2016 seine Dissertation zum Thema »Gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen in der siebenbürgischen Architektur um 1900« einreichte. 2015–2016 Mitarbeit im Projekt »Edition der Sitzungsprotokolle des Evangelischen Landeskonsistoriums in Rumänien« am Institut für Evangelische Theologie der Universität Koblenz-Landau, 2012–2015 Promotionsstipendium und Doktorandenvertrag am Kunsthistorischen Institut in Florenz – Max-Planck-Institut, 2008–2011 Mitarbeit an der Denkmaltopographie Stadtkreis Heidelberg im Auftrag der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg. Publikationen vorrangig zu Architektur und Erinnerungskultur in Zentraleuropa im 19. und frühen 20. Jahrhundert.

Kirche und Politik im Verständnis der Bischöfe Viktor Glondys und Wilhelm Staedel

Von Ulrich A. Wien

Der Beitrag beleuchtet zwei aufeinander folgende, durch die handelnden Personen klar voneinander abgrenzbare kirchenpolitische Etappen innerhalb der Entwicklung der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien hin zu einer dem Nationalsozialismus gleichgeschalteten Kirchenorganisation: Die Grundhaltung sowie praktische Kirchenpolitik beider führenden Geistlicher sollen vorgestellt und ihre prinzipiell gegensätzlichen Einstellungen profiliert werden. Dabei werden ausgewählte Quellen (der Jahre 1933 und 1941) des aktuell laufenden Projekts der Editions Vorbereitung der Protokolle des Landeskonsistoriums der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien (1919–1944) herangezogen.

Dr. Viktor Glondys (1882–1949) war seit 1909 Pfarrer, seit 1912 Stadtpfarrer in Czernowitz (rum. Cernăuți, ukr. Tscherniwzi) gewesen und wurde an der Grazer Universität 1916 (bei Alexius Meinong, 1853–1920) in Philosophie promoviert. Nachdem die Bukowina durch den Vertrag von Trianon an Rumänien gefallen und die dortigen evangelischen Kirchengemeinden sich an die Evangelische Landeskirche A. B. mit Sitz in Hermannstadt (rum. Sibiu) angeschlossen hatten, gelang ihm eine bemerkenswerte Karriere. Zunächst wurde er zum Stadtpfarrer im ökonomisch weltläufigen Kronstadt (rum. Braşov) 1922 berufen, 1930 zum Bischofsvikar des greisen Bischofs Dr. Friedrich Teutsch gewählt und schließlich 1932 – als erster Nicht-Siebenbürger-Sachse seit 360 Jahren – zum Bischof der Landeskirche erkoren.¹ Das war durchaus ein deutliches Zeichen, dass die neu angegliederten Regionen Rumäniens (Banat, Bessarabien, Bukowina, Dobrudscha und Partium) auch die Verhältnisse der Evangelischen Landeskirche mitgestalten wollten.

Glondys war ein Intellektueller, der schon an der Universität Czernowitz unterrichtet hatte. Er zeigte sich fähig, streng logisch zu argumentieren, und rhetorisch begabt, in freier Rede ein Publikum zu fesseln und zu gewinnen. Sein Ehrgeiz und

¹ Ulrich A. Wien: Glondys. In: Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG). Bd. 3. Tübingen 2000, Sp. 1010f. Glondys war, in Schlesien (Bielitz) geboren, während des Studiums von der römisch-katholischen zur evangelischen Kirche konvertiert. Seine Qualifikationsschrift über Erkenntnistheorie, die ihm in Czernowitz die Lehrbefähigung für »Erkenntnistheorie« einbrachte, erschien 1923 unter dem Titel »Einführung in die Erkenntnistheorie«.

ungebrochenes Selbstbewusstsein erweckten in ihm – im Bischofsamt – die Vorstellung, als hauptverantwortlicher geistiger Exponent von Kirche und Ethnie die im Minderheitenschutzvertrag explizit erwähnte Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen vollgültig zu repräsentieren und deren traditionelle kulturelle Kollektivrechte mithilfe der kirchlichen Autonomie zu sichern.²

In einer Situation, in der sich die nationalsozialistische »Erneuerungsbewegung« anschickte, gestützt auf die aus dem Deutschen Reich importierte NS-Ideologie, die Gesellschaft in allen ihren Sozialformationen zu dominieren und dem Führerprinzip folgend zu einer nationalsozialistischen Volksgemeinschaft totalitär umzuformen, musste diese Konstellation zum Konflikt zwischen traditionell-konservativer, mit und von der Kirche koordinierter *Gefolgschaftsdemokratie*³ und der NS-Politik führen.

Die komplexe Lage wird durch ein Ensemble von Faktoren bestimmt, die miteinander verschränkt, aber teilweise auch in Antagonismus zueinanderstehen. In eine tiefgehende Analyse sind das Verständnis von Volkstum, Nationalsozialismus oder die Handlungsoptionen bezüglich der politischen Institutionen des *Volksrates*, aber auch des Deutschen Reiches (mit Regierung, aber auch Parteiformationen bzw. Nichtregierungsorganisationen wie beispielsweise den evangelischen Landeskirchen) einzubeziehen. Zu berücksichtigen sind weiterhin internationale Gremien (zum Beispiel Völkerbund, protestantische Weltverbände oder die ökumenische Bewegung) und deren Agieren gegenüber den, häufig wechselnden Bukarester Zentralregierungen (bzw. Systemwechsel) – also die rumänische Innen- und Außenpolitik; außerdem sind noch die Kirchenpolitik (mit Rücksicht auf die gleichgeschaltete Deutsche Evangelische Kirche/Reichskirche und den *Kirchenkampf*) sowie die Kirchenpolitik innerhalb der Landeskirche selbst zu erwägen, wenngleich die Komplexität an dieser Stelle in der gebotenen Kürze kaum hinreichend vorgestellt werden kann.

Skizziert werden soll demzufolge ausschnittsweise: mit Augenmerk auf die siebenbürgisch-sächsische Innenpolitik, d. h. auf die binnenethnische, siebenbürgisch-sächsische dominierte Kirchenpolitik. Sechs Phasen sind zu unterscheiden, die von ideologiekritischer Abwehr, Demütigung der *Nationalen Erneuerungsbewegung der Deutschen in Rumänien* (NEDR), über eine kurze Phase der Zurückhaltung zu einem Duldungsabkommen 1936 und einer propagierten Symbiose von Kirche und Nationalsozialismus – inklusive der den Nationalsozialisten gezielt eingeräumten Mehrheitsverhältnissen im Landeskonsistorium (unter Bischof Glondys) bis hin zur definitiven Selbstgleichschaltung der Landeskirche unter Wilhelm Staedel reichen.⁴ Die Koordinierung (oder Gleichschaltung) der *Volkskirche* gelang formal, aber die antikirchliche Ideologie zerstörte ihre Substanz. Diese Entwicklung setzte die Landeskirche dem von außen erhobenen Vorwurf aus, eine »hitleristische Organisation« (gewesen) zu sein.⁵

Das Verhältnis von Bischof Glondys zum Nationalsozialismus und dessen Exponenten in Rumänien war komplex, vor allem aber von Anfang an gestört: Glondys hatte als Kronstädter Stadtpfarrer am 6. September 1931 eine bemerkenswerte Pre-

2 Ulrich A. Wien: Kirchenleitung über dem Abgrund. Bischof Friedrich Müller vor den Herausforderungen durch Minderheitenexistenz, Nationalsozialismus und Kommunismus. Köln, Weimar, Wien 1998 (*Studia Transsylvanica*, 25), S. 62f.

3 Harald Roth: Politische Strukturen und Strömungen bei den Siebenbürger Sachsen 1919–1933. Köln, Weimar, Wien 1994 (*Studia Transsylvanica*, 22), S. 68.

4 Ulrich A. Wien: Resonanz und Widerspruch. Von der siebenbürgischen Diaspora-Volkskirche zur Diaspora in Rumänien. Erlangen 2014, S. 290–293.

5 Wien: Kirchenleitung, S. 215f.

digit über den *Samaritergeist* gehalten.⁶ Ausgehend vom biblischen Gleichnis, das zur spontanen, weder ethnisch noch religiös limitierten Nächstenliebe aufruft (Lukas-Evangelium Kapitel 15, Verse 25–37), stellte Glondys dieser Haltung zeitgenössische menschenverachtende, rassistische Ideologien gegenüber. Neben anderen nannte Glondys den Nationalsozialismus, den er scharf attackierte:

Die christliche Forderung einer Verbundenheit allgemein menschlicher Art, die sich nicht durch Schranken des Volkstums oder Glaubens begrenzen läßt, stößt auf den Gegensatz eines Rassekultus, der nicht sittliche Forderungen, nicht Gottesgebote, sondern die Rasse als obersten Wert setzt. [...] Diese Anschauung hat sich in weiten Kreisen auch des deutschen Volkes durchgesetzt, besonders in den zu lebendigem völkischem Bewußtsein erwachten [Kreisen], so namentlich in der großen nationalsozialistischen Bewegung, die ja auch bei uns, vor allem in den Kreisen der Jugend, starken Widerhall findet. Wie wertvoll diese Bewegung als das Erwachen völkischer Bewußtheit, völkischen Ehr- und Pflichtgefühls ist, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Aber gerade darum muß gegen Verirrungen, welche in diese Bewegung hineingetragen werden, umso klarer Stellung genommen werden.

Wir können es nur als eine Verirrung bezeichnen, wenn z. B. das christliche Gebot der Nächstenliebe, wie es in dem [...] Samaritergeist vor uns steht, als mit den Belangen des deutschen Volkes unverträglich, den blutgegebenen Stimmen der nordischen Rasse widersprechend abgelehnt und an die Stelle der Nächstenliebe die Berechtigung, ja Pflege des schärfsten Rassenhasses gesetzt wird. [...] Der tiefe Rassenhaß, der aus dem rassenmäßig bestimmten Blut sich erhebt, sei dem feindlichen Volk gegenüber allein am Platz. Versöhnlichkeit sei Feigheit. – Wo diese Haltung durchdringt, ist der Samaritergeist aufgehoben [...].⁷

Glondys führte in stringenter Logik die Gedankengänge fort und stellte deren Handlungsoptionen an konkreten Beispielen (»Vernichtung der ›Schwächlinge und Kränklinge« bzw. Kriegskrüppel) dar.⁸

Glondys hatte die radikalen Konsequenzen der nationalsozialistischen Ideologie präzise erfasst und dargestellt, vertiefte diesen Aspekt aber nicht weiter. Er kehrte zu generellen Aussagen zurück: Zwar sei angesichts der großen Not des deutschen Volkes manches »verständlich«, aber

als Christen können wir nicht zustimmen. In der Zustimmung läge die Preisgabe des Christentums. Das Christentum überwindet den Rassenhaß durch das Gebot der Nächstenliebe, über die Schranken der eigenen Rasse hinaus.⁹

Weiter führte er aus: Diese Haltung sei

gegenüber dem christlichen Samariterideal als minderwertig, als beschränkte Rassen-selbstsucht [zu] beurteilen, deren Sieg einen Rückfall auf eine tief unter dem christlichen Geist stehende Entwicklungsstufe bedeuten würde. [...].¹⁰

Über die Rezeption der Samaritergeist-Predigt in der rumänischen Presse (»Lupta«) wurde auch die nationalsozialistische Bewegung darauf aufmerksam. Die als Bauspar-

6 Viktor Glondys: Samaritergeist. Predigt des Stadtpfarrers D. Dr. Viktor Glondys in Kronstadt am 6. September 1931 über Luk. 10,25–37. In: *Selbsthilfe. Kampfblatt für das ehrlich arbeitende Volk* 10 (1931) Nr. 28 vom 3. Gilbhart (Oktober) 1931, S. 2–3 und Nr. 29 vom 10. Oktober, S. 2.

7 Ebenda.

8 Ebenda.

9 Ebenda.

10 Ebenda. Der zweite Teil der Predigt erschien in Nr. 29 vom 10. Oktober 1933.

kasse getarnte Selbsthilfe *Nationalsozialistische Selbsthilfebewegung der Deutschen in Rumänien* (NSDR), die erst 1932 zur Partei mutierte, veröffentlichte die Glondys-Predigt – allerdings ideologisch flankierend eingerahmt – ganz. Auf Betreiben¹¹ von Otto Fritz Jickeli (1888–1960) begann eine publizistisch ausgetragene, ideologische Schlamm-schlacht in deren Publikationsorgan. Der in Jena lehrende und als ›Rassegünther‹ bzw. ›Rassepapst‹ bekannte Universitätsprofessor Hans F. Karl Günther¹² wurde aufgeboten. Nach drei Monaten endete die Auseinandersetzung mit einer Ehrenerklärung für Glondys und der von seiner Seite formulierten Zubilligung von »Missverständnissen« auf Seiten der Selbsthilfe-Führung.¹³

Dreierlei lässt sich aus diesem Vorkommnis ablesen, was bei späteren Konflikten analog zu beobachten ist:

- Zunächst wird in der Öffentlichkeit auf eine Kritik oder Abwehrbewegung gegen den Nationalsozialismus in herabwürdigender und verleumderische Weise agitiert;
- sofern allerdings die politische Kapazität nicht ausreichte, um die/den Gegner zu erledigen, setzten die *Erneuerer* auf geheuchelte und vorgetäuschte Friedfertigkeit, wobei sie sich auf »Missverständnisse« zurückzogen, zugleich aber der intendierte Ansehenschaden des NS-Gegners bewusst gebilligt wurde.
- Die vordergründige Friedfertigkeit kaschierte/tarnte die Unehrllichkeit, die den langfristig angestrebten Sieg über die NS-Gegner und deren Ausschaltung nie aus dem Blick verlor.

Glondys, der Bischofsvikar und Stadtpfarrer, hatte sich als profiliertes Kritiker des Nationalsozialismus exponiert. Mit dieser Predigt und der darauf folgenden Auseinandersetzung war das Verhältnis zwischen beiden Seiten von Anfang an gestört, eigentlich zerrüttet.

PERSÖNLICHE ENTWICKLUNG BEI GLONDYS

Zunächst soll die persönliche Entwicklung des Bischofs im Überblick beschrieben werden; danach erfolgt eine punktuelle Erläuterung: Verschiedene Stufen der persönlichen Stellung zum Nationalsozialismus lassen sich bei Glondys erkennen, wobei keine ununterbrochen lineare Entwicklung zu beobachten ist, sondern immer wieder – schockartig – das Gefährdungs- und Zerstörungspotential (»Schädlinge«¹⁴) der nationalsozialistischen Politik in Rumänien und später in Gesamteuropa von Glondys erkannt worden war. Ausgehend von indirekter Polemik gegenüber der Erneuerungsbewegung (1932/33) entwickelt sich das Verhältnis über praktisch-»politische«, vertraglich scheinbar abgesicherte – die Nationalsozialisten demütigende – Distanz (1934)¹⁵ zur vorsichtigen Kooperation mit dem sogenannten gemäßigten Flügel

11 Johann Böhm, Dieter Braeg (Hgg.): D. Dr. Viktor Glondys. Bischof der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien. Tagebuch. Aufzeichnungen von 1933 bis 1949. Dinklage 1997, S. 15.

12 Eine Äußerung des Rasseforschers Prof. Dr. Hans F. K. Günther-Jena. In: *Selbsthilfe* 10 (1933) Nr. 32 vom 31. Oktober. Zu F. K. Günthers Einfluss auf das Rassendenken in Deutschland vgl. Elvira Weisenburger: Der »Rassepapst«. Hans Friedrich Karl Günther, Professor für Rassenkunde. In: Michael Kißener, Joachim Scholtyseck (Hgg.): Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden und Württemberg. Konstanz 1997 (Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, 2), S. 161–199.

13 Gemeinsame Feststellung. In: *Selbsthilfe. Kampfblatt für das ehrlich arbeitende Volk* 11 (1932) Nr. 3 vom 16. Eismond (Januar) 1932, S. 1.

14 Notiz im Tagebuch von Glondys. Böhm, Braeg (Hgg.): Tagebuch, S. 82.

15 Z. 1486/1934. In: *Kirchliche Blätter aus der evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien. Evangelische Wochen-schrift für die Glaubensgenossen aller Stände* 26 (1934), S. 130.

(1936)¹⁶ und der Verteidigung dieser Zusammenarbeit gegenüber der radikalen Gruppe (1936/37)¹⁷ weiter. Bereits 1938 lässt die anfänglich stark ausgeprägte *reservatio mentalis* nach¹⁸ und öffnet sich einer – kaum noch als *reservatio* öffentlich erkennbaren – Unterwerfung aufgrund des Eintritts in die Nationale Arbeitsfront (1939).¹⁹ Zwar ließ sich Glondys eine Sonderrolle zubilligen, die nach seiner Auffassung der kirchlichen Rechtsordnung entsprochen hätte.²⁰ Mit nachlassendem Erfolg war tatsächlich die kirchliche Autonomie, die Bestandssicherung²¹ und das kirchliche Selbsterhaltungsstreben sein ständiges Ziel gewesen. Doch hatte 1940 die Einführung des »Referentensystems«²² eine Tendenz zu autoritärer Führung eröffnet, die personenabhängig war. Trotz seiner klaren Analyse überschätzte er die eigenen Möglichkeiten und Kräfte. Binnen Jahresfrist verlor Glondys seine Position auf Grund naiver Fehleinschätzung des politischen Gegners und zugleich auf Grund seiner Taktik, bereitwillig das Landeskonsistorium autoritären Führungsstrukturen zu öffnen, obwohl damit der Bischof in seiner Person das Führerprinzip gegen die nationalsozialistische Fraktion instrumentalisieren wollte.²³

Nun zu einzelnen, ausgewählten Stationen: Nach der Wahl von Glondys zum Bischof im November 1932 durch die konservativen Eliten der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien standen zwei politische Zielrichtungen im Vordergrund. Einerseits wollte Glondys als Bischof die internationalen Kontakte weiter intensivieren, um damit auch innenpolitisches Kapital – gegen minderheitenunfreundliche Politik der Zentralregierungen – zu gewinnen. Er stellte die seiner Meinung nach »große Mission« heraus, »die unsere Landeskirche für den gesamten Protestantismus in Südosteuropa haben kann.«²⁴ Andererseits wurde die ethnische Geschlossenheit als Ziel benannt, welches mithilfe des »lutherischen Glaubens« erreicht werden sollte.²⁵

-
- 16 Glondys betrachtete diese Vereinbarung als Friedensabkommen, Landeskirchenkurator Roth als »Nichtangriffspakt« (vgl. dazu ZAEKR 102: Protokoll der 25. Landeskonsistoriums-Sitzung vom 26. November 1937, TOP 293), in dem die Volksorganisation die Autonomie der Landeskirche schriftlich garantiert habe. Vgl. Böhm, Braeg (Hgg.): Tagebuch, S. 276. Das Konsistoriumsmitglied Ipsen analysierte die Auswirkungen und sprach von einem »Waffenstillstandsvertrag«, der bewusst als Täuschungsmanöver der Volksgemeinschaft gedacht gewesen sei; vgl. dazu ZAEKR 102: Protokoll der 23. Landeskonsistoriums-Sitzung vom 25. November 1937, TOP 279.
- 17 Z. 924/1936. In: *Kirchliche Blätter* 28 (1936), S. 84f. AStS: Comunitatea germanilor (Volksgemeinschaft): D V: Landeskirchenkurator Roth an die Bezirksdechanten vom 3. Juni 1936. Streng vertraulich (nach Kenntnisnahme zu vernichten). Dr. Wolff an alle Kreisobmänner vom 5. Juni 1936. Streng vertraulich (nach Kenntnisnahme unbedingt zu vernichten).
- 18 Verhandlungsbericht über die sechsendreißigste Landeskirchenversammlung 1938. Hermannstadt 1939, S. 6 und 13; Böhm, Braeg (Hgg.): Tagebuch, S. 280–282; ZAEKR 102: Protokoll der 19. Landeskonsistoriums-Sitzung vom 24. September 1937, TOP 233 (Verbot für die Schuljugend zur Teilnahme an DVR-Veranstaltungen) ist nicht identisch mit Z. 4449/1936 (Verbot genereller Zugehörigkeit von Schülern zu politischen Parteien). In: *Kirchliche Blätter* 28 (1936), S. 375.
- 19 Böhm, Braeg (Hgg.): Tagebuch, S. 294 [emendiert aus »Front der Nationalen Wiedergeburt«]. Vgl. auch ebenda, S. 297, 299; Ulrich Andreas Wien: Rezension. In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* 20 (1997), S. 202–210.
- 20 Böhm, Braeg (Hgg.): Tagebuch, S. 301.
- 21 ZAEKR 102: Protokoll der 23. Landeskonsistoriums-Sitzung vom 25. November 1937: Angesichts der »unerschütterlichen Entschlossenheit der Volksgemeinschaft, solche [Mutterdienst-Orts-]Vereine zu gründen«, plädierte der Bischof, wenn die Kirche einem Kampf auszuweichen trachte, »für eine enge Zusammenarbeit unter Sicherung unseres Arbeitsgebietes.«
- 22 Böhm, Braeg (Hgg.): Tagebuch, S. 311–315; ZAEKR 102: Protokoll der 1. Landeskonsistoriums-Sitzung am 27. Februar 1940, TOP 7 [ZK. 558/1940].
- 23 Böhm, Braeg (Hgg.): Tagebuch, S. 314.
- 24 Verhandlungsbericht über die vierunddreißigste Landeskirchenversammlung 1932. Hermannstadt 1933, S. 16.
- 25 Wien: Kirchenleitung, S. 62.

Am Anfang standen Bestrebungen, die Kirchenleitung aus parteipolitisch motivierten Kontroversen herauszuhalten, aber zugleich die Rechtslage der Kirche zu sichern sowie die erkennbaren Versuche abzuwehren, die kirchlichen Jugendformationen zu marginalisieren. Die Kirche als die ethnische Gruppe überwölbende und integrierende Gemeinschaft galt es zu erhalten und zu sichern. Kirche und (siebenbürgisch-sächsisches) »Volkstum« wurden zwar sachlich unterschieden, aber praktisch als deckungsgleiche Einheit verstanden. Bereits im Januar 1933 kam es deswegen zu einer Annäherung, indem die Landeskirche versuchsweise der nationalsozialistischen Selbsthilfebewegung entgegenkam: Unter der Parole »Gemeinnutz geht vor Eigenutz« hatte die Selbsthilfe ein vordergründig altruistisches Ziel. Die sogenannten S. A. (Selbsthilfe Arbeitsmannschaften) – vorwiegend im jugendlichen Alter – beabsichtigten, in den Dörfern und Städten Siebenbürgens Projekte durchzuführen, die offiziell allerdings keine Konkurrenz zu den bestehenden kirchlichen Bruder- und Schwesterschaften darstellen sollten. Nach der Probephase, über welche die Pfarrämter an das Landesconsistorium zu berichten hatten, nahm das Landesconsistorium (das Gremium der Kirchenleitung) eine Auswertung vor. Wenngleich die meisten Berichte tendenziell eher positiv ausgefallen waren, hatten einige Pfarrämter doch deutliche Bedenken artikuliert, insbesondere wegen der erkennbaren Kirchendistanz und mangelnden Loyalität der S. A. Festgehalten wurde klar und eindeutig: Alles hänge am jeweiligen Gruppenleiter, dem *Scharführer*, denn die zentrale Leitung der S. A. sei kirchendistanziert. Dennoch schloss das Landesconsistorium – trotz heftiger Gegenwehr des Hermannstädter Dechanten Kästner – unterstützt von Bischof und Landeskirchenkurator eine Vereinbarung über das künftige Verhältnis der S. A. zur kirchlichen Jugendarbeit ab. Darin legte man schriftlich nieder, dass die S. A. die kirchliche Ordnung respektieren müsse,²⁶ außerdem nicht parteipolitisch ausgerichtet sein und entsprechend agitieren dürfe.²⁷ Im Landesconsistorium war man also bemüht, die sogenannten »wertvollen Kräfte« – in diesem speziellen Fall für die Jugendarbeit – fruchtbar zu machen, die S. A. in den volkikirchlichen Rahmen zu integrieren, damit partiell zu neutralisieren, also gewissermaßen im kirchlichen Kontext zu verpflichten.

Eine direkte Fortsetzung der Kontroverse aus dem Jahr 1931 zwischen Glondys und großen Teilen des NS entzündete sich an dessen am 29. Mai 1933 gehaltener Antrittspredigt im Bischofsamt. Er führte aus:

Christus [ist] der Führer der Welt! [...] Die evangelische Kirche verkündet aus tiefster Überzeugung Jesum Christum als den Führer zur Erneuerung auch des persönlichen Lebens der Einzelnen. [...] Sie kann keinen anderen anerkennen. [...] Wir lehnen als evangelische Menschen jeden Kadavergehorsam [...] als unevangelisch [...] ab. Kein Mensch darf sich anmaßen, in diesen Dingen sich neben Jesus Christus zu stellen.²⁸

26 ZAEKR 102: Protokoll der Sitzung des Landesconsistoriums 1933, TOP 114, betr. LK-Rundschreiben 461/1933. Das Landesconsistoriums- und NSDR-Mitglied Alfred Pomarius äußerte hierzu, »der Vorschlag der Selbsthilfe auf Zusammenarbeit entspringt dem Bemühen, den völkischen Kreis mit dem der kirchlichen Lebensgemeinschaft auf Harmonie abzustimmen [...]«. Pomarius hatte auf kritische Nachfrage behauptet, »dass der S. A.-Führer eine Sonderstellung hat und nicht zu blindem Gehorsam gegenüber dem Landesführer verpflichtet ist«.

27 Ebenda, was vor allen Dingen das Mitglied im Landesconsistorium, der ehemalige Kronstädter Bürgermeister Dr. Karl Ernst Schnell gefordert und durchgesetzt hatte.

28 *Kirchliche Blätter* 25 (1933), S. 274.

Glondys behauptete: »Auch die angebliche Unvereinbarkeit von Deutschtum und Christentum ist leeres Gerede [...]«, und berief sich dabei auf die deutsche Reichsregierung und Staatsleitung, die »das Christentum für das deutsche Volk fruchtbar machen will«.29 Der Bischof hatte, obwohl er den Nationalsozialismus ausdrücklich nicht genannt hatte, doch seine alte Position in moderatem Gewand vorgetragen. Dies führte zu heftiger Erregung unter den Parteigenossen der NS-Erneuerungsbewegung. Zwar versuchte der Gauführer Otto Fritz Jickeli, aufkommende Unruhe zu dämpfen. Er äußerte sein Einverständnis, »daß es tatsächlich keine Erneuerungsbewegung geben kann, die nicht in einer christlichen Ethik verankert« sei.30 Trotz dieser Meinungsäußerung war der Grunddissens zwischen dem Bischof und den meisten Nationalsozialisten nicht wegzudiskutieren.

Die erst im Mai 1932 offiziell als Partei begründete *Nationalsozialistische Selbsthilfebewegung der Deutschen in Rumänien* befand sich allerdings auf dem unaufhaltsamen Vormarsch. Im Gefolge der Ernennung Hitlers zum deutschen Reichskanzler strömten bei den deutschen Minderheiten in Osteuropa vorwiegend Menschen der jüngeren Generation in die sich nun dauerhaft etablierenden, nationalsozialistisch orientierten Gruppen. Ebenso in Rumänien – in allen, auch den katholisch geprägten Regionen – war der Zulauf gewaltig. Am 1. Oktober 1933 fand schließlich der lange geforderte Sachsentag in Hermannstadt statt, bei dem ein nationalsozialistisch orientiertes *Volksprogramm* verabschiedet wurde.31 Im Vorfeld der anschließend anstehenden Wahlen zum Volksrat kam es zu einem Geheimtreffen (»Rundtafelkonferenz«), auf der Bischof Glondys seine Formel von der »friedlichen Durchdringung unseres Volkes mit den völkisch-sittlichen Kräften der Erneuerungsbewegung unter Vermeidung unnötiger staatspolitischer Belastung und wirtschaftlicher Gefährdung«32 vortrug. Diese Formel verwies auf negative Erfahrungen, z. B. im ökonomischen Bereich, und rekurrierte auf politische Risiken eines ideologischen Extremismus. Grundsätzlich bejaht wurde eine Vorbildwirkung der nationalsozialistischen Aufbruchsstimmung im Deutschen Reich zur Identitätsvergewisserung und -stabilisierung unter den Siebenbürger Sachsen. Für die Kirche galt ebenso wie für alle inner-sächsischen Parteien, dass sie den deutschen Nationalsozialismus als vorbildlich – wenn auch nicht blind kopierfähig – anerkannten.33 Zugleich ist aber festzustellen, dass anfänglich eine diffuse Bandbreite von interpretativen Positionen dem Nationalsozialismus gegenüber existierte, die zu Kontroversen führte, welches die angemessene Form des Nationalsozialismus unter den Siebenbürger Sachsen sei. In diese Reihe eklektizistischer Adaptionen des Nationalsozialismus reiht sich die Formel von Glondys ein, der den Nationalsozialismus als Gegengift gegen Auflösungserscheinungen der ethnischen Geschlossenheit und des binnenethnischen solidarischen Handelns zu definieren trachtete. Er formulierte eine auf ethische Bewusstseinsbildung reduzierte Rezeptur, die zudem aus Opportunitätsgründen einschränkende Klauseln anfügte.34

29 *Kirchliche Blätter* 25 (1933), S. 265.

30 *Kirchliche Blätter* 25 (1933), S. 248.

31 Harald Roth: Politische Strukturen und Strömungen bei den Siebenbürger Sachsen 1919–1933. Köln, Weimar, Wien 1995 (*Studia Transylvanica*, 22), S. 210–213, 233–237.

32 Verhandlungsbericht 1938, S. 6.

33 Hildrun Glass: Zerbrochene Nachbarschaft. Das deutsch-jüdische Verhältnis in Rumänien (1918–1938). München 1996 (*Südosteuropäische Arbeiten*, 98), S. 481.

34 Glondys' Tagebuch enthält mehrfach Hinweise auf einen prinzipiellen Antisemitismus von Glondys, der allerdings von ihm selbst als öffentlich inopportun bewertet wird.

Dass sich die Exponenten und zukünftig führenden Politiker der nationalsozialistischen »Erneuerungsbewegung« mit dieser Formel nicht begnügen wollten, wurde rasch deutlich. Glondys hatte beim Volkstag im Oktober 1933 von der Gefährdung und der Zerrissenheit der sächsischen Ethnie gesprochen. Trotz dieser realistischen Einschätzung des Bischofs war dies der NSDR ein Dorn im Auge.

Ein Eklat bei der Volksratssitzung am 22. Januar 1934, in der die überparteiliche Position des Bischofs faktisch bestritten worden war, führte zu einem in der Öffentlichkeit heftig ausgetragenen Konflikt mit weitreichenden Wirkungen. Die nachfolgend organisierten Solidaritätskundgebungen und Fackelzüge ermunterten den Bischof, die Öffentlichkeit über den wahren Charakter der nationalsozialistischen Partei aufzuklären. Industrielle aus Kronstadt finanzierten hierfür eine zwölfseitige Sonderausgabe im Zeitungsformat mit dem Titel *Zur Klarstellung der Lage. Ein Wort an alle Sachsen von Bischof D. Glondys*. Darin machte der Bischof publik, dass es ein geheim gehaltenes Dienstbuch der *Nationalsozialistischen Selbsthilfebewegung der Deutschen in Rumänien* gebe, in dem die Parteimitglieder aufgefordert und verpflichtet würden, die politischen und kirchlichen Gremien mit der Absicht und dem Auftrag zu unterwandern, die kirchlichen Pläne auszukundschaften und zu vereiteln. Der Auftrag an den Einzelnen sei: »Er soll nicht ›positiv mitarbeiten‹ – d. h. die Lebensdauer dieses Systems verlängern!« Gemäß dem Führerprinzip seien die anderen, die der »Selbsthilfebewegung« nicht angehörten, als Gegner zu behandeln, die vom »jüdisch-materialistischen Geist« infiziert seien.³⁵

Mit dieser Veröffentlichung war es dem Bischof gelungen, der »Selbsthilfebewegung«, die sich seit ihrem staatlichen Verbot im November 1933 in *Nationale Erneuerungsbewegung der Deutschen in Rumänien* (NEDR) umbenannt hatte, in der Öffentlichkeit schwer zu schaden. Das Landeskonsistorium forderte von seinen Angestellten, aber auch von den Mitgliedern der kirchlichen Körperschaften, den Austritt aus der NEDR. Die NEDR sah sich genötigt, das Dienstbuch als überholt zu bezeichnen und mit der Landeskirche eine Vereinbarung abzuschließen, welche deren in der Kirchenordnung verankerte Autonomie ausdrücklich anerkannte und das nationalsozialistische Führerprinzip im kirchlichen Bereich aufhob. Die Vereinbarung (Z. 1486/1934) zwischen Landeskirche und NEDR demütigte die Nationalsozialisten und vertiefte den Riss zwischen beiden Seiten.³⁶

35 Zur Klarstellung der Lage. Ein Wort an alle Sachsen von Bischof D. Glondys. [Sonderdruck Hermannstadt 1934], S. 2.

36 Vorausgegangen war die Anordnung des Landeskonsistoriums im Rundschreiben Z. 1268/1934, mit welcher die Zugehörigkeit zu außerkirchlichen Organisationen geregelt wurde. Unter Berufung auf das Dienstbuch der NSDR verlangte man von den Angestellten in Kirche und Schule, aus der NEDR auszutreten. Auch gegenüber den Mitgliedern der kirchlichen Körperschaften sprach man die Erwartung aus, »dass sie parteimäßige Bindungen zu der NEDR, sowie zu anderen Parteien und Bewegungen lösen, welche sie in Gegensatz zu ihren kirchenordnungsgemäßen Verpflichtungen bringen.« In: *Kirchliche Blätter* 26 (1934), S. 112. Vgl. ZAEKR 102: Protokoll der Sitzung des Landeskonsistoriums 1934, TOP 103–105. Das Mitglied Dr. Alfred Pomarius hatte sich in der Sitzung verplaudert und gesagt, »dass die NEDR die Jugend in ihren Organisationen zu zukünftigen Mitgliedern der NEDR erzieht«, woraufhin ihn der Bischof unterbrach, »um festzustellen, ob die NEDR die Erziehung der Jugend zur ›Partei- bezweckt‹, was die Kirche ablehnen müsse, weil sie einer Spaltung der Volkseinheit keinen Vorschub leisten könne. (TOP 105) Pomarius berichtete sich schriftlich, »dass die NEDR in ihren Jugendorganisationen als Erziehungsziel verfolgt: die Jugend im Sinne des Gedankengutes der deutschen Erneuerungsbewegung zu erziehen.« Unabhängig von diesen Formulierungsvarianten war das Ziel eindeutig. Vor allem aber wurde erkennbar, dass bereits die schriftliche Abmachung mit der Landeskirche über die S. A. nicht den wirklichen Zielen der Selbsthilfe entsprach! – Die Vereinbarung mit der NEDR wurde in den *Kirchlichen Blättern* 26 (1934), S. 130f. als Rundschreiben Z. 1468/1934 zusammen mit einem Brief von Fritz Fabritius an das Landeskonsistorium, ebenda, S. 127, veröffentlicht.

Der Abschluss dieser Vereinbarung zwischen NEDR und Landeskirche hat zwei Aspekte: Einerseits musste die NEDR öffentlich eine demütigende Niederlage einstecken, andererseits hatte die Landeskirche sich tatsächlich bereitgefunden, mit einer einzelnen Partei, der nationalsozialistischen Partei, einen Vertrag zu schließen, und sie damit diplomatisch aufgewertet. Hauptsächlich ging es der Kirchenregierung – gemäß den Vorstellungen von Glondys – um die Sicherung ihrer Autonomie und die Anerkennung der rechtlichen Grundlagen der Kirchenordnung, die andernfalls staatskirchenrechtlich gefährdet gewesen wäre. So setzte man erneut auf vertragliche Abmachungen mit einem seine Unlauterkeit tarnenden Partner, der unzuverlässig, ja heimtückisch die schriftlichen Vereinbarungen zu unterlaufen suchte.

Nach dem staatlichen Verbot der NEDR am 4. Juli 1934 kam es zu einer organisatorischen Spaltung. Die *radikalen* Nationalsozialisten gründeten im Februar 1935 die *Deutsche Volkspartei in Rumänien* (DVR), während die sogenannten *gemäßigten* Nationalsozialisten den Marsch durch die Institutionen weiter fortsetzten: Am 29. Juni 1935 wurde Fritz Fabritius Vorsitzender des *Verbandes der Deutschen in Rumänien* und benannte diese landesweite Repräsentanz in »*Volksgemeinschaft*« um. Diese suchte nunmehr die Unterstützung der Konservativen. Im Oktober 1935 verabschiedete diese »*Volksgemeinschaft*« ein neues *Volksprogramm* – gegen die weiterreichenden Intentionen der DVR, das zwar noch deutlicher als 1933 nationalsozialistische Vorstellungen beinhaltete, aber den radikalen Nationalsozialisten nicht genügte. Fritz Fabritius setzte eine Volksabstimmung über dieses *Volksprogramm* mit ungewissem Ausgang an, denn die Konservativen auf der einen und die radikale DVR, von der sich Fabritius klar abgrenzte, auf der anderen Seite standen dieser Aktion distanziert gegenüber. Diesen Schwebezustand nutzte Bischof Glondys für ein politisches Gegenseitigkeitsgeschäft. Er bot Fritz Fabritius die Unterstützung bei dem bevorstehenden Volksentscheid an, um sich im Gegenzug die rechtliche Unversehrtheit und Autonomie der Landeskirche sowie die Garantie ihrer Arbeitsfelder zusichern zu lassen. Sachlich hatte Glondys seine auf Selbsterhaltung und Bewahrung der kirchlichen Rechtslage zielenden Positionen beibehalten, praktisch politisch strebte er nun allerdings eine Koalition mit der Mehrheitsfraktion bzw. Führung der »*Volksgemeinschaft*« an. Deren Führung stimmte umgehend diesem Gelegenheitsgeschäft zu. Damit war gewissermaßen ein Konkordat zwischen Landeskirche und »*Volksgemeinschaft*« abgeschlossen worden, welches auch die von der Bukarester Regierung untersagte Volksabstimmung überdauerte.

Dieses Konkordat bildete den Ausgangspunkt eines verheerenden kirchenpolitischen Konflikts.³⁷ Vor dem Hintergrund des erwähnten Konkordats organisierte Bischof Glondys mit Unterstützung der Dechanten einen *Radikalenerlass*, das Rundschreiben 924/1936. Dieses bestimmte, dass kirchliche Angestellte aus der parteipolitischen Front auszutreten hätten, was das Engagement in der – angeblich überparteilichen – »*Volksgemeinschaft*« ausnahm. Pfarrer Wilhelm Staedel war Exponent jener kirchlichen Angestellten, welche die mit Unterschrift geforderte »zur

37 Ulrich A. Wien: Maßnahmen gegen nationalsozialistische Pfarrer und Angestellte der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien 1936/1937. Der Prozess gegen Wilhelm Staedel vor dem Bezirksdisziplinargericht Kronstadt. In: *Spiegelungen* 9 (2014) H. 2, S. 87–105; Ulrich A. Wien: Der Disziplinarprozess gegen Wilhelm Staedel – Berufsverbot gegen nationalsozialistische Pfarrer und Angestellte der Evang. Landeskirche A. B. in Rumänien 1936/1937. In: Donauwellen. Zum Protestantismus in der Mitte Europas (= FS Karl W. Schwarz). Wien 2012, S. 523–557.

Kenntnisnahme« verweigerten. In aufsehenerregenden Disziplinarprozessen wurden die Angeklagten verurteilt: Staedel wurde für vier Jahre suspendiert. Eine Wiederanstellung knüpfte die Landeskirche an seine Unterschrift unter das Rundschreiben 924/1936.³⁸ Der innerkirchliche Schaden war immens. Die Kirchenleitung hatte bei vielen Vertrauen verloren, die ihr parteipolitische Einseitigkeit unterstellten. Schließlich öffnete Bischof Glondys 1938 den wiedervereinigten Nationalsozialisten das kirchenleitende Gremium, das Landeskonsistorium.

Glondys hat die kirchliche Selbstständigkeit und die Gültigkeit der Kirchenordnung in den Mittelpunkt seiner Bemühungen gestellt, den kirchlichen Aktionsradius gegenüber Eingriffen von außen zu sichern. Dies ist ihm anfänglich in spektakulären Aktionen auch gelungen, wenngleich er zwar nicht naiv, aber zu gutwillig auf schriftliche Garantien setzte, deren Beachtung die Nationalsozialisten nie ernsthaft in Betracht zogen. Noch der Abschluss des Konkordats 1936 ist von dieser Grundeinstellung geprägt, selbst 1938 hat er an ihr rhetorisch festgehalten, sie praktisch aber aufgegeben. Trotz seiner intellektuellen Überlegenheit gegenüber den NS-Exponenten haben diese ihn – vor dem Hintergrund der weltpolitischen Machtverschiebungen am Ende der 1930er-Jahre – schließlich aus dem Amt gedrängt. Wie schon anlässlich des ersten Konflikts um die Samaritergeistpredigt wurde er mit ehrenrührigen Vorwürfen überschüttet, zum Abgang genötigt, um schließlich mit einer formalen Ehrenerklärung abgespeist zu werden.

GLEICHSCHALTUNG UNTER WILHELM STAEDEL

Unter seinem Nachfolger, dem kirchenrechtlich nicht wählbaren Wilhelm Staedel, der sein Amt dem Parteibefehl des Volksgruppenführers Andreas Schmidt verdankte – indem die Landeskirchenversammlung auf Befehl des Volksgruppenführers dessen Kandidaten wählte –, konnten in der entsprechenden Etappe alle langfristigen Ziele des Nationalsozialismus in Rumänien durchgesetzt und erreicht werden. Staedel hatte schon früh seine ideologische Ausrichtung am Nationalsozialismus der Loyalität gegenüber seinem kirchlichen Arbeitgeber, aber auch gegenüber dem konfessionellen – offiziell lutherischen – Profil der Landeskirche übergeordnet. Bereits im Zuge des Skandals 1933 hatte er im Religionsunterricht den Nationalsozialismus als Aufsatzthema gestellt.³⁹ Trotz der Beauftragung als landeskirchlicher Jugendpfarrer 1935 hatte er sich aus parteipolitischer Verpflichtung gegenüber seinem Dienstherrn illoyal verhalten, was ursprünglich der Auslöser für den gegen ihn angestrebten Disziplinarprozess gewesen war.⁴⁰ Schließlich auf vier Jahre amtsenthoben, war er ganz in die Partei- und Volksgruppenarbeit übergewechselt. Wilhelm Staedel, 1940/41 amtierender Kulturamtsleiter der *Deutschen Volksgruppe in Rumänien*, war nicht nur Vertrauensmann des Volksgruppenführers Andreas Schmidt, sondern zugleich auch gehorsamer Befehlsempfänger und willige Marionette in der Hand seines Meisters. Schon bei seinem Antrittsbesuch in Kronstadt versicherte er dem Volksgruppenführer – gemäß seiner deutsch-christlichen Frömmigkeitshaltung – die geschlossene Gefolgschaft der

³⁸ Wien: Disziplinarprozess, S. 551–557.

³⁹ Andreas Möckel: Der politische Skandal um die Honterusschule im Jahre 1933. In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde*, künftig ZfSL 33 (2010), S. 51–62.

⁴⁰ Ulrich A. Wien: Maßnahmen gegen nationalsozialistische Pfarrer und Angestellte der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien 1936/1937. Der Prozess gegen Wilhelm Staedel vor dem Bezirksdisziplinargericht Kronstadt. In: *Spiegelungen* 9 (2014) H. 2, S. 87–105.

Evangelischen Landeskirche.⁴¹ Staedels Bekunden nach sollte die Landeskirche total gleichgeschaltet werden, was aber angesichts der Kriegslage und der spezifischen staatskirchenrechtlichen Ausgangslage in Rumänien und aufgrund des orthodoxen »Symphonie«-Verständnisses der Staat-Kirche-Relation sowie der generell ostkirchlich-orthodoxen Prägung der führenden rumänischen Politiker und Juristen, die die binnenkirchliche Opposition um Bischofsvikar D.⁴² Friedrich Müller bei ihren Gegen-Aktionen einkalkulierte, nicht gelang. Im Deutschen Reich hatte die Politik des Reichskirchenministers Hanns Kerrl ebenfalls eine totale Gleichschaltung der Landeskirchen durch die Kirchengremien nicht erzwingen können. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Vernichtungsstrategie der Hitler-Diktatur, welche im »Warthegau« bereits weitgehend zum Ziel geführt wurde, vorübergehend sistiert. Im Reich konnte von einem »Burgfrieden« nicht gesprochen werden.⁴³ Staedels ideologischer Synkretismus von Nationalsozialismus und Christentum schloss sich an die radikalste Ausprägung der Deutschen Christen an, nämlich der Thüringer Deutschen Christen und der von ihnen im Eisenacher Kirchenamt geführten Landeskirche. Staedels – faktisch aber nicht erreichtes – Ziel war unbestreitbar, die Landeskirche in Rumänien gewissermaßen zu einem Auslandsableger der Thüringer umzuformen.

Bereits in seiner Dankesrede im Anschluss an seine Bischofswahl skizzierte Staedel Elemente seiner Grundeinstellung:

In einer Zeit großen, ja gewaltigen Geschehens, da durch die einmalige schöpferische Gestaltungskraft des Führers das Antlitz unseres alten Kontinents, ja darüber hinaus eines weiteren Teiles der Welt neu geformt wird, ist durch die heutige Wahl der Ruf an mich ergangen, die Leitung der evangelischen Kirche Augsburgers Bekenntnisses in Rumänien zu übernehmen. [...] Es ist ein seltener Ausnahmefall in der Geschichte unserer Kirche, dass ein Mann gleichsam von draußen her zu ihrem höchsten Amt berufen worden ist. [...] Damit sind auch die besten inneren Voraussetzungen gegeben für die notwendige Neuordnung des gesamten volksgemeinschaftlichen Lebens. Es kann nicht die Aufgabe dieser Stunde sein, hier etwa ein ausführliches Programm zu entwerfen. Tatsache ist, daß vor allem die deutsche Erneuerungsbewegung Fragen und Forderungen bis in weltanschaulich-religiöse Tiefen hinein mit solcher Eindringlichkeit zur geistigen Entscheidung gestellt hat, daß auch die Kirchen zu neuem verinnerlichten Wahrheitssuchen aufgerufen sind. [...] Ich denke da zuerst an das Verhältnis unserer Kirche zur Deutschen Volksgruppe und zu ihrer Führung. [...] Der Volksgruppenführer Andreas Schmidt hat kürzlich hier in Hermannstadt unmißverständlich seinem Willen Ausdruck gegeben, mit der Kirche zusammen zu arbeiten, – die Antwort der Kirche darauf kann nur die ehrliche Bereitschaft sein, sich ohne politischen Führungsanspruch den völkischen Lebensnotwendigkeiten und Lebensformen vorbehaltlos bzw. ohne Abwehrstellung einzuordnen, wie es im wesentlichen alle Zeit deutsch-germanischem Recht entsprochen hat.⁴⁴

In diesem Sinne äußerte er sich auch gegenüber König Michael bei seiner Eidesleistung:

[W]ir weit überwiegend deutschen Protestanten, die wir bisher immer – Staatstreue und Volksliebe miteinander verbindend – Träger der friedlich-schaffenden Arbeit und der Kul-

41 Vgl. Dirk Schuster: Ein Versuch der Fortführung von Luthers Reformation in Siebenbürgen. Die Vereinigung der Reformationsgeschichte durch deutsch-christliche Vertreter der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien bis 1944. In: *Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa* 22 (2014), S. 375–386, hier: S. 376–378.

42 Ehrendoktorat für lutherische Theologie.

43 Christoph Strohm: Die Kirchen im Dritten Reich (Schriftenreihe der BpB 1205). Bonn 2011, S. 81–85.

44 Verhandlungsbericht über die 37. und 38. Landeskirchenversammlung 1941. Hermannstadt [1942], S. 11–13.

tur gewesen, sind auch künftig bereit, uns dem neuen Ordnungswillen des rumänischen Staates hinzugeben und in seinem Rahmen zugleich den wahrhaft aufbauenden Kräften der Gegenwart. Denn wir finden eine vollkommene Übereinstimmung der jetzigen Bestrebungen unseres Staates mit den von Adolf Hitler geweckten und befeuerten Kräften zur Neugestaltung Europas.⁴⁵

Die theologischen Aspekte seiner Ansprachen und Äußerungen werden an dieser Stelle ausgeklammert. Nur wenige, signifikante Maßnahmen stehen im Fokus, an denen sein Verhältnis – vor allem zum Nationalsozialismus und zur Volksgruppenführung – erschlossen werden kann.

Anlässlich des Antrittsbesuchs Staedels bei Volksgruppenführer Schmidt am 5. Mai 1941 in Kronstadt vereinbarte man erste Maßnahmen. Im Gremium des Landeskonsistoriums berichtete Staedel darüber, er habe ein Abkommen über die Bruder- und Schwesterschaften sowie über die evangelischen Frauenvereine getroffen.

[...] Unsere evang. Kirche hier ist in der Hauptsache immer bereit gewesen, dem Volke zu geben, was ihm zusteht. Eine neue Lebensordnung unseres deutschen Volkes sei nun im Werden. Da könne es unsere Kirche keineswegs ablehnen, zu dem neuen Werden ihr ›Ja‹ zu sagen – umso mehr, als wir glauben, daß dieses neue Werden durch den Führer Adolf Hitler Gottes Geschenk ist. Die deutsche Erneuerungsbewegung habe neue Formen des Gemeinschaftslebens geschaffen, die nun naturgemäß mit den bisher bestandenen, gewachsenen Formen zusammenstoßen. Jedenfalls sei es auf die Dauer nicht möglich, daß in einer Gemeinde zwei Organisationen mit zum Teil gleichen oder ähnlichen Aufgabengebieten und mit dem Anspruch auf Totalität bestehen. Da die Volksgruppe den Ganzheitsanspruch stellt, ergebe sich die Frage, was mit unseren Bruder- und Schwesterschaften zu geschehen habe. [...] Bei den Frauenvereinen stehe es ähnlich. Das Frauenwerk beabsichtige ebenfalls die Erfassung aller Frauen. Auch sei es in einen Arbeitswiderspruch zu den evang. Frauenvereinen geraten, und so müsse man auch die Frauenvereine bzw. die unseren Frauen zuge dachte religiöse Betreuung und Betätigung auf andere Grundlagen stellen.⁴⁶

45 *Kirchliche Blätter* 33 (1941), S. 139.

46 ZAEKR 102: Protokoll der Sitzung des Landeskonsistoriums 1941, TOP 37. Die Vereinbarung lautete: »Das Landeskonsistorium gibt den Auftrag, daß die Bruder- und Schwesterschaften bis zur endgültigen Beschlussfassung in dieser Angelegenheit durch die allein zuständige Landeskirchenversammlung ihre Tätigkeit einzustellen haben. Alle in § 38 der Kirchenordnung vorgesehenen Aufgaben der Bruder- und Schwesterschaften außer der religiösen Betreuung übernimmt die ›Deutsche Jugend‹ (DJ), der die einheitliche Ausrichtung der gesamten Jugend unseres Volkes anvertraut ist. Die religiöse Betreuung aber obliegt auch in Zukunft den Kirchengemeinden und der Landeskirche bzw. den von ihnen hierfür bestimmten Organen und Arbeitskreisen, – sie vollzieht sich jedoch auf der Grundlage der Freiwilligkeit, d. h. der Kirchenzwang wird aufgehoben. Besondere, von der Jugend bisher geübte Dienstleistungen für kirchlich-religiöse Zwecke (wie z. B. Ausschmückung des Gotteshauses, Pflege des Kirchhofes, vertraglich festgelegte Arbeiten) sind auf Verlangen der kirchlichen Stellen von der DJ-Führung des Ortes anzuordnen und durchzuführen. Außerdem wird die Volksgruppenführung dafür Sorge tragen, daß die für Gottesfeiern und sonstige regelmäßige religiöse Veranstaltungen (Kindergottesdienst, Jugendgottesdienst bzw. Christenlehre, religiöse Feierstunde u. s. w.) festgesetzte Zeit nicht durch eigene Veranstaltungen der DJ bzw. DM [Deutsche Mädels] beansprucht wird. In außergewöhnlichen Fällen ist eine Abweichung von dieser Regel vorher immer einvernehmlich abzumachen.

In ähnlicher Art gibt das Landeskonsistorium die Weisung, daß die ev. Frauenvereine ihre Tätigkeit ebenfalls einstellen mögen. Ihre in Art. I der Satzungen des Allg. Frauenvereins der evang. Landeskirche A. B. in Rumänien umschriebenen Arbeitsgebiete außer der religiösen Betreuung übernimmt die NSV und das Frauenwerk bzw. das Schulamt. Die religiöse Betreuung der Frauen im Besonderen (Erziehung zu positivem Christentum, Bibelarbeit und Pflege des religiösen Liedgutes, Ausschmückung von Kirchen, Errichtung von Frauenkirchenchören, Mitwirkung bei kirchlichen Feiern und Veranstaltungen sowie bei der Pflege der Friedhöfe und bei der Christbescherung in der Kirche, Förderung und Verbreitung guten christlichen Schrifttums, Abhaltung von Schulungen, kirchliche Armenpflege in engerem Sinne u. s. f.) gehört nach wie vor zum Aufgabengebiet der Kirche, die zu diesem Zweck eine eigene, dafür zuständige Organisation aufstellen wird. Über das Vermögen der oben erwähnten Verbände und Vereine wird eine von beiden Seiten eingesetzte Kommission von Fall zu Fall entscheiden.«

Damit war das Landeskonsistorium als Entscheidungsgremium ausgeschaltet, denn die Vereinbarung war bereits unterzeichnet. Auf die Bitte von Dr. Konrad Möckel um Bedenkzeit, da er das Dokument erst am Tag der Landeskonsistoriumssitzung zur Einsicht bekommen habe, reagierte der Vorsitzende Staedel gemäß dem Führerprinzip. Das Protokoll vermerkt:

Vorsitzer erwidert, Möckel habe gesagt, er würde sich einem Befehl fügen. Das Abkommen entspräche dem Wunsche des Volksgruppenführers und des Bischofs. Das Abkommen und die in der Zeitung zu verlautbarende Erklärung werden bis auf Dr. Möckel, der sich der Stimme enthält, einhellig angenommen.⁴⁷

In derselben Weise hat Staedel die Entscheidungen über den Beitritt zum Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben,⁴⁸ die Beschlussfassung zur Übergabe des kirchlich getragenen Schulwesens,⁴⁹ das so genannte *Gesamtabkommen* (eine Art Staatskirchenvertrag) und schließlich das diesem folgende Curriculum für den evangelischen Religionsunterricht 1942⁵⁰ nach den Maßgaben der Volksgruppenführung durchgesetzt.

Signifikant in diesem Zusammenhang ist die Differenz zwischen den Bestimmungen, die der römisch-katholische Bischof von Temeswar (rum. Timișoara) Augustin Pacha (unterstützt durch den Vatikan) zumindest auf dem Papier gegenüber der Volksgruppenführung fixieren konnte: Immerhin blieb die katholische Kirche Eigentümerin aller Immobilien, die für schulische Zwecke bestimmt waren. Außerdem musste die Volksgruppenführung garantieren, die Lehrgrundlagen der römisch-katholischen Kirche im gesamten Unterricht nicht zu verletzen.⁵¹ Die römisch-katholische Kirche hatte aufgrund der Jurisdiktionshoheit des Papstes hartnäckiger und beharrlicher einige ihrer Positionen verteidigen können.

FAZIT

Glondys war prinzipiell ein ideologischer Gegner des Nationalsozialismus und blieb es, allerdings stellte er die Selbsterhaltung der Landeskirche und den Anspruch auf Gesamtvertretung des Volkes (d. h. der fast geschlossen evangelischen siebenbürgisch-sächsischen Bevölkerung) in den Mittelpunkt seiner praktischen Kirchenpolitik. Diese Modifikation führte zur öffentlichen Preisgabe des Resistenzpotentials. Außerdem erlag er einer Selbsttäuschung, das Führerprinzip gegen die langfristigen Substitutionsziele des Nationalsozialismus – auch in Rumänien –, nämlich die Kirchenstrukturen auszuhöhlen und durch eigene, die gesamte Gesellschaft erfassende Sozialformationen abzulösen, durchsetzen zu können. Staedel dagegen stand von Anfang an dem seiner Meinung nach verkrusteten Paternalismus der Kirche kritisch gegenüber. Er war von einer durch Vitalismus gekennzeichneten Grundhaltung und Überlegenheit der NS-

⁴⁷ Ebenda.

⁴⁸ Dirk Schuster: Eine unheilvolle Verbindung. Die Hermannstädter Außenstelle des »Institutes zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben«. In: *Zugänge. Jahrbuch des Evangelischen Freundeskreises Siebenbürgen* 41 (2013), S. 57–83.

⁴⁹ Wien: Resonanz, S. 90–94, 276–284.

⁵⁰ Ebenda, S. 395–438.

⁵¹ Stephan Olaf Schüller: Für Glaube, Führer, Volk, Vater- und Mutterland? Die Kämpfe um die deutsche Jugend im rumänischen Banat (1918–1944). Münster 2009, S. 330–344; Ulrich A. Wien: Die Schulpolitik der Kirchenleitungen in Hermannstadt und Temeswar für die deutsche Minderheit zwischen 1919 und 1944. Eine regions- und konfessionsübergreifende Skizze. In: *Banatica* 25 (2015), S. 431–448.

Ideologie gegenüber dem seiner Meinung nach dogmatischen und unmodernen Klerikalismus der Landeskirche überzeugt und stellte seine Dienstloyalität hinter seinen ideologischen Fanatismus zurück. Er intrigierte bereits 1935 gegen die Kirchenführung, riskierte bewusst seine Verurteilung und die faktisch auch angeordnete disziplinarische Amtsenthebung. Die bereits strukturell (durch das Fraktionssystem an den Nationalsozialismus) ausgelieferte Kirchenleitung übernahm Staedel mit dem klaren Ziel der totalen Selbstgleichschaltung nach dem Modell der Thüringer Landeskirche. Spektakuläre vertragliche Auslieferung und administrative Unterordnung stießen aber auf binnenkirchliche Opposition. Die Selbstgleichschaltung und damit die weitgehende Preisgabe der kirchlichen Autonomie (inklusive der Finanzautonomie) waren aber nicht vollständig gelungen. Der binnenkirchlichen Opposition, dem Verteidigungsring um Bischofsvikar D. Friedrich Müller,⁵² welcher wegen seiner Störfeuer sogar im Sommer 1942 drei Monate unfreiwillig in Berlin festgehalten wurde, war es schließlich wohl zu verdanken, dass die Evangelische Landeskirche A. B. in Rumänien – trotz zahlreicher untermauernder Hinweise – 1945 nicht unter das Verdikt als »hitleristische Organisation« fiel und aufgelöst wurde.⁵³

DR. ULRICH A. WIEN, Akademischer Direktor am Institut für Evangelische Theologie der Universität Koblenz-Landau (Campus Landau), geboren 1963 in Speyer, veröffentlichte – nach dem Studium der Alten, Mittleren und Neuen Geschichte, der Politikwissenschaften, der Anglistik und der Evangelischen Theologie, dem anschließenden Vikariat und der Ordination zum Pfarrer – 1998 seine in Heidelberg angenommene Dissertation *Kirchenleitung über dem Abgrund. Bischof Friedrich Müller vor den Herausforderungen durch Minderheitenexistenz, Nationalsozialismus und Kommunismus*. Seit 2001 amtiert er als Vorsitzender des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde und publiziert zu Themen der regionalen kirchlichen Zeitgeschichte, aber auch zum 16. Jahrhundert, jüngst im Jahrbuch des BKGE in Oldenburg (2014) den Beitrag *Reformation in Siebenbürgen – aktuelle Forschungen und Desiderate am Beispiel der Damasus Dürr-Predigten und der Synodalprotokolle der Evangelischen Superintendentur Bithälme*. Als Mitherausgeber hat er die Publikation der von ihm angeregten Tagung zur *Securitate in Siebenbürgen* (Böhlau 2014) betreut. Zuletzt (2014) ist von ihm der 622 Seiten starke, reich mit Abbildungsmaterial ausgestattete Sammelband *Resonanz und Widerspruch. Von der siebenbürgischen Diaspora-Volkskirche zur Diaspora in Rumänien* im Verlag des Martin-Luther-Bundes mit Untersuchungen und Quellen zum 19.–21. Jahrhundert erschienen.

⁵² Wien: Kirchenleitung, S. 176–210.

⁵³ Ebenda, S. 215f.

Siebenbürgen im überregionalen Kontext

Thesen für einen Paradigmenwechsel – am Beispiel der
Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien für die Zeit
des Nationalsozialismus

Von Dirk Schuster

In den letzten Jahren und Jahrzehnten sind eine Vielzahl wissenschaftlicher Bücher und Artikel, quellenbasierter Dokumentationen sowie persönlicher Erinnerungen über die Siebenbürger Sachsen für die Zeit der 1920er- bis 1950er-Jahre erschienen. Zwei Dinge sind bei der Betrachtung besonders auffällig: Es handelt sich fast immer um biografische, regionale oder lokale Geschichtsinterpretationen, in denen ein europäischer oder gesellschaftlicher Entwicklungsprozess wenig bis gar nicht zur Sprache kommt. Ebenso fehlen fast immer vergleichende Perspektiven mit Vorgängen, beispielsweise in Deutschland, oder der Situation anderer Minoritäten in Europa, selbst gegenüber anderen deutschsprachigen Minderheiten. Zudem ist besonders in älteren Forschungsarbeiten sowie in Arbeiten von Siebenbürger Sachsen auffällig, dass allzu oft ein Täter-Opfer-Schema als Argument dient, gerade für die Zeit des Nationalsozialismus, der einen großen Einfluss auf die siebenbürgisch-sächsische Gesellschaft seit Anfang der 1930er-Jahre hatte. Nicht nur für die Siebenbürger Sachsen, sondern für nahezu alle deutschsprachigen Minderheiten in Südosteuropa lässt sich für die Geschichtsschreibung nach 1945 festhalten, dass vor dem Hintergrund der Nachkriegsentwicklungen »die in der deutschsprachigen Literatur vorherrschenden Paradigmen der Vertriebenengeschichte mit ihrem exklusiven Opferdiskurs übernommen [wurden].«¹

Meiner Ansicht nach dienen derartige Täter-Opfer-Schemata nicht dem historischen Erkenntnisgewinn, sondern behindern diesen oftmals durch eine starre und nicht selten willkürliche Unterteilung in gut und böse. Ich möchte stattdessen aufzeigen, dass durch einen Paradigmenwechsel neue Interpretationen möglich sind. Dies meint eine Abkehr vom noch immer direkt oder indirekt vorgebrachten Opferdiskurs, der durch eine bloße regionalgeschichtliche Betrachtung leicht zu bedienen

¹ Marie-Janine Calic: Die Deutsche Volksgruppe im »Unabhängigen Staat Kroatien« 1941–1944. In: Marianna Hausleitner (Hg.): Vom Faschismus zum Stalinismus. Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1941–1953. München 2008 (Veröffentlichungen des IKGS, Wissenschaftliche Reihe, 114), S. 11–22, hier: S. 11.

ist. Ich plädiere stattdessen dafür, die Geschichte der Siebenbürger Sachsen und ihrer Landeskirche während der 1930er- und 1940er-Jahre als Teil einer transnationalen Entwicklung zu deuten – und diese so einzuordnen. Eine derartige Entwicklung wird indes nicht durch ausschließlich regionale oder gar lokale, sondern erst durch breiter angelegte Untersuchungen sichtbar.

Ohne Zweifel bilden lokale bzw. regionale Studien oftmals die Grundlage für das Verstehen von komplexeren historischen Zusammenhängen. Möchte man beispielsweise die innere Stabilität des »Dritten Reiches« verstehen,² so kann man über Mikrostudien die Akzeptanz und Durchsetzungskraft des Nationalsozialismus auf gesellschaftlicher Ebene vor Ort nachzeichnen, um hieraus allgemeingültige Thesen abzuleiten.³ An dieser Stelle möchte das vorliegende Plädoyer ansetzen: Es reicht meiner Ansicht nach nicht aus, im Bezug auf die Siebenbürger Sachsen und andere deutsche Minderheiten in Südosteuropa ausschließlich historische Regionalforschungen zu betreiben. Vor allem in Bezug auf den Einfluss des Nationalsozialismus liefern diese nur einen begrenzten Erkenntnisgewinn, da sie beispielsweise – vereinfacht gesagt – auf die Frage nach der Durchdringung der NS-Ideologie in der siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaft wenig Antworten liefern können, wenn auf vergleichende Perspektiven oder Erkenntnisse aus der Soziologie verzichtet wird. Es geht mir letztendlich darum, aufzuzeigen, wie Wissen, welches die Regionalforschung hervorgebracht hat, in einen größeren Kontext gestellt werden kann. Nicht alle vorgelegten Ideen und Vorschläge mögen funktionieren. Sie sollen aber Möglichkeiten der Erkenntniserweiterung aufzeigen, wenn in Bezug auf die Geschichte der Siebenbürger Sachsen in den 1930er- und 1940er-Jahren die Perspektive über den »siebenbürgisch-rumänischen« Tellerrand hinaus ausgeweitet wird. Meine Überlegungen konkretisiere ich anhand des Beispiels der »Selbstnazifizierung« der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien.⁴

ZUR »SELBSTNAZIFIZIERUNG« UNTER BISCHOF STAEDEL

Die hier als »Selbstnazifizierung« bezeichnete Entwicklung unter dem seit 1941 amtierenden Bischof Wilhelm Staedel (1890–1971)⁵ darf nicht als Unterwürfigkeit gegenüber dem Nationalsozialismus oder christliche Selbstaufgabe verstanden werden. Die

2 Dies meint die weit verbreitete Zustimmung der deutschen Bevölkerung gegenüber dem Nationalsozialismus und dessen Politik bis in die Kriegsjahre hinein. Vgl. Sönke Neitzel, Harald Welzer: Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben, Frankfurt/M. 2011, S. 63–66.

3 Vgl. hierzu beispielhaft das niedersächsische Forschungskolleg *Nationalsozialistische »Volksgemeinschaft«? Konstruktion, gesellschaftliche Wirkungsmacht und Erinnerung vor Ort*, welches über lokale und regionale Beispieluntersuchungen Thesen über Gesellschaft und Gemeinschaft im Nationalsozialismus generieren möchte.

4 Auch wenn ab 1919 nahezu alle deutschsprachigen Protestanten Rumäniens zur Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien gehörten, so war das Zentrum der kirchlichen Aktivitäten weiterhin der geographische Raum Siebenbürgen, weshalb ich im Folgenden diesbezüglich von Regionalgeschichte spreche. Desweiteren weise ich darauf hin, dass es sich bei der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien um eine Minoritätsorganisation in zweierlei Hinsicht handelte, denn ihr gehörten die deutschen, protestantischen Bewohner Rumäniens an. Letztgenannter Umstand ist für die nachfolgend vorgebrachten Ausführungen und Überlegungen stets zu beachten.

5 Dass diese »Selbstnazifizierung« bereits unter Bischof Viktor Glondys einsetzte, indem dieser den nationalsozialistischen Kräften – aus verschiedenen Gründen – sukzessive mehr Einfluss auf die Landeskirche einräumte, verdeutlicht Ulrich A. Wien in seinem Aufsatz in diesem Heft. Die Vorlaufzeit der 1930er-Jahre soll demzufolge hier nicht zur Sprache kommen, sondern Beispiele der Umsetzung einer Transformation hin zum Nationalsozialismus unter Bischof Staedel als »Selbstnazifizierung« bezeichnet werden. Zu Wilhelm Staedel vgl. Ulrich A. Wien: Wilhelm Staedel. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon [BBKL]. Bd. 20. Nordhausen 2002, Sp. 1352–1355.

»Selbstnazifizierung«, das heißt die Aufnahme nationalsozialistischen Gedankengutes in die christliche Lehre sowie die Unterordnung der Kirche als Institution unter die Kontrolle nationalsozialistischer Herrschaftsträger, entsprang einem theologischen Denkmodell, welches sich Ende der 1920er-Jahre innerhalb des Protestantismus in Deutschland herauskristallisiert hatte. Eine solche Interdependenz von Religion und Politik war unterdessen schon damals kein neues Phänomen. Beispielsweise öffnete sich der Protestantismus in Deutschland vor der Entstehung des Kaiserreichs 1871 dem Nationalismus, eine Entwicklung, die sich nach 1871 weiter verstärken sollte.⁶ Zudem gab es protestantische Vertreter, welche die religiöse Lehre des Christentums mit der Ideologie des Sozialismus verbinden wollten.⁷

Die hier als Erklärungsgrundlage dienende Theologie der Thüringer Kirchenbewegung Deutschen Christen⁸ integrierte die Ideologie des Nationalsozialismus in die protestantische Lehre. Dies bildete keinen genuin neuen Gedankengang, da der deutsche Protestantismus infolge des Summepiskopats (des landesherrlichen Kirchenregiments) und der Anlehnung an das preußisch-deutsche Kaiserreich ohnehin stark politisiert und nationalistisch geprägt war. Dieser chauvinistische, in Teilen bereits rassistisch argumentierende Protestantismus überdauerte die Kriegsniederlage von 1918 und radikalisierte sich nochmals während der Zeit der Weimarer Republik. Daher ist es aus heutiger Perspektive wenig verwunderlich, dass manche protestantische Vertreter ihre Erlösungsvorstellungen vom »demokratischen Joch« der Weimarer Republik mit dem Glauben an einen messiasgleichen Retter in Gestalt eines politischen Führers verbanden.⁹ Eine solche Transformation vollführten die Deutschen Christen Thüringer Richtung, die in Adolf Hitler eben jenen von Gott gesandten Retter zur Erlösung des deutschen Volkes vernahmten. Es soll an dieser Stelle aber nicht näher auf das theologische Lehrgebäude der Deutschen Christen eingegangen werden.¹⁰ Für die hier zu behandelnde Problemstellung bleibt aber festzuhalten, dass das Verhalten von Wilhelm Staedel und seinen kirchlichen Anhängern nicht allein aus ihrer politischen Überzeugung gegenüber dem Nationalsozialismus her resultierte. Man integrierte

6 Vgl. Clemens Vollnhals: »Mit Gott für Kaiser und Reich«. Kulturhegemonie und Kriegstheologie im Protestantismus 1870–1918. In: Andreas Holzem (Hg.): Krieg und Christentum. Religiöse Gewalttheorien in der Kriegserfahrung des Westens. Paderborn u. a. 2009, S. 656–679.

7 Vgl. beispielhaft Ulrich Peter: Christuskreuz und rote Fahne. Der Bund der religiösen Sozialisten in Westfalen und Lippe während der Weimarer Republik. Bielefeld 2002 (Beiträge zur westfälischen Kirchengeschichte, 24); Martin Schulze Wessel: Die Deutschen Christen im Nationalsozialismus und die lebendige Kirche im Bolschewismus – zwei kirchliche Repräsentationen neuer politischer Ordnungen. In: *Journal of Modern European History* 3 (2005) H. 2, S. 147–163.

8 Zur besseren Lesbarkeit wird im Folgenden der Begriff Deutsche Christen verwendet, wobei damit immer die Thüringer Kirchenbewegung Deutsche Christen gemeint ist. Vgl. zu der Kirchenbewegung Deutsche Christen Oliver Arnhold: »Entjudung« – Kirche im Abgrund. Bd. 1: Die Thüringer Kirchenbewegung Deutsche Christen 1928–1939. Berlin 2010 (= Studien zu Kirche und Israel 25/1).

9 Vgl. Klaus Schreiner: »Wann kommt der Retter Deutschlands?« Formen und Funktionen von politischem Messianismus in der Weimarer Republik. In: *Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte* 49 (1998), S. 107–160. Der Begriff des »Führers« wird in diesem Zusammenhang nach Max Webers Kategorisierung charismatischer Herrschaft verwendet, welcher damit eine Persönlichkeit klassifiziert, der man außeralltägliche Fähigkeiten zuschreibt. Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Paderborn 2006 [Erstausgabe 1921/22], S. 243.

10 Vgl. hierzu Doris L. Bergen: *Twisted Cross. The German Christian Movement in the Third Reich*. Chapel Hill 1996. Der Bezug vom deutsch-christlichen Protestantismus auf das Glaubensbild von Wilhelm Staedel ist ausführlich analysiert bei Dirk Schuster: *Christentum unter nationalsozialistischen Vorzeichen. Die Evangelische Landeskirche Augsburgischer Bekenntnisses in Rumänien unter Bischof Wilhelm Staedel 1941 bis 1944*. In: Burkhard Olschowsky, Ingo Loose (Hgg.): *Nationalsozialismus und Regionalbewusstsein im östlichen Europa*. München 2016 (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 59), S. 63–80.

vielmehr die politischen Ideen des Nationalsozialismus, allen voran die dieser Ideologie zugrundeliegende Rassenlehre, in die christliche Lehre,¹¹ ein Vorgang, der im deutschen Protestantismus unter anderen politischen Voraussetzungen schon 100 Jahre zuvor stattfand, das heißt, dass man politische Konzepte unterschiedlicher Couleur auf Glaubensaussagen des Christentums projizierte – und umgekehrt.

Nicht zuletzt die sich auch bei den Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben rasant verschlechternden wirtschaftlichen Verhältnisse nach 1918, und nochmals verstärkt ab 1930, bereiteten den Boden dafür, dass nationalsozialistische Ideen in der gesellschaftlichen Mitte Anklang fanden, ein Prozess vergleichbar mit dem im Deutschen Reich.¹² Hierbei ist zu beachten, dass derartige Entwicklungen auch die Kirche betrafen und ein Teil der landeskirchlichen Vertreter schon frühzeitig öffentlich Partei für den Nationalsozialismus ergriffen.¹³ Der gesellschaftliche Druck in Form der breiten Unterstützung nationalsozialistischer Organisationen in allen Regionen der Landeskirche zwang die Landeskirchenführung letztendlich, NS-Vertretern mehr Einfluss in die kirchliche Selbstverwaltung einzuräumen, wollte man sich nicht gänzlich von den gesellschaftspolitischen Entwicklungen lossagen und den eigenen gesellschaftlichen Führungsanspruch behalten.¹⁴

VERGLEICHENDE REGIONALGESCHICHTE UND SOZIALWISSENSCHAFTLICHE ANSÄTZE

Eine solche regionale Betrachtungsweise erklärt indes nicht hinreichend, nach welchen Maßstäben Wilhelm Staedel ab 1941 in seiner Funktion als Bischof handelte. Hierfür bedarf es eines Vergleichs mit den Kirchenentwicklungen im »Dritten Reich«, um die Prozesse ab 1941 verstehen zu können, was ich anhand von zwei Beispielen – der Übergabe des Schulwesens und dem Beitritt zum sogenannten »Entjudungsinstitut« – verdeutlichen möchte.

1941/42 beschloss das Gremium des Landeskonsistoriums, das sich in kirchlicher Verantwortung befindende Schulwesen der Volksgruppenführung zu übergeben.¹⁵ Dieses Vorgehen seitens des neuen Bischofs und seiner Anhänger ist einfach zu erklären, wenn man sich mit den religiösen Vorstellungen der Deutschen Christen auseinandersetzt. Im deutsch-christlichen Denken sollte sich die Kirche allein für den religiösen Bereich verantwortlich zeigen. Alle anderen Handlungsfelder wie Erziehung, Rechtspflege, politische Führung usw. fielen ausnahmslos in die Zuständigkeit

11 Beispielsweise – es ließen sich viele weitere Beispiele anführen – leitete Walter Grundmann anhand dieser Kombination ab, dass das Christentum sich unabhängig vom Judentum entwickelte und schon mit dem Auftreten Jesu das Christentum als der größte Gegner des Judentums zu verstehen sei. Entsprechend gehöre das Alte Testament nicht mehr zum biblischen Kanon und das gesamte Christentum samt seiner Liturgie und Geschichte habe sich zu »entjuden«. Walter Grundmann: Die 28 Thesen der sächsischen Volkskirche erläutert. Dresden 1934; ders.: Die Entjudung des religiösen Lebens als Aufgabe deutscher Theologie und Kirche. Weimar 1939.

12 Zu den Banater Schwaben Mariana Hausleitner: Die Donauschwaben 1868–1948. Ihre Rolle im rumänischen und serbischen Banat (Schriftenreihe des IDGL, 18). Stuttgart 2014, S. 115.

13 Beispielhaft die Verteidigung des Nationalsozialismus durch den Hermannstädter Pfarrer Karl Reinert im offiziellen Mitteilungsorgan der Landeskirche. Karl Reinert: Pfarrer und Nationalsozialist. In: *Kirchliche Blätter aus der ev. Landeskirche A. B.* 25 (1933) H. 30 vom 27.07.1933, S. 286–288. Zu nennen ist ebenso das 1934 erfolgte öffentliche Eintreten des Mitgliedes des Landeskonsistoriums Alfred Pomarius für den Nationalsozialismus.

14 Damit ist kein voraussetzender Gehorsam gemeint, sondern eine rationale Handlungsabwägung, wie auf bestimmte Entwicklungen zu reagieren sei, ohne den eigenen, bis dato bestehenden Status zu gefährden. Zur Einbettung des Rationalitätsgedankens in die hier behandelte Thematik siehe unten.

15 ZAEKR 102: Protokoll der 9. Landeskonsistoriums-Sitzung vom 20. November 1941, TOP 102.

der weltlichen Herrschaftsträger. Die Deutschen Christen versuchten aktiv, den Aufbau des Dritten Reiches mitzugestalten, nur sollte eine solche Gestaltung lediglich den innerreligiösen Bereich tangieren. Weil man in Adolf Hitler den von Gott gesandten Führer vernahm, wäre es in der Vorstellung der Deutschen Christen ein Agieren gegen Gott gewesen, sollte man sich in staatliche Aufgaben einmischen.¹⁶ Staedels Agieren ist somit nicht als ein Akt der Unterwürfigkeit gegenüber der Volksgruppenführung zu verstehen, sondern als die Umsetzung deutsch-christlicher Vorstellungen im Bezug auf das Staat-Kirche-Verhältnis.

Ein solcher Abgleich, wie soeben aufgezeigt, lässt gleichfalls den Beitritt der Landeskirche zum Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben Ende 1941 nachvollziehen.¹⁷ Dieses Institut, an dem sich inklusive der Mitglieder der Hermannstädter Außenstelle ca. 200 Personen beteiligten – unter ihnen namhafte Professoren der Theologie –, versuchte ein *judenfreies* Christentum in einem *judenfreien* Deutschland mithilfe wissenschaftlicher Beweisführungen sowie neuen Materials für die Gemeindegarbeit und Liturgie herzustellen.¹⁸ Der Beitritt der Evangelischen Landeskirche A. B. zu diesem Institut und die Gründung einer eigenen Außenstelle in Hermannstadt resultierte wiederum aus dem deutsch-christlichen Gedanken heraus, den Nationalsozialismus bei der inneren Umsetzung des Dritten Reiches zu unterstützen.¹⁹ So schrieb Hugo Pich 1943:

In zielbewusster Arbeit und hartem Kampfe hat darum nationalsozialistischer Wille die radikale Entjudung aller Lebensbereiche des deutschen Volkes planmäßig durchgeführt. Rechtsprechung, Volkswirtschaft Gesundheitspflege, Wissenschaft, Kunst, Erziehung – alle diese Lebensbereiche sind jetzt frei vom jüdischen Einfluß.

Nur in einem Lebensgebiet ist die Frage der Stellung zum Judentum noch nicht gelöst, nämlich im religiösen Leben, das in der germanischen Welt seine Prägung durch die christliche Kirche gefunden hat. [...] Mit Recht aber erwartet das deutsche Volk, daß nun endlich auch die Kirche aus der Kraft ihres religiösen Lebens heraus die Frage nach dem jüdischen Einfluß in ihrer Mitte stellt und ihn ausschaltet, wo er nachgewiesen wird.²⁰

Auch in diesem Fall können wir das Handeln einzelner Protagonisten der Landeskirche nur verstehen, wenn wir Parallelen zum außersiebenbürgischen Kontext aufzeigen. Beide Fälle illustrieren, dass es sich hier nicht um eine defensive Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus handelte, sondern im Gegenteil um eine aktive Umsetzung deutsch-christlicher Glaubensvorstellungen. Solche Vergleiche generieren gleichzeitig neue Fragen, deren Beantwortung ein besseres Verständnis über die Abläufe innerhalb der evangelisch-sächsischen Gesellschaft unter dem Einfluss des Nationalsozialismus verspricht. So hat beispielsweise Michael Wildt in seiner bahnbrechenden Studie über das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes die typische Tätergeneration innerhalb des Nationalsozialismus herausgearbeitet. Viele Funktionäre, die sich aktiv

16 Vgl. hierzu ausführlich Dirk Schuster: Die Lehre vom »arischen« Christentum. Das wissenschaftliche Selbstverständnis im Eisenacher »Entjudungsinstitut«. Berlin 2016 (unveröffentlichte Dissertation).

17 ZAEKR 102: Protokoll der 6. Landeskonsistoriums-Sitzung vom 3. November 1941, TOP 58.

18 Zu dem Institut vgl. Susannah Heschel: The Aryan Jesus. Christian Theologians and the Bible in Nazi Germany. Princeton 2008; Oliver Arnhold: »Entjudung« – Kirche im Abgrund. Bd. 2: Das »Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben« 1939–1945. Berlin 2010 (= Studien zu Kirche und Israel 25/2).

19 Zur Hermannstädter Außenstelle vgl. Dirk Schuster: Eine unheilvolle Verbindung. Die Hermannstädter Außenstelle des »Institutes zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben«. In: *Zugänge. Jahrbuch des Evangelischen Freundeskreises Siebenbürgen* 41 (2013), S. 57–83.

20 Hugo Pich: Frei vom Juden – auch im Glauben! Hermannstadt-Sibiu 1943, S. 3.

und bereitwillig am Holocaust beteiligten, wiesen eine ähnliche Biografie auf: 1900 oder später geboren, waren sie meistens zu jung, um selbst am Ersten Weltkrieg noch teilnehmen zu können bzw. erlebten diesen in den letzten Monaten in Ausbildungskasernen fernab der Front. Nicht wenige dieser späteren Täter bildeten sich in den Anfangsjahren der Weimarer Republik, gehörten rechtsnationalen Korps-Verbänden an und lehnten das demokratische System ab. Infolge der fortdauernden wirtschaftlichen Krise blieb ihnen überdies eine adäquate berufliche Entwicklung verwehrt. Diese Generation, jung, radikal, ziellos, antirepublikanisch und antisemitisch, verlieh dem Nationalsozialismus bei der Umsetzung der eigenen Ideologie seine Radikalität. 77 Prozent der Führungsriege des Reichssicherheitshauptamtes gehörte dieser Generation an, was Wildt zu dem Schluss kommen lässt: »Die in einem besonderen Maße für die Verfolgungs- und Vernichtungspolitik des Regimes verantwortliche Gruppe innerhalb der NS-Führung war zugleich deren jüngste.«²¹

Ein ähnlicher Befund lässt sich für die schon angesprochenen Deutschen Christen Thüringer Richtung ausmachen, die maßgeblich die protestantische Kirchenpolitik im »Dritten Reich« bis 1945 beeinflussten. Deren Gründer, Siegfried Leffler und Julius Leutheuser gehörten genau jener Generation an, die Wildt beschrieben hat.²² Und der ideologische Kopf der Deutschen Christen und spätere wissenschaftliche Leiter des genannten »Entjudungsinstituts«, Walter Grundmann, erblickte gar erst 1906 das Licht der Welt.²³ Eine solche Einschätzung meint nicht, nationalsozialistischen Vertretern der älteren Generation deren Radikalität abzusprechen. Doch für die exzessive Umsetzung der NS-Ideologie, genau wie des deutsch-christlichen Glaubens, bedurfte es Vertreter der jungen und radikalen »Generation des Unbedingten«, wie Michael Wildt sie benannt hat. Eine solche Feststellung lässt sich indes nur in Teilen auf die deutsch-christlichen Vertreter der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien übertragen: Bischof Staedel, Jahrgang 1890, gehörte ebenso wenig dieser Generation an wie sein enger Mitstreiter und spätere Hauptanwalt der Landeskirche Andreas Scheiner, Jahrgang 1890.²⁴ Aus dem engeren Führungskreis von Staedel und der Hermannstädter Außenstelle des »Entjudungsinstituts« lassen sich lediglich der Institutsgeschäftsführer Ekkehard

21 Michael Wildt: *Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes*. Hamburg 32015, S. 45f. Vgl. zur Generationsproblematik auch Jürgen Reulecke: *Generationalität und die West-/ Ostforschung im »Dritten Reich« – ein Interpretationsversuch*. In: Rüdiger vom Bruch, Brigitte Kaderas (Hgg.): *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart 2002, S. 354–360. Ähnliche Befunde lassen sich ebenso über die angesprochene Generation von Medizinern und Naturwissenschaftlern feststellen, die sich durch Involvieren in nationalsozialistische Forschungsvorhaben profilierten. Kiran Klaus Patel, Sven Reichardt: *The Dark Side of Transnationalism Social Engineering and Nazism, 1930s–40s*. In: *Journal of Contemporary History* 51 (2016), S. 3–21, hier: S. 13. Dort auch weiterführende Literaturangaben.

22 Vgl. zu Leffler und Leutheuser die noch immer sehr gute Analyse von Hans Buchheim: *Glaubenskrise im Dritten Reich. Drei Kapitel nationalsozialistischer Religionspolitik*. Stuttgart 1953, S. 9–84.

23 Zu Walter Grundmanns Wirken und Einfluss auf die Theologie auch über das Jahr 1945 hinaus vgl. Schuster: *Lehre; Heschel: The Aryan Jesus; Torsten Lattki: »Das Bundesvolk kommt um im Gericht«*. Der wenig verhüllte theologische Antijudaismus Walter Grundmanns in der DDR. In: Hans-Joachim Döring, Michael Haspel (Hgg.): *Lothar Kreyssig und Walter Grundmann. Zwei kirchenpolitische Protagonisten des 20. Jahrhunderts in Mitteldeutschland*. Weimar 2014 (= *scripturae*. Schriftenreihe der Evangelischen Akademie Thüringen 4), S. 78–92.

24 Scheiners theologische Radikalität zeigt sich in dessen Schrift Andreas Scheiner: *Das Dogma der evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien. Ein Vorwort*. Hermannstadt-Sibiu 1942 (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft des Institutes zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben in der evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien, 2). Zu dieser Schrift vgl. Schuster: *Christentum*.

Lebouton, geboren 1911, sowie mit Abstrichen Edmund Graeser, Jahrgang 1897, dieser Generationskategorisierung zuordnen.

Es ist also zu fragen – und für die Beantwortung müssten noch mehr biografische Untersuchungen angestrengt werden –, welche Mechanismen in der siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaft sowie Landeskirche wirkten, dass eine ältere Generation eine solche Radikalität entfaltete und diese aktiv vorantrieb und umsetzte. Wie sind solche Generationsunterschiede zwischen NS-Tätergruppe sowie Thüringer Deutschen Christen auf der einen und radikalen Deutschen Christen in Siebenbürgen auf der anderen Seite zu erklären? Mit der Klärung einer solchen Frage ließe sich viel über die gesamtgesellschaftlichen Vorgänge und Sozialisation der Alterskohorten 1880/90 und 1890/1900 der deutschen Minderheit in Siebenbürgen ab den 1920er-Jahren in Erfahrung bringen.

Darüber hinaus bieten theoretisierende Ansätze aus der Sozialwissenschaft Zugangsmöglichkeiten, mithilfe derer ein klareres Bild über innerkirchliche Beweggründe zur Aufnahme nationalsozialistischen Gedankengutes gezeichnet werden kann. Im Jahr 2013 hat die Religionswissenschaftlerin Miriam Zimmer mit ihrer an der Universität Göttingen angefertigten Abschlussarbeit eine Studie vorgelegt, in der sie die Überlebensstrategien ethnischer Minoritätskirchen am Beispiel der deutschsprachigen evangelischen Kirche Brasiliens analysiert hat. Auch wenn sich diese Arbeit mit den Phänomenen der Säkularisierung und Assimilation in der Gegenwart auseinandersetzt, lässt sich der theoretische Ansatz Zimmers durchaus auf Siebenbürgen ab den 1920er Jahren übertragen. Sie nutzt für ihre Analyse das auf dem Rational-Choice-Ansatz basierende religionssoziologische Marktmodell, welches religiöse Organisationen (z. B. Kirchen) und deren Personal als Akteure versteht,

die sich auf einem von Konkurrenz geprägten Markt behaupten müssen und dort ihre religiösen Angebote für die (potenziellen) Mitglieder unterbreiten. Dabei wird der religiöse Markt durch staatliche Sanktionen mehr oder weniger stark reguliert. Innerhalb dieses Marktes verhalten sich religiöse Organisationen zweckrational. Ihr Ziel ist allerdings nicht, wie auf ökonomischen Märkten, der finanzielle Profit, sondern das Sichern des eigenen Fortbestands. Dafür braucht eine Religionsgemeinschaft das Commitment von Mitgliedern, Anhängerinnen oder Teilnehmern, die wiederum Ressourcen in Form von Zeit, Engagement, materiellen Gütern, Know-how usw. zum Fortbestand der Gemeinschaft bereitstellen.²⁵

Der Übertrag eines solchen theoretischen Konzepts auf die Evangelische Landeskirche A. B. in Rumänien könnte zusätzliche Erklärungen dahingehend liefern, wieso ab den 1930er-Jahren der radikale und mit rassistischen Elementen beladene Nationalismus der Siebenbürger Sachsen Einzug in die Landeskirche hielt. Sah man sich gezwungen, das eigene Produkt den sich veränderten Marktbedingungen anzupassen?

Dies – so meine Überzeugung – wäre ein möglicher Ansatz, um von den immer wieder vorgebrachten und überdies falschen einfachen Erklärungsmustern abzurücken, ungläubige Nationalsozialisten hätten einfach die Landeskirche übernommen bzw. die Kirche musste sich notgedrungen dem Nationalsozialismus anpassen,

²⁵ Miriam Zimmer: *Assimilation und religiöse Organisation. Eine organisationssoziologische Studie zu Überlebensstrategien ethnischer Kirchen*. Stuttgart 2013, S. 52 (Göttinger junge Forschung, 16). Zum religiösen Marktmodell vgl. Gert Pickel: *Religionssoziologie. Eine Einführung in zentrale Themen*. Wiesbaden 2011, S. 198–217; Laurence R. Iannaccone: *Religious Markets and the Economics of Religion*. In: *Social Compass* 39 (1992), S. 123–131.

da diese *neubeidnische Bewegung* ansonsten die Kirche zerstört hätte.²⁶ Denn spätestens seit den frühen 1920er-Jahren musste sich die Evangelische Landeskirche A. B. mit einer zunehmenden, öffentlich artikulierten Säkularisierung auseinandersetzen, das heißt, dass immer mehr Siebenbürger Sachsen die innere, spirituelle Bindung zu ihrer *Volkskirche* verloren und deren Führungsrepräsentanz infrage stellten. Eine Antwort auf diese Entwicklung bildete das von Glondys und Bischofvikar Friedrich Müller verfolgte Konzept der Volksmission, was bereits verdeutlicht, dass selbst die Kirchenführung auf sich wandelnde Bedingungen reagierte.

An dieser Stelle bietet das religiöse Marktmodell einen Erklärungsansatz: Der langsam, aber stetig zunehmende rassistisch argumentierende Nationalismus in Teilen der Landeskirche stellte eine Anpassung an die sich veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dar, um weiterhin ein »attraktives Produkt« anbieten zu können. Denn ein solches *Produkt* wurde von Teilen der Kirchenmitglieder respektive den *Konsumenten* nachgefragt,²⁷ die selbst in großen Teilen einen solchen Nationalismus in ihr Alltagsdenken integriert hatten. An eine solche These, die freilich noch einer Überprüfung standhalten muss, ließe sich ebenso der allgemeine Antisemitismus in Rumänien in dieser Zeit anbinden. Der Antisemitismus stellte keine singuläre Erscheinung der Eisernen Garde dar, sondern hat eine weit länger zurückreichende Geschichte.²⁸ Hier wäre die Frage zu untersuchen, inwieweit dieser »normale« Alltagsantisemitismus innerhalb der zeitgenössischen Gesellschaft Rumäniens mit seinen teils gewalttätigen Übergriffen auf die jüdische Bevölkerung nicht auch langsam von Vertretern der Landeskirche übernommen wurde,²⁹ zumal der Antisemitismus im deutschsprachigen Protestantismus eine gleichfalls lange und unrühmliche Tradition hatte, dessen Einfluss auf die Evangelische Landeskirche A. B. ebenso ausführlicher zu untersuchen ist.³⁰

Für die Zeit ab den 1920er-Jahren, in der sich der Antisemitismus in Rumänien nochmals radikalisierte, antisemitische Argumentationen im deutschen Protestantismus zum alltäglichen Sprachgebrauch gehörten,³¹ stellt sich die Frage, ob eine Anpassung von Teilen der Evangelischen Landeskirche A. B. aus kultureller Tradition heraus geschah. Oder ob, mit nochmaligem Rückgriff auf den Rational-Choice-Ansatz, eine solche Anpassung zugunsten des Antisemitismus aus rationalen Abwägungen heraus erfolgte, weil es gesellschaftlich wie theologisch en vogue und überdies oppor-

26 Allein schon die massenhaften Neubauten von Kirchen im »Dritten Reich« führen letztere Behauptungen ad absurdum. Vgl. hierzu mit ausführlicher Literaturangabe Friedrich Weber, Charlotte Methuen: *The Architecture of Faith under National Socialism. Lutheran Church Building(s) in Braunschweig 1933–1945*. In: *Journal of Ecclesiastical History* 66 (2015), S. 340–371.

27 Selbstredend ist an dieser Stelle zu berücksichtigen, dass manche Vertreter der Nationalsozialisten eine solche Verbindung von Nationalsozialismus und Christentum ablehnten, schon allein, um den totalitären Herrschaftsanspruch der NS-Ideologie Rechnung zu tragen.

28 Vgl. Raul Cârstocea: *Anti-Semitism in Romania. Historical Legacies, Contemporary Challenges*. Flensburg 2014 (ECMI Working Paper, 81). <http://www.ecmi.de/uploads/tx_lfpubdb/Working_Paper_81.pdf>, 28.10.2015.

29 Einen anschaulichen, zeitgenössischen Bericht über die alltägliche Judenfeindschaft in Rumänien liefert F. O. Sihnens: *Die Gleichberechtigung der rumänischen Juden*. In: *C.V.-Zeitung. Blätter für Deutschland und Judentum* 5 (1926), Ausgabe 37 vom 08.09.1926, S. 481f.

30 Zu diesem Themenkomplex hat Birgit Hamrich eine leider unveröffentlicht gebliebene Examensarbeit vorgelegt.

31 Vgl. hierzu Martin Greschat: *Die Nachwirkungen des Stoeckerschen Antisemitismus in der Weimarer Republik*. In: Martin Greschat: *Protestanten in der Zeit. Kirche und Gesellschaft in Deutschland vom Kaiserreich bis zur Gegenwart*, hrsg. v. Jochen-Christoph Kaiser. Stuttgart 1994, S. 67–98.

tun war, judenfeindlich zu sein. Dies meint allgemein gesprochen: Veränderungen infolge von pluralistischen Einflüssen haben nicht so sehr den Glaubensinhalt, aber stark die Glaubensauslegung beeinflusst.³²

VON DER REGIONAL- ZUR MAKROEBENE

Doch sind nicht nur Vergleiche mit Entwicklungen außerhalb Siebenbürgens notwendig, um manch einen Wandel bei den Siebenbürger Sachsen während der 1930er- und 1940er-Jahre verstehen zu können, denn ebenso hält die Hinführung der siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaftsgeschichte zur allgemeinen Geschichte des »Dritten Reiches« meiner Meinung nach großes Erkenntnispotenzial bereit. Es lassen sich also mithilfe von Untersuchungen, die einen größeren Betrachtungswinkel einnehmen als die bloße Regionaldeutung, nicht nur innersächsische Vorgänge besser erklären. Ebenso lassen sich die Ergebnisse der Regionalgeschichte für einen breiteren Erklärungskontext in Bezug auf den Nationalsozialismus nutzbar machen. Einen solchen sicherlich gewinnbringenden Ansatz möchte ich wiederum anhand von zwei Beispielen illustrieren:

Neben den verschiedenen deutschen Minderheiten in Rumänien gab es eine weitere deutschsprachige »Volksgruppe«, die nach Kriegsende nicht allumfassend aus ihrer angestammten Heimat vertrieben wurde: die Südtiroler. Gerald Steinacher hat im Jahr 2008 eine Studie vorgelegt, in welcher er die Fluchtnetzwerke ehemaliger Nationalsozialisten analysiert und hierfür auch Südtirol in den Blickpunkt genommen hat, da eine vielgenutzte Fluchtroute durch jene Alpenregion verlief und sich ein Teil der vormaligen NS-Täter auf die Unterstützung der einheimischen Bevölkerung sowie der dortigen katholischen Kirche verlassen konnten. Allein die Parallelen von Minoritätsgesellschaft, starken kirchlichen Einflüssen auf die jeweilige Selbstidentifikation sowie eine Kontinuität über das Jahr 1945 hinaus bieten viele Analyseoptionen für die Frage danach, welche Wirkungsmechanismen der Nationalsozialismus als Ideologie in deutschen Minoritätsgruppen entfaltete. Ebenso lassen sich Vergleiche über die Nachkriegshistoriografie anstellen, die fast ausnahmslos Vertreter dieser Gruppen selbst in den ersten Jahrzehnten produzierten und dabei eine Art Opferkult zelebrierten. Entsprechende Umdeutungen und Verfälschungen, beispielsweise in Bezug auf die Kirchen, ließen sich analysieren und auf deren Wirkungskontinuitäten hin untersuchen. So schreibt Steinacher über die nachträgliche Bewertung zur Rolle der katholischen Kirche in Südtirol:

Die NS-Zeit wird von den lokalen Kirchenhistorikern zwar als dunkle Periode und die Haltung [Bischof] Geislers als Fehler eingeschätzt, dennoch ist eine möglichst großzügige Schadenbegrenzung von höchstem Interesse. Da die allgemeine Betonung auf dem antinazistischen Widerstand einzelner Exponenten der Kirche Südtirols liegt, wird somit das gesamte Ausmaß der Mitverantwortung des Klerus minimiert.³³

Ein solcher Befund lässt sich direkt auf die Nachkriegsgeschichtsschreibung in Bezug auf die siebenbürgische Landeskirche übertragen: Wenige, zumeist nicht mehr direkt greifbare Exponenten wie Staedel, erklärte man zu alleinigen Sündenböcken³⁴ und

32 In Anlehnung an Peter L. Berger: *Altäre der Moderne. Religion in pluralistischen Gesellschaften*. Frankfurt/M., New York 2015, S. 54f.

33 Gerald Steinacher: *Nazis auf der Flucht. Wie Kriegsverbrecher über Italien nach Übersee entkamen*. Frankfurt/M. 2014, S. 156.

34 Damit sollen die vielfältigen Verfehlungen Staedels in keiner Weise relativiert werden.

betonte dem gegenüber einen breiten gesellschaftlichen wie kirchlichen Widerstand. So kreierte die Evangelische Landeskirche A. B. selbst unmittelbar nach Kriegsende den Mythos des (neu-)heidnischen Nationalsozialismus, welcher angeblich versuchte, die Kirche zu zerstören.³⁵ Mit Vergleichen von regionalgeschichtlichen Vorgängen und Erinnerungskulturen bieten sich entsprechend viele Erkenntnisse über Transformationsprozesse in Minoritätsgesellschaften unter dem Einfluss totalitärer Ideen, die gleichzeitig die Aufarbeitung der allgemeinen NS-Geschichte sinnvoll ergänzen könnten.

Daran anknüpfend ein letztes Beispiel: In den vorangegangenen Jahren hat die Historikerzunft den Versuch unternommen, eine neue Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus zu schreiben, in der unter anderem nach den Ursachen für die innere Stabilität der NS-Gesellschaft gefragt wird. Hierzu hat man den Begriff der »Volksgemeinschaft« gewählt, um die soziale Praxis innerhalb der nationalsozialistischen Diktatur zu erkunden. Neben diversen Sammelbänden³⁶ versuchte ebenso im Sommer 2015 eine international besetzte Fachtagung sich dem Funktionieren der NS-Gesellschaft empirisch und interdisziplinär zu nähern.³⁷ Michael Wildt erklärt das Funktionieren dieser über die Exklusion von Anderen, beispielsweise Juden, aus der imaginierten Volksgemeinschaft, wodurch jene Volksgemeinschaft zu einem elitären Bereich avancierte, der sich über die Ab- und Ausgrenzung von *Anderen* selbst definierte.³⁸

Kritisiert wird an der bisherigen Gesamtkonzeption der »Volksgemeinschaft« unter anderem, dass deutsche Minderheiten außerhalb des »Dritten Reiches« keine Beachtung in einer solchen Gesellschaftsanalyse finden.³⁹ Wie ließe sich also ein solcher Erklärungsansatz zum Funktionieren der NS-Gesellschaft auf die Minderheiten außerhalb des Reiches übertragen, die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend als *deutsch* in einem nationalen Verständnis wahrnahmen? Ein Kritikpunkt meinerseits an jener neuen Konzeption der *Volksgemeinschaft* liegt in der vollständigen Ausblendung des Faktors Religion und protestantischer Helden-Tradition. Welcher Bedeutung kam dem Faktor Religion in der Selbstwahrnehmung von *Volksgemein-*

35 So mussten alle Pfarrer, die aus der Internierung entlassen wurden, vor ihrer kirchlichen Wiederanstellung Fragen zu ihrem Engagement gegen das nationalsozialistische Neuheidentum beantworten. Ebenso fragte man zur individuellen Reaktion auf den belanglosen Vorfall im Zeidner Waldbald, wo NS-Vertreter eine als blasphemische Provokation wahrgenommene Äußerung über Jesus von sich gaben, welche die Landeskirche nachträglich als einen »neuheidnischen Angriff« auf das gesamte Christentum aufbauschte. Vgl. hierzu die Befragungsprotokolle in ZAEKR, Fonds 103, 18/1946. In diesem Zusammenhang ließe sich auch das Beispiel Karl Reinerth nennen, ein engagiertes Mitglied des genannten »Entjudungsinstituts« in Hermannstadt. Ernst Wagner bescheinigte 1976, Reinerth sei »apolitisch« gewesen, dieser habe die *Kirchlichen Blätter* ab 1942 vor Übergriffen der Volksgruppenführung geschützt und dass er die Unterzeichnung des »Radikalenerlasses« 1936 aus »rein theologischen Erwägungen« ablehnte. So funktionalisierte man Reinerth, trotz Bekenntnis zum Nationalsozialismus und seiner Staedel-Gefolgschaft, nachträglich zum kirchlichen Widerstandshelden gegen die vermeintlich antichristliche Volksgruppenführung um. Ernst Wagner: Karl Reinerth. Zum 85. Geburtstag des siebenbürgisch-sächsischen Theologen und Kirchenhistorikers. In: *Korrespondenzblatt des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde* 6 (1976), S. 1–10, hier: S. 3.

36 Beispielhaft Frank Bajohr, Michael Wildt (Hgg.): *Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus*. Frankfurt/M. 2009; Detlef Schmiechen-Ackermann (Hg.): »Volksgemeinschaft«. Mythos, wirkungsmächtige soziale Verheißung oder soziale Realität im »Dritten Reich«? Zwischenbilanz einer kontroversen Debatte. Paderborn u. a. 2012; Dietmar von Reeken, Malte Thießen (Hgg.): »Volksgemeinschaft« als soziale Praxis. *Neue Forschungen zur NS-Gesellschaft vor Ort*. Paderborn u. a. 2013.

37 André Postert, Francesca Weil, Dirk Schuster: Tagungsbericht. Der Ort der »Volksgemeinschaft« in der deutschen Gesellschaftsgeschichte, <<http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6193?-title=der-ort-der-volksgemeinschaft-in-der-deutschen-gesellschaftsgeschichte&reco=1&q=volksgemeinschaft&sort=newestPublished&fq=&total=155>>, 28.10.2015.

38 Vgl. hierzu beispielhaft und mit weiterführender Literatur versehen Michael Wildt: *Nationalsozialismus. Aufstieg und Herrschaft* (Informationen zur politischen Bildung 314/2012). Bonn 2012 (online abrufbar unter <<http://www.bpb.de/izpb/137182/nationalsozialismus-aufstieg-und-herrschaft>>).

schaft zu? Das Fehlen des Faktors Religion in der Debatte um die Wirkungsmächte der Volksgemeinschaft ist deswegen verwunderlich, weil über 95 Prozent aller Deutschen im »Dritten Reich« konfessionell gebunden waren und selbst rund 75 Prozent aller Mitglieder der SS einer der beiden Großkirchen angehörten. Die enge Verknüpfung von politischen und kirchlichen Vertretern bei den Siebenbürger Sachsen während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bietet die Möglichkeit, die beiden angesprochenen Desiderate »Auslandsdeutschtum« und Religion in die Diskussion um die *Volksgemeinschaft* einzubringen. Damit ließe sich die Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus nicht nur um zwei wichtige Punkte erweitern. Im Umkehrschluss böte sich ebenso die Möglichkeit, Forschungen der Regionalgeschichte, die bisher nur einen begrenzten Interessiertenkreis erreicht, in einen größeren Forschungszusammenhang zu stellen und damit mehr Wahrnehmung zu generieren.

RESÜMEE

Regionalgeschichte ist und bleibt ein evident wichtiger Bereich der historischen Aufarbeitung. Dennoch sollte meiner Meinung nach zukünftig verstärkt versucht werden, deren Ergebnisse in einen größeren Rahmen der Geschichts- und Religionsforschung einzubetten. Die hier am Beispiel der kirchlichen »Selbstnazifizierung« vorgestellten Thesen sind an der einen oder anderen Stelle zugespitzt und auch nicht alle Ansätze führen möglicherweise zu haltbaren Ergebnissen. Sie sollen aber Analysemöglichkeiten aufzeigen, mithilfe derer so manche bis dato unbeantwortete Frage aufgearbeitet werden kann. Warum zeigten sich die siebenbürgisch-sächsische Gesellschaft und ihre Landeskirche derart anfällig für den Nationalsozialismus? Welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede sind gegenüber dem »Dritten Reich« oder gegenüber anderen deutschsprachigen Minderheiten erkennbar?⁴⁰ Und welche Faktoren bedingten derartige Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede? Die vorgebrachten Beispiele zeigen, dass eine Beantwortung derartiger Fragen nicht allein durch bloße Regionalforschung zu lösen ist. Neue, teils interdisziplinäre, teils verflechtungsgeschichtliche, Ansätze mögen manchmal in einer Sackgasse enden, aber sehr viel wahrscheinlicher eröffnen sie die Möglichkeit, neue Erkenntnisse zu generieren, die der Regionalgeschichtsschreibung verborgen bleiben.

DIRK SCHUSTER, geboren 1984, studierte Mittlere/Neuere Geschichte und Religionswissenschaft an der Universität Leipzig und war zwischen 2011 und 2014 Promotionsstipendiat der Friedrich-Naumann-Stiftung für die Freiheit. Im März 2016 erfolgte die Verteidigung seiner Dissertation über *Die Lehre vom »arischen« Christentum. Das wissenschaftliche Selbstverständnis im Eisenacher »Entjudungsinstitut«* am Religionswissenschaftlichen Institut der FU Berlin. Seit 2014 ist er akademischer Mitarbeiter am Institut für Jüdische Studien und Religionswissenschaft der Universität Potsdam und zusätzlich seit Juli 2015 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Drittmittelprojekt *Edition der Sitzungsprotokolle des Evangelischen Landeskonsistoriums in Rumänien* der Universität Koblenz-Landau. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Interdependenzen von Religion und Politik, der Siebenbürgisch-Sächsischen Landeskirche sowie dem Atheismus in modernen Gesellschaften.

39 Martina Steber u. a.: Volksgemeinschaft und die Gesellschaftsgeschichte des NS-Regimes. In: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 62 (2014), S. 433–467, hier: S. 450.

40 Selbstredend bergen auch Vergleiche mit nicht-deutschsprachigen Minderheiten oder Majoritätsgruppen viel Erkenntnispotenzial in sich.

Dubiose Konkurrenz: Arisierung versus Rumänisierung in der Zeit des Antonescu-Regimes

Von Hannelore Baier

Sie können nicht beanspruchen, das rumänische Volk solle das deutsche Volk lieben. [...] Das rumänische Volk geht an der Seite des deutschen Volkes aus Interesse und wenn es Hilfe erhält, um zu seinen Rechten zu gelangen, wird das rumänische Volk dankbar sein.¹

Diese Aussagen machte Marschall Ion Antonescu am 6. Mai 1944 im Ministerrat, sie fassen jedoch seine Haltung insgesamt zusammen. Er habe auch Hitler gesagt, er sei kein »Germanophiler« (»neamțofil«). Das oben angeführte Zitat ist Teil seiner Meinungsäußerung, man solle den Deutschen gegenüber auch jetzt, da sie von der Zerstörung bedroht sind, keinen Schlag versetzen, nachdem man 1940 vor ihnen das Rückgrat gebeugt hatte. Politisch musste man sich 1940 devot verhalten, da Rumänien seit 1937 wirtschaftlich vom Deutschen Reich abhängig war,² doch versprach man sich vom Zusammengehen mit dem Reich vor allem die Verwirklichung der eigenen Interessen und zwar beispielsweise die Etablierung eines »fremdenfreien« Nationalstaats. Die nationalistische Politik Rumäniens einerseits und andererseits das Bemühen des Reiches, den politischen Partner nicht zu vergrämen, verhinderten schließlich, dass die von der Deutschen Volksgruppe in Rumänien (DViR) beabsichtigte Arisierung jüdischen Eigentums im geplanten Ausmaß umgesetzt wurde.

Im Folgenden werden die Absichten, Vorstöße und Aktionen der DViR in der Frage der Arisierung von Immobilien und sodann von jüdischen Wirtschafts- und Handelsunternehmen vorgestellt. Kurz eingegangen wird auf die Problematik der Gleichschaltung der »volksdeutschen Wirtschaft« zugunsten der Interessen des Reiches. Die Ausführungen fußen auf Unterlagen, die im Kontext anderer Recherchen gefunden wurden und nicht auf Grund einer gezielt zum Thema erfolgten

1 Marschall Ion Antonescu im Ministerrat am 6. Mai 1944. Auszug aus dem Protokoll des Ministerrates vom 6. Mai 1944. In: Lya Benjamin (Hg.): Problema evreiască în stenogramele Consiliului de Miniștri. Evreii din România între anii 1940–1944 [Die jüdische Frage in den Protokollen des Ministerrates. Die Juden in Rumänien zwischen 1940–1944]. București 1996, S. 557.

2 Vgl. Stephen Fischer-Galați: Wirtschaftstrends und politische Abhängigkeit 1933–1944. In: Walter König (Hg.): Siebenbürgen zwischen den beiden Weltkriegen. Köln, Weimar, Wien 1994, S. 23–31.

Forschung, weshalb die vorgestellten Daten nur als Anhaltspunkte aufgefasst werden sollten, die weiterer Erforschung harren.³

Zum besseren Verständnis des politischen Rahmens wird zunächst kurz auf die »Rumänisierung« eingegangen.

RUMÄNISIERUNG

Das von Ion Antonescu bei seinem Machtantritt⁴ vorgestellte Programm basierte auf dem »Glauben an den integralen Nationalismus«, und der beinhaltete u. a. Intoleranz gegenüber ethnischem Pluralismus, das Ausschließen der »Fremden« und insbesondere der Juden – und zwar zunächst aus der Gesellschaft und dann aus dem Land. Dieser Glaube lag dem Rumänisierungsprogramm zu Grunde, dessen Ziel die Beseitigung der Juden aus dem Wirtschaftsleben war.⁵ Antijüdische Gesetze wurden in Rumänien ab 1938 verabschiedet, mit Antonescus Machtantritt wurden sie ergänzt und verschärft. Gab das am 8. August 1940 erlassene Judenstatut den Juden zunächst noch die Möglichkeit, ihren Landbesitz an »Blutsrumänen« zu verkaufen, sahen die von den Antonescu-Regierungen erlassenen Dekrete (4. und 12. November bzw. 4. Mai 1941) die Enteignung sämtlichen jüdischen Besitzes im ländlichen Raum und ihren Übergang in das Staatseigentum vor. Ein Gesetz zur pauschalen Enteignung der jüdischen Industrie- und Handelsunternehmen unterblieb für das »Altreich« und Südsiebenbürgen, denn Antonescu war sich der Bedeutung der Juden für das wirtschaftliche Leben bewusst.⁶ Es wurde jedoch deren Rumänisierung in mehreren Etappen unter Berücksichtigung gesamtwirtschaftlicher »Verträglichkeit« betrieben, d. h. im Rhythmus einer »Verträglichkeit« für die Gesamtwirtschaft.

Die im Oktober 1940 gegründete Institution der Rumänisierungskommissare, die zunächst vorrangig mit Legionären besetzt war, sollte die Rumänisierung umsetzen. Es galt, die als jüdisch identifizierten Unternehmen unter Kontrolle von sogenannten Blutsrumänen zu bringen. Infolge zahlloser Übergriffe und eigenmächtigem Vorgehen der Kommissare erlitt die Wirtschaft Schaden, so dass Antonescu die Kontrolle über diese Unternehmen dem Wirtschaftsministerium übertrug.⁷ Im Mai 1941 wurde das beim Ministerrat angesiedelte bisherige Unterstaatssekretariat für Kolonisierung zum Unterstaatssekretariat der Rumänisierung, Kolonisierung und Inventarisierung umgewandelt, mit einer Sektion »Nationales Rumänisierungszentrum«. Seine Aufgabe war es, den jüdischen Besitz zu enteignen und in Staatsbesitz zu überführen – von wo man ihn an »Blutsrumänen« verteilen bzw. verkaufen sollte. Da viele Juden ihr Eigentum veräußerten oder die gesetzlich bestehende Möglichkeit der »freien Assozi-

3 Der Beitrag von Elisabeth Weber, Florian Danecke: »Arisierung« statt »Rumänisierung« – Die Beteiligung der Deutschen Volksgruppe an der Beraubung der jüdischen Bevölkerung Rumäniens. In: Burkhard Olschowsky, Inge Loose (Hgg.): Nationalsozialismus und Regionalbewusstsein im östlichen Europa, München 2016 (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 59), S. 209–228.

4 Ion Antonescu wurde am 4. September 1940 zum Ministerpräsidenten ernannt, ab dem 14. September 1940 war er Staatsführer des Nationallegionären Staates im Bündnis mit der faschistischen Legionärsbewegung, die im Januar 1941 ausgeschaltet wurde. In der Folge instituierte er eine Militärdiktatur.

5 Comisia Internațională pentru Studiarea Holocaustului în România [Internationale Kommission für das Erforschen des Holocausts in Rumänien]: Raport final [Endbericht]. Iași, București 2005, S. 179.

6 Lya Benjamin: Marschall Antonescus Anschauungen über die »Lösung der jüdischen Frage« in Rumänien. In: *Südost-Forschungen* 59–60 (2000–2001), S. 450f.

7 Rumänisiert werden sollte das Personal, desgleichen sollten das Kapital und die Zulieferer bzw. Abnehmer Rumänen bzw. rumänische Unternehmen werden. Vgl. zur Rumänisierung des städtischen Wirtschafts- und Handelseigentums Raport final, S. 184–192; Lya Benjamin (Hg.): *Legislația antievreiască* [Antijüdische Gesetzgebung]. București 1993, S. 76–82, 100–103, 113–119.

ierung« nutzten – in der Hoffnung, zumindest einen kleinen Teil ihres Besitzes zu retten – verabschiedete der rumänische Staat im März 1942 ein Gesetz, um »Tarnungen« zu vereiteln: Innerhalb von 30 Tagen mussten Juden alles Eigentum erklären, das sie zuvor an Personen oder Unternehmen abgetreten hatten, in denen sie jedoch weiterhin über 25-prozentige Beteiligungen verfügten. Zum Unmut der rumänischen Unternehmer erfolgten die Verkäufe und »Assoziierungen« vor allem an und mit Deutschen. Constantin I. C. Brătianu schrieb im Dezember 1940 an Antonescu, er erfahre täglich, dass jüdische Firmen in die Hände von Deutschen bzw. Siebenbürger Sachsen übergegangen seien, wobei es sich dabei um »von auswärts subventionierte Minderheitler« oder gar »direkt ausländische Organisationen« handelte.⁸

Im Dezember 1940 hatte Antonescu – auf Druck des Reiches – eine Abwertung des Leu im Verhältnis zur Reichsmark durchgeführt, wodurch die Kaufkraft letzterer gestiegen war.⁹ Das deutsche Kapital drang auf dem rumänischen Markt vor – Antonescus Furcht, die deutsche Wirtschaft werde die rumänische unterwandern und Nutznießer der »Rumänisierung« sein, war berechtigt. In der Ministerratssitzung vom 4. Dezember 1941 teilte er mit, es seien Maßnahmen getroffen worden, um zu verhindern, dass Juden analog zur Entwicklung des Dorf- und Stadtbesitzes ihre Unternehmen an Deutsche verkauften. Um es jedoch nicht zu einem politischen Konflikt mit den Deutschen kommen zu lassen, seien rechtzeitige Maßnahmen nötig.¹⁰ Das Hauptproblem in den Rumänisierungsvorhaben jedoch war die Inkompetenz bei der Verwaltung der enteigneten Güter und das Fehlen rumänischen Kapitals bzw. finanzkräftiger rumänischer Banken, die Kredite hätten vergeben können. Daneben stellte die Korruption ein weiteres Hauptproblem dar.

DIE FORDERUNGEN DER DEUTSCHEN VOLKSGRUPPE IN RUMÄNIEN

Der Anspruch der Deutschen Volksgruppe in Rumänien auf Beteiligung an der Arisierung des jüdischen Grundbesitzes ist geschichtlich, wirtschaftlich und rechtlich begründet.¹¹

So beginnt eine auf den 25. August 1941 datierte »Notiz«, in der unter Punkt I die drei oben genannten Begründungen erläutert werden und unter Punkt II die fünf Forderungen zur Beteiligung an der Arisierung dargelegt sind. Die Notiz hatte der deutsche Gesandte Manfred von Killinger dem stellvertretenden Ministerratspräsidenten Mihai Antonescu überreicht, der sie an General Eugen Zwiadeneck,¹² den Unterstaatssekretär für Rumänisierung, Kolonisierung und Inventarisierung zur Bearbeitung weiterleitete.

8 Raport final, S. 189; Vgl auch Jean Ancel: *Contribuții la Istoria României. Problema evreiască 1933–1944* [Beiträge zur Geschichte Rumäniens. Die jüdische Frage 1933–1944], Bd. I, Teil 1. București 2001, S. 308.

9 Ebenda.

10 Lya Benjamin (Hg.): *Problema evreiască*, S. 358f.

11 National Archives Washington, fortan NA, RG 226, XL – 13.170, deutsche Fassung. Dokument freundlicherweise von Dr. Hildrun Glass zur Verfügung gestellt; in rumänischer Übersetzung: *Arhiva Ministerului Afacerilor Externe* [Archiv des Rumänischen Außenministeriums], fortan AMAE, Fond Romania, Bd. 384, S. 87–89. »Notiz« samt Begleitschreiben von Manfred von Killinger an das Auswärtige Amt auch im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes Berlin, fortan PAAA, R 100543 Rumänien, abgedruckt im deutschen Original sowie in rumänischer Übersetzung in: Dennis Deletant, Ottmar Trașcă (Hgg.): *Al III-lea Reich și Holocaustul din România. 1940–1944. Documente din arhivele germane* [Das Dritte Reich und der Holocaust in Rumänien. 1940–1944. Dokumente aus deutschen Archiven], fortan Al III-lea Reich ..., București 2007, S. 281–286.

12 Eugen Zwiadeneck (1886–1956), rumänischer General deutscher Herkunft, Privatsekretär und Adjutant von Königin Maria, Unterstaatssekretär für Kolonisierung im Rahmen des Wirtschaftsministeriums bzw. für Rumänisierung, Kolonisierung und Inventarisierung (27.01.–4.12.1941).

Die Forderungen über die Beteiligung der DViR an der Arisierung lauteten:

1. Der gesamte jüdische Besitz an Häusern, Liegenschaften und Wirtschaftsunternehmen (Handels-, Industrie- und Gewerbebetriebe), der am 1. Dezember 1918 und nachher volksdeutsches Eigentum¹³ war und auf Grund der heutigen und zukünftigen »Romanisierungsgesetze« enteignet worden ist oder enteignet werden wird, ist erneut in volksdeutschen Besitz zu überführen. Die Güter dieser Art fallen nicht in die Masse der zur Verteilung kommenden Güter und werden der Volksgruppe zugeschlagen.
2. Die Beteiligung der Deutschen Volksgruppe in Rumänien an der Arisierung jüdischer Wirtschaftsunternehmen und am Erwerb jüdischen Haus- und Grundbesitzes erfolgt gebietsmäßig – und zwar beschränkt und konzentriert auf das volksdeutsche Siedlungsgebiet – *entsprechend dem deutsch-rumänischen Bevölkerungsverhältnis*. Sie kann nicht geringer sein als die Beteiligung, die dem deutsch-rum. Bevölkerungsverhältnis für das ganze Land entspricht und erfolgt nach dem Kapitalwert des Besitzes.¹⁴
3. Bei der Verteilung der jüdischen Güter müssen die Bedürfnisse der volksdeutschen Wirtschaft ihrer Eigenart entsprechend berücksichtigt werden, so dass die zur Verteilung gelangenden Betriebe organisch in die volksdeutsche Wirtschaft eingeordnet werden können. Ebenso darf die Beteiligung der DViR an den enteigneten jüdischen Betrieben nicht einseitig sein. [...]
4. Um eine gerechte Beteiligung der DViR an den zur Verteilung gelangenden jüdischen Gütern sicherzustellen, werden in alle Kommissionen, die über die Verteilung der jüdischen Güter im Banat und in Siebenbürgen entscheiden, von der Volksgruppenführung vorgeschlagene Mitglieder ernannt.
5. Die an Rumänien rückgegliederten Gebiete des Buchenlandes und Bessarabiens werden bei der Festsetzung des deutsch-rumänischen Bevölkerungsverhältnisses nicht berücksichtigt.

Der deutschen Fassung der »Notiz« ist eine »Aufstellung über die von Volksdeutschen und Rumänen arisierten Betriebe in Siebenbürgen, Banat und Bergland in der Zeit von Sept. 1940 – April 1942« beigelegt. Insgesamt waren 429 Betriebe arisiert worden, von Deutschen 121, von Rumänen 305, und gemeinsam drei. Der rumänischen Fassung ist eine detaillierte Tabelle des jüdischen Eigentums in diesen Landesteilen beigelegt, in der in verschiedenen Rubriken (Ackerflächen, Wälder, Häuser, usw.) deren Gesamtwert und der Wert des 5-Prozent-Anteils aufgeführt wurden.

Die Gleichschaltung der Rumäniendeutschen mit dem Dritten Reich hatte 1939 begonnen, zu der finanziellen Abhängigkeit von der Volksdeutschen Mittelstelle (VoMi) kam die politische hinzu.¹⁵ In finanzielle Schwierigkeiten waren die rumäniendeutschen Gemeinschaften nach der Vereinigung Siebenbürgens mit dem Königreich Rumänien 1918 geraten, da die von den Bukarester Regierungen im Wirt-

¹³ Diese und die weiteren Unterstreichungen erscheinen im deutschen Original, nicht aber im rumänischen Text.

¹⁴ Unterstrichen ist in der rumänischen Fassung das von der DViR angeführte Beispiel: Wenn also zum Beispiel der Gesamtwert des jüdischen Besitzes in Rumänien 100.000.000.000 Lei beträgt, von denen 20 Milliarden auf Siebenbürgen und das Banat entfallen und dem deutsch-rumänischen Bevölkerungsverhältnis für das ganze Land eine Quote von 5 Prozent und für Siebenbürgen und das Banat eine Quote von 20 Prozent entsprechen, so erhält die DViR einen Anteil von 5 Milliarden und nicht von 4 Milliarden, wie es der Quote von Siebenbürgen und dem Banat entsprechen würde.

¹⁵ Vgl. Paul Milata: Zwischen Hitler, Stalin und Antonescu. Rumäniendeutsche in der Waffen-SS. Köln, Weimar, Wien 2007, S. 39f.

schaftsbereich getroffenen Maßnahmen den Interessen der Rumäniendeutschen nicht entsprachen.¹⁶ Am härtesten getroffen hat sie die Landreform 1921, aufgrund derer der Gemeindeboden, »der Kern des rumäniendeutschen Wohlstandes«¹⁷ verstaatlicht wurde. Der wirtschaftliche Abstieg und der Vertrauensverlust in die rumänischen Regierungen, die die politischen Zusagen von 1918 ignorierten, waren der Grundstein für die zunehmende Radikalisierung und machten die rumäniendeutschen Gemeinschaften für das nationalsozialistische Gedankengut empfänglich.¹⁸

Nach der Konstituierung der Deutschen Volksgruppe in Rumänien als juristische Person des öffentlichen Rechts¹⁹ war mit der straffen Organisierung der von Rumäniendeutschen mitbesiedelten Gebiete sowie deren Strukturen in allen Bereichen des sozialen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens begonnen worden. Im Bereich der Wirtschaft bildete das »Hauptamt für Volkswirtschaft« oder »Wirtschaftsamt« die Dachorganisation, der die Ämter für die jeweiligen Wirtschaftszweige und alle Berufsverbände eingegliedert wurden.²⁰

ARISIERUNG VON JÜDISCHEN STÄDTISCHEN IMMOBILIEN

Die Enteignung der jüdischen städtischen Immobilien und ihre Überführung in Staats-eigentum wurde am 27. März 1941 per Dekret-Gesetz angeordnet. Darin wurde den Juden – mit wenigen Ausnahmen (z. B. jenen, die im Ersten Weltkrieg mit Tapferkeitsauszeichnungen dekoriert oder seit über 20 Jahren getauft waren) – verboten, »für immer, Eigentum in Rumänien zu haben«.²¹ Die Immobilien müssten dem Nationalen Rumänisierungszentrum übergeben werden. Die Enteigneten hätten eine Entschädigung erhalten sollen, die aber nie gezahlt wurde.

Dr. Oswald Teutsch,²² der Leiter des Hauptamtes Wirtschaft der DViR, forderte Anfang Mai 1941 den Bereichsleiter des »Altreiches« (und wohl auch andere, aber diese Unterlage ist erhalten) auf, die Gauleitung »in jeder Beziehung zu unterstützen« und »Objekte«, sprich jüdische Immobilien mitzuteilen, »bei denen Interesse besteht, sie in volksdeutsche Hände überzuleiten«.²³

16 Vgl. Vasile Ciobanu: *Contribuții la cunoașterea istoriei sașilor transilvăneni 1918–1944* [Beiträge zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen 1918–1944]. Sibiu 2001, S. 73–76.

17 Milata: Hitler, S. 24.

18 Für die Entwicklung in den Jahren 1918–1939 vgl.: Karl M. Reinert, Fritz Cloos: *Zur Geschichte der Deutschen in Rumänien 1935–1945*. Beiträge und Berichte. Bad Tölz 1988; Karl M. Reinert: *Zur politischen Entwicklung der Deutschen in Rumänien 1918–1928*. Bad Tölz 1993; Hildrun Glass: *Zerbrochene Nachbarschaft. Das deutsch-jüdische Verhältnis in Rumänien (1918–1938)*. München 1996, S. 323–353; Ciobanu: *Contribuții*, S. 69–158; Milata: Milata: Hitler, S. 12–48.

19 Am 21. November 1940 per Dekret-Gesetz Nr. 3884/1940 erfolgt. Ihr »nationaler Willensträger« war die am 9. November 1940 gegründete Nationalsozialistische Arbeiterpartei der Deutschen Volksgruppe in Rumänien.

20 Weber/Danecke: »Arisierung«, S. 217.

21 Raport final, S. 189–190; Lya Benjamin (Hg.): *Legislația*, S. 127–147.

22 Oswald Teutsch (1911–2000), Rechtsanwalt, aktiv in der Jugend- und Arbeitslagerbewegung, Vorsitzender des Bundes Deutscher Akademiker in Rumänien (BDAR), seit März 1940 Angehöriger der SS, seit jenem Jahr Leiter des Wirtschaftsamtes der DViR, rückte 1943 in Waffen SS ein, wurde 1944 in Nordfrankreich verwundet und ließ sich nach Kriegsende in Österreich nieder. Er wurde nach Kriegsende wegen NSDAP-Mitgliedschaft gesucht, um an das Gericht in Nürnberg überführt zu werden. (Arhiva CNSAS, Dossier I 522640 [Oswald Teutsch], S. 1 – freundlicherweise von Dr. Ottmar Trașcă zur Verfügung gestellt.) Geschäftsführender Obmann und Obmann (1962–1971) der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Österreich. (Milata: Hitler, S. 343.)

23 Arhivele Naționale ale României (Rumänisches Nationalarchiv), fortan ANR, Fond Grupul Etnic German [Deutsche Volksgruppe in Rumänien], fortan GEG, Dossier 17/1941, S. 59.

Das Schulamt der DViR schickte am 11. Juli 1941 ein Rundschreiben an alle seine Hauptabteilungen und Gaudienststellen mit der Aufforderung, sofort die jüdischen Häuser zu melden, »die für Schulzwecke in Frage kommen«. »Die ganze Angelegenheit wird jetzt in Bukarest mit Nachdruck betrieben, so dass rasches Handeln unbedingt notwendig ist«, heißt es in dem Schreiben. Mitgeteilt wurde, dass beabsichtigt sei, die Schulgebäude voraussichtlich schon zu Schulbeginn zu benützen, selbst wenn die Eigentumsfrage noch nicht geklärt sein sollte. Werde ein jüdisches Schulgebäude angefordert, solle immer auch ein Reservegebäude angegeben werden, falls der Staat Anspruch auf das Schulgebäude erhebe. Eine nachträgliche Zuweisung von jüdischen Gebäuden werde schwer möglich sein, daher müssen jetzt alle Dienststellen ihren Bedarf an jüdischen Häusern melden.²⁴ In einem weiteren Rundschreiben des Schulamtes an die Kreisbeauftragten im Gau Siebenbürgen vom 7. August 1941 wird moniert, dass die bis dahin in der Angelegenheit »jüdische Häuser« eingelaufenen Meldungen unvollständig seien.²⁵ Am 8. Juli 1942 richtete Otto Liess²⁶ (für den DViR-Generalsekretär) ein Schreiben an Mihai Antonescu mit der Bitte, dem Rumänisierungs-Unterstaatssekretariat die »Beschleunigung und wohlwollende Lösung« des im Februar 1942 eingereichten Gesuches auf Bereitstellung/Übertragung von Gebäuden für Schulzwecke anzuordnen. Mitgereicht ist eine Liste mit »enteigneten jüdischen Immobilien, welche die DViR (vom Rumänisierungszentrum) anzumieten beabsichtigt«, und die 13 Gebäude in Temeswar und zwei in Arad auflistete.²⁷

Im Mai 1941 hatte Volkmar Krummel²⁸ vom Hauptamt für Volkswirtschaft der DViR Mihai Antonescu eine Beschwerde überreicht. Die darauf am 25. Juni vom Amt des Ministerpräsidenten erhaltene Antwort schickte er auch an SS-Hauptsturmführer Gustav Richter – seit April 1941 Berater für Judenfragen an der Deutschen Gesandtschaft in Bukarest. Beschwerft hatte sich Krummel bei Antonescu über ungelöste bzw. abgelehnte Kaufanträge für städtische und ländliche Immobilien. Richter wies er auf die Begründung dieser Ablehnung hin. In der erhaltenen Antwort hieß es nämlich, die von der DViR beantragten Dorfimmobilien könnten nur an »Blutsrumänen« verkauft werden.²⁹

Aus dem Gau Siebenbürgen ist eine 23 Seiten umfassende Tabelle unter dem Titel »Jüdischer Haus- und Grundbesitz« erhalten, in der neben dem jüdischen Eigentümer der nachweislich einstige deutsche Besitzer, der Wert in Lei und der als Käufer in Betracht Kommende angegeben sind.³⁰ Die Tabelle ist undatiert, doch wohl aus dem Jahre 1941. Aufgelistet sind insgesamt 320 Häuser, die meisten – 158 – aus Kronstadt (rum. Braşov), doch desgleichen Häuser in mehreren Dörfern Braller (rum. Bruuiu) und Nadesch (rum. Nadeş) je zwei, Alzen (rum. Alţâna), Marpod, Burgberg

24 ANR, Fond GEG, Dossier 18/1941, S. 156. Unterzeichnet von Walter Müller.

25 ANR, Fond GEG, Dossier 18/1941, S. 140. Angefordert wurden die Grundbuchnummer, die Anschrift und eine kurze Beschreibung der Gebäude und betont werden sollte, dass der Eigentümer nicht die jüdische Kultusgemeinde ist. Dem Gesetz zufolge durften die jüdischen Gemeinschaften nur die Synagogen und Friedhöfe behalten.

26 Otto Rudolf Liess (1914–1994), von Dezember 1940 bis August 1944 gehörte er als Leiter der Hauptabteilung Presse im Amt für Presse, Propaganda und Kultur der Volksgruppenführung an. Nach dem Krieg ließ er sich in Wien nieder.

27 AMAE, Fond Germania, Bd. 133, S. 114f. (Dokument freundlicherweise von Dr. Ottmar Traşcă zur Verfügung gestellt.)

28 Volkmar Krummel (1914–1944), gehörte von 1940 bis 1943 der DViR-Führung an, zur Waffen-SS rekrutiert, verschollen seit den Kämpfen in Warschau im August 1944.

29 NA, RG 226, XL 13170.

30 NA, RG 226, XL 13170.

(rum. Vurpär), Hammersdorf (Gușterița) u. a. je eines. Dem am 29. September 1941 von Rumänisierungskommissar Eugen Zwiedeneck verfassten Bericht zu den Arisierungsansprüchen der DViR, die am 25. August 1941 Mihai Antonescu überreicht worden waren, ist eine Tabelle mit der Anzahl der städtischen Immobilien beigelegt, auf die die DViR Ansprüche erhoben hatte. Es handelte sich um insgesamt 1.367 Immobilien, die meisten – 776 – in Temeswar (rum. Timișoara), ferner 212 in Kronstadt, 168 in Karlsburg (rum. Alba Iulia), 73 in Mediasch (rum. Medias), 69 in Hermannstadt (rum. Sibiu), 42 in Straßburg (rum. Aiud) und jeweils neun in Schäßburg (rum. Sighișoara), Elisabethstadt (rum. Dumbrăveni) und Mühlbach (rum. Sebeș).³¹

Inwieweit diese Häuser tatsächlich von »Ariern« gekauft oder ihnen zum Anmieten zugeteilt worden sind, konnte nicht überprüft werden. Die Bestimmungen für Verwaltung, Vermietung und Verkauf der enteigneten Immobilien wurden mehrfach geändert, was die Transaktion verzögerte. Dass jüdisches Eigentum vom Nationalen Rumänisierungszentrum (Centrul Național de Românizare) an die DViR vermietet worden ist, belegt ein am 1. Oktober 1943 geschlossener Mietvertrag aus Sankt-Martin (rum. Târnăveni), der sogar bis zum 30. April 1945 (!) verlängert wurde.³²

»ENTJUDUNGEN« (ARISIERUNGEN) IM WIRTSCHAFTSBEREICH

Die DViR meldete ihre Ansprüche bei der Arisierung sofort nach der Machtübernahme von Ion Antonescu und Horia Sima, dem Führer der Legionärsbewegung, an: Am 12. Oktober 1940 (noch vor der Konstituierung der DViR als juristische Person des öffentlichen Rechts) informierte Dr. Oswald Teutsch den rumänischen Wirtschaftsminister Gheorghe Leon über das Interesse der volksdeutschen Wirtschaft an einer Zusammenarbeit und forderte die »Gleichstellung der rumänischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit mit den Blutsrumänen« beim Betriebspersonal. Der Minister versicherte, das Gesetz richte sich gegen das Judentum, und alle Deutschen seien den sogenannten Blutsrumänen gleichgestellt.³³

Horia Sima empfing eine DViR-Delegation am 29. November 1940, wo man über die Arisierung in den deutschen Siedlungsgebieten sprach. Sima versicherte, einen Befehl an die Dienststellen der Legionärsbewegung in den deutschen Siedlungsgebieten zu erteilen, damit »die Frage der Arisierung jüdischer Unternehmen im Sinne kameradschaftlicher Zusammenarbeit gelöst« werde.³⁴ Die Legionäre hatten nämlich (in Kronstadt am 16. November 1940) damit begonnen, jüdische Betriebe und Handelseinrichtungen zu plündern und deren Inhaber zur Unterzeichnung eines Verkaufsvertrags zu zwingen, diese zum Spottpreis an die Legionärsbewegung zu veräußern. In diesem Kontext erteilte das Deutsche Handelsgremium den Rat,³⁵ von der Konjunktur zu profitieren und jüdische Unternehmen zu kaufen, selbst wenn die Legionärsbewegung sie übernommen habe.³⁶ Am 27. November 1940 besetzten Siebenbürger Sachsen in Mediasch zehn jüdische Geschäfte, deren Inhaber aus Angst vor

31 AMAE, Fond Romania, Bd. 384, S. 106.

32 ANR, Fond GEG, Dossier 35/1942, S. 2, 5.

33 Klaus Popa (Hg): Akten um die Deutsche Volksgruppe in Rumänien 1937–1945. Frankfurt am Main 2005, S. 128.

34 Ebenda, S. 146.

35 Im Hinblick auf die Förderung der Interessen von Kronstädter Kaufleuten und Gewerbetreibenden 1811 gegründet.

36 Matatias Carp: Cartea neagră [Schwarzbuch], Bd. 1. București 1996, S. 113f.

dem Legionärsterror an die Sachsen verkauft hatten.³⁷ Dieses Vorgehen erzürnte die Legionäre und es kam in der Folge im gesamten Verwaltungskreis Großkokeln (rum. Târnăveni) zu einer »Schlacht um den Kauf der jüdischen Läden und Betriebe«.³⁸ In Hermannstadt begann der Terror der Legionäre ebenfalls im November 1940 und führte zum Zwangsverkauf des jüdischen Eigentums zu symbolischen Preisen an Rumänen und Sachsen.³⁹ Aus dem Banat berichtete die Gendarmerie des Verwaltungskreises Severin im Dezember 1940, dass jüdische Betriebe in deutsches Eigentum übergegangen seien und zwar auch an Firmen mit reichsdeutschem Kapital in Temeswar und Bukarest. Desgleichen bemühe sich der deutsche Großindustrielle Muschong, die Bank »Cărașana« aus Lugosch (rum. Lugoj) zu übernehmen. »Würde diese Bank in die Hände der Rumänen geraten, sie würde alle rumänischen Unternehmen finanzieren und vor der Tendenz des deutschen Kapitals, alles in Beschlag zu nehmen, bewahren«, heißt es in dem Bericht der Gendarmerie.⁴⁰

Am 10. Januar 1941 sandte das Hauptamt Volkswirtschaft der DViR an seine »Bereichsleitung Altreich« (und wohl auch an andere) eine Richtlinie bzgl. Verhaltensmaßnahmen, da »der freie Aufkauf von jüdischen Unternehmen, wie wir zuverlässig erfahren haben, nur noch sehr kurze Zeit möglich sein wird.« Es sollten

[...] dort, wo jüdische Unternehmen und deutsche Interessenten vorhanden sind, Kaufverträge abgeschlossen werden mit der Bedingung, dass die Zahlung erst nach der Besitzübergabe geleistet wird, sogar wenn in dem Unternehmen ein [Rumänisierungs]Kommissar sitzt. Wenn bei der Besitzübergabe bei der Handelskammer oder bei dem Grundbuch Schwierigkeiten gemacht werden, so sind die Kaufverträge in dreifacher Ausfertigung sofort zusammen mit einem von der politischen Organisation der Volksgruppe bestätigten kleinen Ariernachweis, ein Volkszugehörigkeitszeugnis und ein Gesuch [...].

an das Hauptamt Volkswirtschaft zu senden. Habe der jüdische Besitzer Angst, einen endgültigen Vertrag abzuschließen, solle ein Vorverkaufsvertrag abgeschlossen werden mit einem Optionsrecht von 45 Tagen – auf das zu verkaufende Unternehmen. Der Vorverkaufsvertrag sei in dreifacher Ausfertigung mit den oben genannten Beilagen einzusenden, das Amt übernehme dann die nötigen Schritte. »Abmachungen über die Übernahme jüdischer Unternehmen zwischen Amtswaltern der Volksgruppe und Vertretern der Legion sind ungültig, so weit sie ohne die vorherige Zustimmung des Hauptamtes für Volkswirtschaft geschlossen wurden oder werden«, so die Richtlinien des DViR-Volkswirtschaftsamtes.⁴¹

Am 6. Februar 1941 forderte das Hauptamt Volkswirtschaft der DViR die »Bereichsdienststelle, Amt für gewerbliche Wirtschaft« im »Altreich« (und wohl auch die anderen) um monatliche Berichterstattung zum Stand der Arisierung im Handel auf. Man beauftragte dasselbe Amt, die »notwendigen Anordnungen« zu treffen, »damit die Möglichkeiten, die sich gegenwärtig für die Überführung jüdischer Ge-

37 Für eine detaillierte Darstellung der Vorgänge in Mediasch vgl.: Weber/Danecke: »Arisierung«, S. 219.

38 Carp: *Cartea ...*, S. 126f. Ab November 1940 wurden die jüdischen Läden mit der Aufschrift »Magazin jidovesc«, »Prăvălie jidovească«, in Siebenbürgen mit »Jüdisches Geschäft« gekennzeichnet und Ariern der Zutritt verboten. Ebenda, S. 133.

39 Ebenda, S. 165.

40 ANR, Filiale Caraș-Severin, Fond Inspectorat de Jandarmerie Timiș [Fond Gendarmerie-Inspektorat Temesch], Dossier 4/1940, S. 1f.

41 ANR, fond GEG, Dossier 17/1941, S. 14.

schäfte in volksdeutsche Hände bieten, überall ausgenützt werden.«⁴² Am 12. Juni 1941 fordert das »Amt für gewerbliche Wirtschaft. Berufsgruppe III Kaufmannschaft« von den Bereichsdienststellen die telefonische und schriftliche Mitteilung der Listen der »durch Volksdeutsche arisierten jüdischen Betriebe« an.⁴³ Deswegen entstand vermutlich die oben erwähnte Zusammenfassung.⁴⁴

Bei den Erledigungen – sprich der Überführung des jüdischen Eigentums in rumänischen oder deutschen Besitz – kam es nach Ansicht von Volkmar Krummel zu »willentlichen Verschleppungen«, weshalb er am 4. Juni 1941 bei General Eugen Zwiedeneck vorsprach. Er legte ihm eine Liste »noch unerledigter Arisierungsgesuche« sowie eine zweite mit nicht enteignetem jüdischem Grundbesitz in Dorfgemeinden vor, den die DViR zu kaufen beabsichtigte. Zwiedeneck bewilligte die Liste der Arisierungsgesuche nicht und wies Krummel darauf hin, dass im Banat – von wo auch diese Gesuche stammten – die DViR mehr jüdische Betriebe arisiert habe als die Rumänen. Krummel hielt in seiner Aktennotiz fest: »Gen. Zwiedeneck machte mir nicht den Eindruck, als ob er überhaupt eine Beteiligung an den Arisierungen beeinflussen könnte.«⁴⁵

Um auf die rumänische Regierung mehr Druck zugunsten der Arisierungsbestrebungen der DViR auszuüben, schaltete diese wiederholt die deutsche Gesandtschaft ein. Wie erwähnt, hatte der Gesandte Manfred von Killinger die anfangs zitierte Eingabe im August 1941 Mihai Antonescu überreicht. Zu den in ihr formulierten Ansprüchen nahm Eugen Zwiedeneck am 29. September 1941 Stellung.⁴⁶ Darin wies der Rumänisierungskommissar den Anspruch auf die ausnahmslose Rückerstattung des gesamten, nach dem 1. Dezember 1918 von Deutschen an Juden verkauften Besitzes, zurück. Dergleichen Rechte hätten auch die Blutsrumänen nicht. Der jüdische Handel, die jüdische Industrie und das Handwerk seien nicht enteignet worden, die DViR habe aber jegliche Freiheit, diese jüdischen Unternehmen am freien Markt zu kaufen. Und was jene Unternehmen angehe, die der Kontrolle des Rumänisierungszentrums unterlägen, so habe dieses kein gerechtfertigtes Gesuch abgelehnt, selbst wenn die 5 Prozent Anteil überboten worden waren. Betreffend die Forderung, Häuser und Grundstücke auf das volksdeutsche Siedlungsgebiet beschränkt und konzentriert zu vergeben, meinte Zwiedeneck, wenn man der Forderung der DViR stattgebe, müssten in den Verwaltungskreisen Temesch-Torontal und Arad 100 Prozent und in den Verwaltungskreisen Kronstadt, Hermannstadt sowie den beiden Kokeln 80 Prozent des enteigneten jüdischen Eigentums an Mitglieder der DViR abgegeben werden. Der Plan zum Verteilen des enteigneten jüdischen Besitzes und die Gesetze sähen jedoch erstens vor, die Güter an Ämter (autorități) zu verteilen, die Regierung müsse also festlegen, welches diese Ämter im Falle der DViR seien (Schulen? Vereine?). Zweitens erfolge die Vergabe zu Kolonisierungszwecken, ein Thema, das für die deutsche Ethnie irrelevant sei. Drittens gehe enteignetes Gut an Beamte mit besonderen Verdiensten für das Land, worüber ein interministerielles Komitee entscheide. Die Regierung solle beraten, in welcher Form ein Vertreter der DViR Mitglied in diesem Komitee sein könne, er selbst sei nur einfaches Mitglied (»durch Geburt und

42 Ebenda, S. 13.

43 Ebenda, S. 49.

44 Vgl. Anm. 11.

45 NA, RG 226, XL 13170. (Dokument freundlicherweise von Dr. Hildrun Glass zur Verfügung gestellt.)

46 AMAE, Fond România, Bd. 384, S. 101–104.

Taufe«) der DViR, so Zwiedeneck. Was den Anteil der DViR an der Landesindustrie angehe, so liege er bei 6,1 Prozent in der metallurgischen Industrie, bei 3,5 Prozent in der Holz-, bei 6,6 Prozent in der Textil-, bei 3,4 Prozent in der Lebensmittel- und bei 1,7 Prozent in der Chemieindustrie. Fünf Prozent mache der Anteil im Handel aus – Zahlen, bei denen die in den letzten zwei Jahren von den Juden gekauften Betriebe nicht berücksichtigt worden waren.

In seiner Schlussfolgerung erwähnte Zwiedeneck den Vorschlag, den er Mihai Antonescu im Mai des Jahres gemacht hatte – Krummel erwähnte ihn in der oben zitierten Aktennotiz ebenfalls –, und zwar der DViR eine 5-Prozent-Beteiligung an der Liquidierung des jüdischen Eigentums und auch die temporäre Pacht von dergleichen Güter zuzusagen. Seiner Ansicht nach sei dies »eine gerechte Belohnung« für die Loyalität dieser Staatsbürger, und sie erfolge im Sinne der im Zweiten Wiener Schiedsspruch getroffenen Vereinbarungen. Die Zuteilung der deutschen Ansprüche nur auf die Zentren im Banat und Siebenbürgen schien jedoch schwer umzusetzen zu sein, zumal die DViR auch Ansprüche auf Güter im »Altreich« stellte, wie es die im Rumänisierungszentrum eingegangenen Listen zeigen. Auch könnte es bei den »Blutsrumänen« Unzufriedenheit hervorrufen, sollten deren Rechte eingeschränkt werden. Als »gerechte Lösung« schlug Zwiedeneck die Verteilung von enteignetem jüdischen Eigentum an die DViR im gesamten Land vor und eine 10- bis 15-prozentige Beteiligung in Siebenbürgen sowie im Banat. Er bat, die Regierung möge diesbezüglich einen endgültigen Beschluss fassen, um »den eventuellen Klagen in dieser Richtung ein Ende zu setzen.«⁴⁷

Mit seinen Einschätzungen lag Zwiedeneck richtig:

- a) Die sogenannten Blutsrumänen betrachteten das Vorpreschen der DViR voller Misstrauen – wovon zahlreiche Berichte des Sicherheitsdienstes, von Polizei und Gendarmerie, aber auch Aussagen von Politikern zeugen.
- b) Die DViR-Führung beklagte sich nicht nur bei der deutschen Gesandtschaft, sondern auch bei der VoMi. Neben dem Drängen, den Forderungen endlich stattzugeben, sprach die DViR-Führung wiederholt die Befürchtung aus, die Arisierung werde in eine allgemeine Rumänisierung »ausarten«, die »nicht nur eine Erweiterung unseres Lebensraumes, sondern im Gegenteil unsere bestehenden Lebensmöglichkeiten bedroht und zurückzudrängen sucht.«⁴⁸

Die VoMi schickte die Klagen an den Reichsführer-SS weiter – und der war wenig erfreut über den Nachdruck und die Beharrlichkeit der Volksgruppenführung, die ein weiterer Störfaktor in den ohnehin angespannten Beziehungen zwischen den Führungen der beiden Staaten darstellten. Am 19. August 1942 teilte SS-Obersturmbannführer Dr. Brandt vom persönlichen Stab des Reichsführers-SS der VoMi mit,

[...] der Reichsführer-SS ist nach wie vor der Ansicht, die Volksgruppe soll sich an den Arisierungsmaßnahmen der Rumänen nicht stoßen, weil diese Dinge früher oder später doch irgendwie einer Lösung zugeführt werden müssen.

Einverstanden erklärte er sich jedoch mit der »Abstellung beschlagnahmter jüdischer Häuser« für die Einrichtung von Schulen der Volksgruppe.⁴⁹

⁴⁷ Ebenda.

⁴⁸ NA, RG 226, XL 13170.

⁴⁹ Popa: Akten, S. 356. Es handelt sich um die Antwort auf den unter dem Datum des 3. August 1942 versandten »Nachgang« der VoMi zu einem vorherigen Schreiben. In diesem war mitgeteilt worden, dass die

Im August 1942 wurde sogar Volksgruppenführer Andreas Schmidt wegen der Rumänisierungs-Klagen vom deutschen Gesandten Killinger in die Schranken gewiesen. In einer Besprechung teilte er Schmidt mit, seiner Ansicht nach sei die DVIR an der Arisierung beteiligt. Schmidt aber widersprach und kündigte an, Unterlagen zu beschaffen, die bewiesen, dass Killinger irre. Daraufhin sandte der deutsche Konsul in Kronstadt, Rodde, einen geheimen Brief an Schmidt und legte das vom Berater für Judenfragen, Gustav Richter, an Killinger gesandte Schreiben betreffend die Beteiligung der Volksgruppe an der Arisierung bei. Dieses beinhaltete die vom Wirtschaftsamt der DVIR verfasste Aufstellung über die von »Volksdeutschen und Rumänen in Siebenbürgen, dem Banat und Bergland« zwischen September 1940 und April 1942 arisierten Betriebe (die auch der eingangs zitierten Notiz beiliegt) mit dem Kommentar Richters:

Aus der Aufstellung geht hervor, dass entgegen sonstiger Behauptungen, dass die Volksgruppe an der Arisierung benachteiligt sei, von Seiten der Volksgruppe selbst der Beweis dafür geliefert wird, dass sie von insgesamt 429 arisierten Betrieben allein 121 übernommen hat.⁵⁰

Rodde bat deshalb um »[...] womöglich baldige Widerlegung der Auffassung der Gesandtschaft«.⁵¹

Dieser Aufforderung entsprach ein auf den 31. August 1942 datiertes Schreiben, das Andreas Schmidt an Gauamtsleiter Helmut Triska im Auswärtigen Amt schickte, bzw. dem beigefügten »Aktenermerk über die Arisierungspolitik der rumänischen Regierung seit dem September 1940«, gezeichnet von Dr. Kurt Streitfeld und Volkmar Krummel. Mitgeteilt wird darin, dass »der größte Teil der Arisierungen jüdischer Wirtschaftsbetriebe durch Volksdeutsche«, und zwar 80 Unternehmen, die 61,53 Prozent entsprechen, dank den 1940 in einzelnen Ortschaften zwischen den Vertretern der DVIR und der Eisernen Garde geschlossener Abkommen erfolgt sei. Volksdeutsche Käufer hätten seit der Schaffung des nationalen Rumänisierungszentrums (im Mai 1941), dessen Hauptaufgabe »die rascheste Romanisierung des gesamten rumänischen Wirtschaftslebens war und ist«, die Genehmigung für die Arisierung sehr schwer erhalten, die meisten Gesuche seien monatelange verschleppt worden, um vielleicht doch noch rumänische Käufer zu finden. Die 1941 dennoch 47 arisierten Betriebe – also 36,15 Prozent – seien in den ersten Monaten des Jahres übernommen worden, als noch keine Genehmigungspflicht durch das Rumänisierungszentrum bestand. Seit dem Herbst 1941 wurden von Volksdeutschen nur noch drei

Arisierung im deutschen Siedlungsgebiet »soweit schädliche Auswirkungen« annehme, als das Bestreben der Rumänen schon seit langer Zeit darauf hinziele, »die deutschen Siedlungen möglichst stark mit Blutsrumänen zu durchsetzen und dadurch bewusst in ihrer wirtschaftlichen und politischen Geschlossenheit zu schwächen.« Als Beweis für das »planmäßige Vorgehen« der rumänischen Regierung wird eine Äußerung von Mihai Antonescu gegenüber dem deutschen Generalkonsul SS-Oberführer Rodde angeführt. Die rumänische Regierung sei bereit, die DVIR an »beweglichen Vermögenswerten der jüdischen Vorbesitzer« zu beteiligen jedoch auch bestrebt, »Blutsrumänen« in den Gebieten, wo ihr Anteil geringer sei als der deutsche, zu bevorzugen. Gebeten wird, den Reichsführer-SS zu unterrichten, da die VoMi der Ansicht ist, dass die rumänische Regierung zumindest in den Städten Hermannstadt, Kronstadt und »Temeschburg«, wo zahlreiche jüdische Häuser beschlagnahmt wurden, einen der deutschen Bevölkerung entsprechenden Anteil der DVIR für Schulen zur Verfügung stellen solle. Popa, ebenda, S. 345, wobei es sich um den Abdruck von Unterlagen aus dem Bundesarchiv Berlin, NS 19/1859 handelt.

⁵⁰ Archiv des CNSAS, Dossier I 262164 (Andreas Schmidt), Bd. 2, S. 274. (Freundlicherweise von Dr. Ottmar Traşcă zur Verfügung gestellt.)

⁵¹ Ebenda, S. 273.

Betriebe übernommen. Der Aktenvermerk enthält auch eine »provisorische [...] Aufstellung des Wirtschaftsamtes über die arisierten Betriebe, die aber nur einen Bruchteil der romanisierten, also von Rumänen übernommenen Betriebe enthält«⁵², da man über diese keine genauen Daten erhalten konnte. Übernommen worden waren aus jüdischem Eigentum folgende Anzahl an Betrieben:

	volksdeutsch	rumänisch	fremde
Temeschburg	51	61	1
Arad	8	44	-
Hermannstadt	13	22	-
Kreis Weinland	9	3	-
Schäßburg	2	-	1
Fogarasch	1	7	-
Burzenland	20	45	-
Grenzland	14	17	-
Südoststrasse	7	53	1d/r ⁵³
Diemrich	6	30	-
Unterswald	-	36	-
gesamt	131	318	3

Einer Aufstellung des Wirtschaftsamtes zufolge seien im volksdeutschen Siedlungsgebiet 1.047 jüdische Handels- und 93 Industrieunternehmen, insgesamt also 1.140 Unternehmen vorhanden gewesen. Die 131 von Volksdeutschen arisierten Betriebe machten folglich nur 11,49 Prozent aus, während die restlichen, von Rumänen arisierten Betriebe 88,24 Prozent darstellten. Angesichts des deutsch-rumänischen Bevölkerungsverhältnisses von 1 zu 5 in diesen Gebieten liege die volksdeutsche Beteiligung demnach weit unter der eigentlich zustehenden Quote von 20 Prozent. Aus diesen Daten, so die Argumentation der Volksgruppenführung, gehe hervor, dass

[...] die Auffassung, die Deutsche Volksgruppe sei bei der Arisierung jüdischer Betriebe nicht benachteiligt worden, wie sie SS-Hauptsturmführer Richter vertritt, irrig ist und nicht der Tatsache entspricht. Hauptsturmführer Richter stützt seine Behauptung auf die bereits oben erwähnte provisorische Aufstellung des Wirtschaftsamtes, die nur für die Volksdeutschen sichere Zahlen enthält und die ihm mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie nicht vollständig sei, übergeben wurde.⁵⁴

GLEICHSCHALTUNG DER WIRTSCHAFT

Im Dezember 1941 wurde der Volksgruppenführer Andreas Schmidt zum Leiter des Verbands der großen und kleinen deutschen Unternehmer in Rumänien ernannt.⁵⁵ 1942 sprach er wiederholt bei Mihai Antonescu auch in Wirtschaftsfragen vor. Nach

⁵² Diese und die folgenden Unterstreichungen im Original.

⁵³ Deutsch/rumänisch.

⁵⁴ Deletant, Traşcă: Reich, S. 506f.

⁵⁵ Archiv des CNSAS, I 262164 (Andreas Schmidt), Bd. 2, S. 121.

dem Gespräch vom 3. Juni 1942 sandte das Generalsekretariat der DViR an Antonescu (mit Bezugnahme auf das Gespräch) einen Personalvorschlag für die Wirtschaftskommission, deren Gründung am 16. Mai⁵⁶ beschlossen worden war: Hans Kaufmes (Landesbauernführer)⁵⁷, Fritz Jasch (Leiter des Wirtschaftsamtes)⁵⁸, Sepp Komanschek (Kreisleitung »Temeschburg«)⁵⁹ und Dr. Oswald Teutsch wurden für dieses Gremium nominiert. Gegründet worden war die Kommission zur Nutzung, Verwaltung und Veräußerung des enteigneten jüdischen Eigentums.

In seinem »Leistungs- und Lagebericht der DViR vom Beginn des Russland-Feldzuges bis zum 1. Juli 1942«, den Andreas Schmidt an die Reichskanzlei in Berlin schickte, schrieb er u. a.

[...] die Hauptaufgabe liegt heute neben der Ordnung und dem Aufbau im Innern, in der geschlossenen Abwehr des besonders in den beiden letzten Jahren mit allen Mitteln geführten Romanisierungskampfes der rum. Regierung.

Deren Ziel sei es, die deutsche Wirtschaft mit den der Kriegswirtschaft zur Verfügung stehenden Zwangsmitteln und damit die volksdeutsche Wirtschaft zu vernichten.⁶⁰ Über die Rumänisierungspolitik klagte Schmidt auch im Bericht über die Periode 1. Juli 1942 bis 1. September 1943.⁶¹ Zwischenzeitlich war sozusagen der gesamte jüdische Besitz beschlagnahmt worden und es stellte sich die Frage der Deportation der Juden auch aus dem »Altreich«, dem Banat und Siebenbürgen in Vernichtungslager. Die Deportation der Juden Bessarabiens und eines großen Teiles derjenigen aus der Bukowina nach Transnistrien war bereits vollzogen.⁶²

1942 wurde die Unterordnung der Volksdeutschen Wirtschaft den Interessen des Dritten Reiches fortgesetzt. In einem Schreiben an das Auswärtige Amt vom 13. Januar 1942 – vermutlich von einem der Ämter des Reichswirtschaftsministeriums, es liegt nur in dem an Andreas Schmidt zugesandten Durchschlag vor – werden »Vertreter des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft der Volksdeutschen in Rumänien« (Oswald Teutsch, Ing. Wilhelm Ganzert, Hans Gross und Ing. Fabritius sowie in separatem Schreiben Hans Kaufmes) zur Teilnahme an den deutsch-rumänischen Wirtschaftsausschussverhandlungen eingeladen. Zur Begründung wurde angeführt:

56 Vermutlich ein falsch angegebenes Datum. Das Dekret-Gesetz für die Verwaltung und Liquidierung der Güter, die dem nationalen Rumänisierungszentrum angehören, wurde am 26. Mai 1942 von Antonescu unterzeichnet. Vgl. Lya Benjamin (Hg.): *Legislația antievreiască*, S. 206–217.

57 Hans Kaufmes (1887–1971), Agronom, Direktor der Ackerbauschule in Marienburg (1923–1938), Vizebürgermeister von Kronstadt (1938), Führer der Bauernorganisation der DViR bzw. der Deutschen Bauernschaft (1940–1944), Flucht aus Rumänien, Dr. phil. der Universität Innsbruck (1946), Auswanderung in die USA (1950), Professor an der Universität Corvallis (ab 1956).

58 Fritz Jasch übernahm die Leitung des Amtes für Volkswirtschaft in der Zeit des Frontdienstes von Oswald Teutsch.

59 Sepp (Josef) Komanschek (1918–1983), Studium der Agrarwissenschaften, in Wandervogel-Bewegung aktiv, Inspektor des Landesverbandes deutscher Genossenschaften (ab 1941), Funktionär der NSDAP der DViR (1940–1944), Kreisleiter des Gaues Banater Bergland. Floh während des Transportes ins Lager Tg. Jiu, als nach der Waffenumkehr Rumäniens die DViR-Leiter interniert wurden, beteiligte er sich an der Fallschirmspringer-Aktion, wurde kurz nach dem Absprung verhaftet und in ein sowjetisches Lager gebracht; 1955 nach Rumänien entlassen, reiste er in die Bundesrepublik Deutschland aus. Wurde Vorsitzender des Landesverbands Baden-Württemberg der Landsmannschaft der Banater Schwaben (1965–1976).

60 Klaus Popa (Hg.): *Akten um ...*, S. 359.

61 Ebenda, S. 510–514.

62 Vgl. z. B. Lya Benjamin (Hg.): *Problema evreiască*, S. 511; Raport final, S. 254f.; Hildrun Glass: *Deutschland und die Verfolgung der Juden im rumänischen Machtbereich 1940–1944*. München 2014, S. 200–229.

Bei dem Umfang der volksdeutschen Wirtschaft in Rumänien und ihrer kriegswirtschaftlichen Bedeutung, welche beispielsweise an die damalige Bedeutung der sudetendeutschen Wirtschaft im ehemaligen tschechisch-slowakischen Staate heranreicht, würde mit diesem Verfahren nicht nur für die volksdeutsche Seite weit mehr als durch eine kurze Unterrichtung erreicht werden.

Erinnert wurde jedoch daran, »dass selbstverständlich keine offizielle oder sichtbare Teilnahme« an den Verhandlungen beabsichtigt sei, sondern jeweils »zu den offiziellen Verhandlungen parallel laufende interne Beratungen oder Auskunftserteilungen mit den volksdeutschen Sachverständigen« stattzufinden hätten.⁶³

Im Frühsommer 1942 (12.5.–20.6.) befand sich Oswald Teutsch in Berlin. In seinem Bericht über die dortigen Besprechungen gelangte er zu der Schlussfolgerung, dass ein engerer Kontakt zwischen der Volksgruppenführung und dem Wirtschaftsbeauftragten der VoMi notwendig sei.⁶⁴ Er legte hierfür den Plan einer Neustrukturierung des Hauptamtes für Volkswirtschaft der DVfR vor – wobei als Leiter dieses Hauptamtes der Volksgruppenführer fungieren solle.⁶⁵ Zu den in Berlin bearbeiteten Einzelfragen gehörten:

grundsätzliche Fragen der Wirtschaftsorganisation, der Neuordnung auf dem Gebiet des Banken- und Kreditwesens, Sparaktionen [...] politische und wirtschaftliche Finanzierungen, [...] Industrieverlagerung [...] Feststellung freistehender und für Reichsaufträge verwendbare Kapazitäten, Einschaltung in die Erdgasprojekte, Ausbau der Handelsbeziehungen, Transnistrien [usw.].

Die Weichen für die Gleichschaltung im Wirtschaftsbereich waren gestellt. Schmidt klagte auch im »Leistungs- und Lagebericht der DVfR vom 1. Juli 1942 bis 1. Sept[ember] 1943« über »immer stärker zunehmende Romanisierungstendenzen«, lobte aber die Wirtschaftsämter der DVfR, die ihr »in geschlossenem Abwehrkampf entgegengetreten« seien.⁶⁶ Seinem Bericht zu entnehmen ist:

Die Bilanzsumme aller deutschen Banken zusammengenommen folgt in der Größenordnung der Banken Rumäniens an dritter Stelle. Die Zusammenarbeit zwischen den Banken und den 246 Kreditgenossenschaften führte zur Reorganisation und Aktivierung des Kreditapparates. Der Einsatz unserer Kreditorganisation erfolgte planmäßig und diente kriegswirtschaftlichen Zielen. So wurden die Kredite zur Finanzierung von Exporten nach Deutschland [...], Lieferungen an die Deutsche Wehrmacht [...], Arbeiten für die Luftwaffenmission [...], Aufträge des rumänischen Landesverteidigungsministeriums, kriegswichtige Produktionssteigerungen und der Versorgung der Zivilbevölkerung [...] genutzt.⁶⁷

Von 1943 und 1944 fehlen weitere Berichte zur Wirtschaftssituation. Es ist anzunehmen, dass die Arisierungsfragen angesichts des Kriegsgeschehens in den Hintergrund rückten. Im Vordergrund standen nun die Verhandlungen über die SS-Rekrutierungen der Rumäniendeutschen, die zu dem am 12. Mai 1943 unterzeichneten »Abkommen zwischen der Reichsregierung und der rumänischen Regierung hinsichtlich der Einreihung rumänischer Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit in die deutsche Wehr-

63 Archiv des CNSAS, Dossier I 262164 (Andreas Schmidt), Bd. 2, S. 130f.

64 Ebenda, S. 287.

65 Ebenda, S. 288.

66 Klaus Popa (Hg.): Akten, S. 510.

67 Ebenda, S. 511f.

macht-SS« geführt haben, aufgrund dessen rund 63.000 Rumäniendeutsche zur Waffen-SS rekrutiert wurden.⁶⁸

Schlussfolgernd kann festgestellt werden, dass die DViR an der Arisierung des jüdischen Eigentums in Rumänien beteiligt war. Dass sie ihre Absichten nicht in vollem Maß umsetzen konnte, lag an der Rumänisierungspolitik unter Marschall Ion Antonescu. Die Arisierungsansprüche der DViR waren so hoch und wurden so beharrlich bekundet, dass sie die fragilen deutsch-rumänischen zwischenstaatlichen Beziehungen zusätzlich zu stören drohten.

Nach der politischen Gleichschaltung der DViR mit dem Dritten Reich erfolgte auch jene im Wirtschaftsbereich. Die Ausmaße der Unterordnung der Volksgruppen-Wirtschaft unter die Interessen des Reiches und der Kriegsindustrie müssen indes weiter erforscht werden. Wenig bekannt ist die Rolle, die einzelne Rumäniendeutsche als Vertreter der reichsdeutschen Wirtschaft in Rumänien gespielt haben.

HANNELORE BAIER wurde 1955 in Schäßburg (rum. Sighișoara, ung. Segesvár), Rumänien, geboren und schloss 1979 ihr Psychologiestudium an der Babeș-Bolyai-Universität Cluj-Napoca ab. Bis 1984 arbeitete sie als Psychologin in der Psychiatrie-Abteilung des Krankenhauses in Sankt Martin (rum. Târnăveni, ung. Dicsőszentmárton). Schon seit den 1980er-Jahren war Baier als Korrespondentin für die Tageszeitung *Neuer Weg* tätig, die seit 1993 unter dem Namen *Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien* erscheint und für die sie seit 1991 in Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszeben) bis zur Verrentung als Redakteurin arbeitete. Seit 1990 veröffentlicht Baier regelmäßig Studien und Aufsätze zur deutschen Minderheit in Rumänien. Unter anderem von ihr erschienen ist der Interviewband *Kauf von Freiheit* und die Dokumentensammlung zur Geschichte der Rumäniendeutschen zwischen den Jahren 1944 und 1956 *Germanii din România 1944–1956: culegere de documente de arhivă [Die Deutschen in Rumänien 1944–1956: Sammlung von Archivadokumenten]*.

68 Milata: Hitler, S. 131–163, 299.

NS-Propaganda in der siebenbürgisch-sächsischen landwirtschaftlichen Presse

Fallstudie: *Landwirtschaftliche Blätter*

Von Corneliu Pintilescu

In den ersten Jahren seiner Entstehung erschien der Nationalsozialismus in Deutschland als eine Bewegung mit urbanem Charakter. Bis zu den Wahlen 1928 richteten die Nazis ihre Aufmerksamkeit kaum auf die Bauernschaft. Doch ab Anfang der 1930er-Jahre bemühte sich die nationalsozialistische Bewegung mehr und mehr um Unterstützung durch die Bauern.¹ Für das Raumgreifen der nationalsozialistischen Bewegung unter den deutschen Einwohnern Südosteuropas war – neben den nationalen und sozialdemagogischen Elementen ihrer Ideologie – angesichts der Wirtschaftsstruktur dieser Länder die propagandistische Berücksichtigung der bäuerlichen Bevölkerung von vornherein von Bedeutung. Berücksichtigt man, dass im Jahr 1930 mehr als 80 Prozent der Rumäniendeutschen der Bauernschaft angehörten,² war das Eindringen in das ländliche Milieu ein Schlüsselproblem für die NS-Bewegung in Rumänien.

So ist es auch kein bloßer Zufall, dass einer der Vordenker der nationalsozialistischen Politik gegenüber der Bauernschaft in Deutschland, Richard Walther Darré³, der den nationalsozialistischen Diskurs über die Bauernschaft um das Begriffspaar »Blut und Boden«⁴ mitentwickelte, ein einschlägiges Blatt gemeinsam mit einem siebenbürgisch-sächsischen Ideologen herausgab: Darré war auch Redaktionsmitglied der gleichnamigen Zeitschrift⁵, herausgegeben von dem aus Schäßburg (rum. Sighișoara) stammenden Georg August Kenstler. Diese Zusammenarbeit prägte auch Darrés weitere Entwicklung.⁶ Kenstler wiederum war Gründungsmitglied der völk-

1 Detlef Mühlberger: *Hitler's Voice: The Völkischer Beobachter, 1920–1933*. Bd. 2: *Nazi Ideology and Propaganda*. New York u. a. 2004, S. 247.

2 Johann Böhm: *Das Nationalsozialistische Deutschland und die Deutsche Volksgruppe in Rumänien 1936–1944*. Frankfurt am Main 1985, S. 125.

3 1895–1953, Agrarpolitiker, Verfasser von Propagandaschriften, SS-Funktionär; nach 1933 Leiter des Parteiämtes für Agrarpolitik, Reichsbauernführer und Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft.

4 *Neuadel aus Blut und Boden*. München 1930.

5 *Blut und Boden. Monatsschrift für wurzelstarkes Bauerntum, für deutsche Wesensart und nationale Freiheit* (1929–1934).

6 Vgl. dazu auch Anna Bramwell: *Blood and Soil: Richard Walther Darré and Hitler's Green Party*. Abbotsbrook 1985.

schen Organisation *Bund Artam e. V.* und hatte sich durch seinen Beitrag zur Entwicklung der Blut-und-Boden-Ideologie hervorgetan.⁷

Im vorliegenden Aufsatz soll allerdings nicht diese spezifische konzeptionelle Zusammenarbeit von Darré und Kenstler weiterverfolgt werden. Vielmehr wird, anschließend an die Vorarbeiten Vasile Ciobanu und Johann Böhm die Präsenz nationalsozialistischen Gedankenguts in der traditionsreichen Wochenschrift *Landwirtschaftliche Blätter für Siebenbürger*⁸ im Zeitraum 1935 bis 1940 untersucht und ein Ausblick auf die Zeit nach ihrer Gleichschaltung und Verschmelzung mit einem anderen Blatt im Jahre 1941 gegeben.⁹ Es soll ein Beitrag zur Beantwortung folgender Fragen geleistet werden: Wie fand der Prozess der Nazifizierung der landwirtschaftlichen Presse statt? Welche Botschaften vermittelte diese Presse in Bezug auf den Nationalsozialismus? Welchen Einfluss hatte das Modell des Reiches auf diese Presse? Veränderte sich die redaktionelle Politik der *Landwirtschaftlichen Blätter* im Zeitraum 1935–1941? Primäre Quellen dazu sind Zeitungen und Broschüren sowie Akten der Siguranța, des zeitgenössischen rumänischen Staatssicherheitsdienstes. Eine wichtige theoretische Anregung lieferten Beiträge von David Welch. Er argumentierte, dass es das Hauptziel der NS-Propaganda gewesen sei, eine Revolution der sozialen Werte zu schaffen und die Bevölkerung politisch zu mobilisieren. Das wichtigste Element des neuen Systems der sozialen Werte wurde die sogenannte Volksgemeinschaft, definiert als ein rassisch motivierter Begriff.¹⁰

DIE GLEICHSCHALTUNG DER DEUTSCHEN LANDWIRTSCHAFTS- VERBÄNDE IN RUMÄNIEN

Bei der Entwicklung der Landwirtschaft der Siebenbürger Sachsen spielte der 1845 gegründete *Siebenbürgisch-Sächsische Landwirtschaftsverein* eine wichtige Rolle. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte er kurzzeitig bis zu 16.000 Mitglieder.¹¹ 1940 ging er ebenso wie ähnliche Fachverbände in der *Deutschen Bauernschaft Rumäniens* auf. Diese stand unter der Kontrolle der *Deutschen Volksgruppe in Rumänien* bzw. ihres Führers Andreas Schmidt. Ein Teil der Aufgaben des *Siebenbürgisch-Sächsischen Landwirtschaftsvereins* übernahm das *Landesbauernamt der Deutschen Volksgruppe in Rumänien*.¹²

Der zukünftige Führer des *Landesbauernamtes der Deutschen Volksgruppe in Rumänien*, Hans Kaufmes, stand mit der Leitung des *Siebenbürgisch-Sächsischen Landwirtschaftsvereins* in Konflikt.¹³ Im Vergleich mit dem ehemaligen Direktor des Vereins, Fritz Connert, war Hans Kaufmes ein Mann, dem die lokalen Nazis vertrauten und der auch nicht als Hindernis für die Nazifizierung der Landwirtschaftsverbände

7 Johann Böhm: August Georg Kenstler, Herausgeber der Monatsschrift »Blut und Boden« und aktiver Vorkämpfer der nationalsozialistischen Agrarpolitik. In: *Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik* 1 (2003) H. 1, S. 19–43.

8 Die Zeitschrift erschien ab 1.1.1873 als Beilage des *Siebenbürgisch-Deutschen Wochenblattes*, ab 1874 als selbstständige Zeitschrift des Siebenbürgisch-Sächsischen Landwirtschaftsvereins, seit 1903 wöchentlich.

9 Vasile Ciobanu: *Contribuții la cunoașterea istoriei sașilor transilvăneni: 1918–1944*. [Beiträge zur Erforschung der Geschichte der Siebenbürger Sachsen: 1918–1944.] Sibiu 2001; Böhm: *Das Nationalsozialistische Deutschland*.

10 David Welch: *Nazi Propaganda and the Volksgemeinschaft: Constructing a People's Community*. In: *Journal of Contemporary History* 39 (2004) H. 2, S. 213–238, hier: S. 214, 217.

11 Ciobanu: *Contribuții*, S. 100.

12 Otto Schwarz: *Die Deutsche Bauernschaft Rumäniens. Aufbau und Gliederung*. In: [o. A.]: *Tag der Deutschen Bauernschaft 1941*, hrsg. vom Landesbauernamt der Deutschen Volksgruppe in Rumänien, Hermannstadt [1942], S. 17–20, hier: S. 17–19.

13 Ciobanu: *Contribuții*, S. 108.

galt. Im Gegenteil, Kaufmes unternahm intensive Propaganda bei den Bauern. Unter seiner Führung führte das Landesbauernamt im Laufe des Jahres 1941 eine große Kampagne durch, in der 10.000 Bauern mit einem Bildungsprogramm erreicht wurden, um im Geiste der nationalsozialistischen Weltanschauung erzogen zu werden.¹⁴

DIE GLEICHSCHALTUNG DER DEUTSCHEN LANDWIRTSCHAFTLICHEN PRESSE IN RUMÄNIEN

Im Jahr 1935 erfolgte aufgrund des neuen politischen Programms des nun zur *Deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien* umbenannten rumäniendeutschen Dachverbands nach und nach eine Gleichschaltung des politischen Diskurses der deutschsprachigen Presse in Rumänien an die Nazi-Terminologie. Dieser Prozess variierte von Fall zu Fall und in Abhängigkeit von der politischen Orientierung der Zeitungsredaktionen. Ausgehend von der Installierung der neuen Volksgruppenführung um Andreas Schmidt im Herbst des Jahres 1940 trat mit dem Zweiten Wiener Schiedspruch und dem Volksgruppen-Gesetz die Nazifizierung der deutschen Presse in Rumänien in ein neues Stadium ein. Das Amt für Presse und Propaganda der *Deutschen Volksgruppe in Rumänien* wurde zum Hauptinstrument der Gleichschaltung.¹⁵

Walter May, der Chef dieses Amtes, hatte einen starken Einfluss in der Deutschen Volksgruppe der *Deutschen Volksgruppe in Rumänien*.¹⁶ Am 13. Oktober 1940 wurden 47 Chefredakteure und Redakteure der deutschen Presse in Rumänien nach Temeswar (rum. Timișoara) gerufen, wo sie genaue Anweisungen von Walter May und Andreas Schmidt erhielten.¹⁷ Schmidt forderte die Teilnehmer der Sitzung dazu auf, der *Deutschen Volksgruppe in Rumänien* die Kontrolle über ihre Tätigkeit zu übertragen. Während einer weiteren Sitzung im März 1941 erklärte Schmidt, dass die deutsche Presse in Rumänien »ein Instrument der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft«¹⁸ sein werde. Anlässlich eines Treffens im Oktober 1940 wurde der *Landesverband der Deutschen Presse in Rumänien* als Berufsverband der Journalisten gegründet. Wie in Nazi-Deutschland übte dieser die politische Kontrolle über die Journalisten durch die Kontrolle ihres Rechts auf Ausübung ihres Berufs aus.¹⁹

Die landwirtschaftliche deutsche Presse in Rumänien wurde in der Zwischenkriegszeit von den *Landwirtschaftlichen Blättern* und dem *Banater Landwirt* dominiert. Am 1. Januar 1941 wurden diese zur *Südostdeutschen Landpost* verschmolzen.²⁰ Diese Zeitschrift erschien von 1942 bis 1944 wöchentlich in einer Auflage von mehr als 32.000 Exemplaren.²¹ Neben ihr wurden zudem das Jahrbuch *Der Pflug* und die Zeitschrift *Der Landbote* veröffentlicht.²² Diese Publikationen förderten die Nazi-Propaganda intensiv und waren darauf konzentriert, die Nahrungsmittelversorgung

14 Sepp Komanschek: Deutsches Bauerntum und nationalsozialistische Agrarpolitik. In: [o. A.]: Tag der Deutschen Bauernschaft 1941. S. 71–86, hier: S. 81–82.

15 Böhm: Das Nationalsozialistische Deutschland, S. 162.

16 Ebenda, 162.

17 Ebenda, 162–163. Ciobanu: Contribuții, S. 344–345.

18 Andreas Schmidt: Nationalsozialistische Pressepolitik. Geleitwort für die erste Folge der »Südostdeutschen Tageszeitung« am 13. März 1941. In: ders.: Nationalsozialistischer Volkstumskampf. Reden und Aufsätze eines Kampfesjahres. Hermannstadt [1942], S. 42.

19 Rudolf Stöber: Presse im Nationalsozialismus. In: Bernd Heidenreich, Sönke Neitzel (Hgg.): Medien im Nationalsozialismus. Paderborn 2010, S. 275–294, hier: S. 281–282.

20 Ciobanu: Contribuții, S. 108.

21 Böhm: Das Nationalsozialistische Deutschland, S. 167.

22 Ciobanu: Contribuții, S. 346.

Nazi-Deutschlands und dessen Unterstützung mit jungen Soldaten zu propagieren.²³ Neben diesen Fachzeitschriften gab das Landesbauernamt der *Deutschen Volksgruppe in Rumänien* verschiedene Jubiläumsbände und -broschüren mit propagandistischen Zielen heraus.

Eine dieser Gelegenheitspublikationen, die 1942 in Hermannstadt (rum. Sibiu) veröffentlicht wurde, befasste sich mit dem Tag der Deutschen Bauernschaft, einer Veranstaltung, die am 13. und 14. Dezember 1941 in Großpold (rum. Apoldu de Sus) stattgefunden hatte.²⁴ Diese Broschüre synthetisierte in ihrem Inhalt die wichtigsten Themen der lokalen Nazi-Propaganda. Die theoretische Grundlage dieser Propaganda war die Blut-und-Boden-Ideologie. Die Bedeutung der Bauernschaft für die neue rassistische soziale Ordnung wurde durch ein Zitat Hitlers definiert: »Das dritte Reich der Deutschen wird ein Bauernreich sein, oder es wird nicht sein!«²⁵

Dieses Zitat ist im Kontext des NS-Diskurses über das Schicksal Osteuropas nach dem Sieg gegen die Sowjetunion zu verstehen. Große Teile Osteuropas sollten demnach mit deutschen Siedlern kolonisiert werden.²⁶ Im Rahmen des Blut-und-Boden-Diskurses wurde die Arbeit der Bauern als die Quelle des »gesunde[n] Charakter[s] der deutschen Rasse« und ihrer »Lebenskraft« wahrgenommen, aber auch als Grundlage der Nahrungsversorgung für eine wachsende Bevölkerung vorausgesetzt.²⁷

Die Idealisierung der Bauernschaft wurde nicht nur durch die Erwähnung ihrer sogenannten Rassenreinheit und ihrer Kraft, sondern auch durch den positiven Nazi-Diskurs über die sozialen Werte des deutschen Bauern vollzogen. Die rumäniendeutschen Nationalsozialisten lehnten sich an die nationalsozialistische Propagandaformel »Du bist nichts, Dein Volk ist alles« an und schlussfolgerten entsprechend, dass bei den Bauern das kollektive Interesse über dem Einzelinteresse stehe.²⁸

Andreas Schmidt beschrieb die wirtschaftliche Mobilisierung der deutschen Bauern in Rumänien als Kampf an der inneren Front, der sogenannten »Ernährungsfront«. Ab 1943 verstärkte sich die Nazi-Propaganda unter den Siebenbürger Sachsen im Zusammenhang mit der schwierigen Situation an der Ostfront. Unter Berücksichtigung des Umstandes, dass Nazi-Deutschland Soldaten sowie Nahrungsmittel benötigte, propagierte Schmidt den Slogan »Alles für die Front!«²⁹

Ein weiteres Thema der NS-Propaganda unter der deutschen Bauernschaft in Rumänien war der Antisemitismus. Der spezifische Charakter der NS-Propaganda gegen die Juden in der landwirtschaftlichen Presse war eine Mischung aus antisemitischen Äußerungen, gepaart mit Argumenten gegen den landwirtschaftlichen freien Markt. Danach hätten die Juden die Gewinne der Arbeit der Bauern durch Manipulation des Marktes gestohlen.³¹ Die landwirtschaftliche Presse fand in dieser propagandistischen Linie ebenso Verwendung wie andere Inszenierungen – etwa Feste und

23 Böhm: Das Nationalsozialistische Deutschland, S. 131.

24 [o. A.]: Einleitung. In: Tag der Deutschen Bauernschaft. Hermannstadt [1942], S. 9–10.

25 Andreas Schmidt: Vorwort. In: Tag der Deutschen Bauernschaft 1941. Hermannstadt [1942], S. 8.

26 Ebenda, S. 8.

27 Otto Schwarz: Bauertum und Arbeitsdienst der Deutschen in Rumänien. In: *Volk im Osten* 2 (1935) H. 8, S. 273–277, hier: S. 274.

28 Ebenda, S. 274.

29 Schmidt: Vorwort, S. 8.

30 *Jahrbuch der Deutschen Volksgruppe in Rumänien*, hrsg. von der Deutschen Volksgruppe in Rumänien – Amt für Presse und Propaganda, Hermannstadt 1944, S. 98.

31 Hans Kaufmes: Geleitwort. In: Wege zur Leistungssteigerung des Deutschen Bauern in Rumänien. [o. O. O. J.], S. 2.

öffentliche Vorführungen von Propagandafilmen. Die Nutzung dieser verschiedenen propagandistischen Methoden stand im Zusammenhang mit dem Ausbau spezieller bäuerlicher Feste, angeregt durch das deutsche Erntedankfest. Ein Beispiel für diese Art von Festen war der Tag der Deutschen Bauernschaft, den das Landesbauernamt am 13. und 14. Dezember 1941 in Großpold durchführte.³² Die Veranstaltung wurde auch von den Führern der Deutschen Volksgruppe in Rumänien und offiziellen Vertretern aus dem Dritten Reich besucht, wobei sich die Szenografie an die der bereits in Nazi-Deutschland etablierten Veranstaltungen anlehnte.³³

DIE LANDWIRTSCHAFTLICHEN BLÄTTER UNTER DEM DRUCK DER NAZIFIZIERUNG (1935–1941)

Die bedeutendste landwirtschaftliche Zeitschrift der Siebenbürger Sachsen – die seit 1873 erscheinenden *Landwirtschaftlichen Blätter* – erreichte 1926 eine Auflage von 16.000 Exemplaren.³⁴ Sowohl die Position des Chefredakteurs der Zeitschrift sowie die des Direktors des Vereins besetzte Fritz Connert.³⁵

Connert, am 28. Juni 1883 in Meschen (rum. Moșna) geboren, war Diplolandwirt. Im Jahr 1908 wurde er Direktor des *Siebenbürgisch-Sächsischen Landwirtschaftsvereins* und in der Zwischenkriegszeit gehörte er als Mitglied der Deutschen Partei für acht Amtszeiten dem rumänischen Parlament an.³⁶ Die konservative Ausrichtung Fritz Connerts beeinflusste seine redaktionellen Leitlinien, sodass die Zeitschrift bis 1940 von konservativen Autoren dominiert wurde. Auch seine politischen Reden waren nur wenig von der Nazi-Ideologie beeinflusst. Im Zeitraum 1935 bis 1938 füllten Beiträge zu landwirtschaftlichen Themen rund zwei Drittel der Zeitschrift, während der Politik weniger als 10 Prozent des Platzes gewidmet war.

Von 1938 bis 1940 nahmen die politischen Beiträge hingegen immer mehr Platz in der Zeitschrift ein. Ihre Verfasser waren allerdings nicht die Radikalen Fritz Fabritius, Waldemar Gust oder Alfred Bonfert, sondern vor allem Konservative wie Hans Otto Roth oder Bischof Viktor Glondys. Berücksichtigt man, dass jedoch auch die Reden Hitlers auf den Seiten der Zeitschrift konstant präsent waren, lässt sich behaupten, dass die Redaktion ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Nazi-Bewegung aus dem Reich konzentrierte und die lokalen NS-Persönlichkeiten eher vernachlässigte.

1938 gab es vier Rubriken mit politischen Inhalten – die »Wochenschau«; »Vom Tage«, »Vom Deutschtum in Rumänien« und »Vom Deutschtum in der Welt« füllten aber nur zwei von insgesamt zwölf Seiten der Zeitschrift.³⁷ Die radikale Wende in der Redaktionspolitik erfolgte im Zeitraum September bis Oktober 1940. Ab Oktober 1940 wurde fast die Hälfte des Inhalts der Zeitschrift politischen Themen gewidmet. Eine neue Rubrik mit dem Titel »Aus der Volksgruppe« beschrieb detailliert die Aktivität der Führung der Deutschen Volksgruppe in Rumänien.³⁸

Hatten vor 1940 konservative Persönlichkeiten die regionalen politischen Nachrichten dominiert, so waren es ab Oktober 1940 die »Führer«: Hitler, Antonescu und

32 [o. A.]: Einleitung. In: Tag der Deutschen Bauernschaft. Hermannstadt [1942], S. 9–10, hier: S. 9.

33 [o. A.]: Zeitliche Folge am Tage der Deutschen Bauernschaft. In: Tag der Deutschen Bauernschaft 1941. Hermannstadt [1942], S. 11.

34 Ciobanu: Contribuții, S. 100.

35 Walter Myß (Hg.): Lexikon der Siebenbürger Sachsen. Thaur bei Innsbruck 1993, S. 91.

36 Ebenda, S. 91.

37 *Landwirtschaftliche Blätter* 66 (1938) H. 1, S. 2.

38 [o. A.]: Aus der Volksgruppe. In: *Landwirtschaftliche Blätter* 68 (1940) H. 41, S. 506.

Andreas Schmidt.³⁹ Diese drei symbolisierten den Mythos des Führers auf drei Ebenen: der internationalen, der nationalen und der regionalen. Argumentativ wurden sie durch die rhetorische Floskel der angeblich starken Freundschaft und Kameradschaft zwischen Rumänien und Deutschland verbunden. All diese Veränderungen in der Redaktionspolitik im Herbst 1940 erfolgten, obwohl Fritz Connert formell Chefredakteur blieb. So versuchte er, sich auf die neue politische Führung der deutschen Minderheit in Rumänien einzustellen. Die neue Redaktionspolitik wurde durch eine neue Generation von Autoren wie Otto Schwartz oder Emo Connert getragen, die auch innerhalb des *Landesbauernamtes der Deutschen Volksgruppe in Rumänien* aktiv waren.⁴⁰ Ein Beweis für die verzögerte Nazifizierung der *Landwirtschaftlichen Blätter* in den Jahren 1935 bis 1939 ist die niedrige Frequenz von Schlüsselbegriffen der Nazi-Ideologie wie »Führer«, »Lebensraum«, »Blut« und »Boden«, »Volk« und »Rasse«. Diese Begriffe wurden erst ab Herbst 1940 vorherrschend.

SCHLUSSFOLGERUNGEN

Die wichtigsten Ziele der Nazi-Propaganda bezüglich der deutschen Bauern in Rumänien waren die Anwerbung junger Menschen aus Bauernfamilien für die Armee sowie die gleichzeitige Mobilisierung der Bauern, mehr für die Front zu produzieren. In der lokalen Nazi-Propaganda dominierte entsprechend ab Ende 1940 der Mythos von Blut und Boden. Die Siebenbürger Sachsen waren in der Lage, diesen Mythos in die regionalhistoriografischen Erzählungen über die heroischen Kämpfe gegen die Türken zu integrieren. Die Dokumente der Siguranța belegen, dass die Nazi-Propaganda bei siebenbürgisch-sächsischen Bauern durchaus verfiel.⁴¹ Das Bewusstsein des ehemaligen privilegierten sozialen Status⁴² und die Möglichkeit, einige Mythen der Nazi-Propaganda in regionale Erzählungen zu integrieren, kann ihren Erfolg teilweise erklären. Auch gab die Nazi-Argumentation vor, dass die deutschen Bauern von der neuen nationalsozialistischen Ordnung profitieren würden. Über die wirtschaftlichen Probleme der Zwischenkriegszeit hinaus waren die Verlockungen des riesigen Absatzmarktes des Reichs für ihre Produkte ein starker Anreiz für die Bauern, den Nazi-Diskurs aufzugreifen bzw. die Nazi-Propaganda anzunehmen.

DR. CORNELIU PINTILESCU ist seit 2013 Dozent für Zeitgeschichte an der Lucian-Blaga-Universität Hermannstadt (rum. Sibiu). Er hat an der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg (rum. Cluj-Napoca) über die Militärjustiz im kommunistischen Rumänien und deren Beteiligung an der politischen Repression promoviert. Seine Forschungsschwerpunkte sind die politische Repression im kommunistischen Rumänien, die deutsche Minderheit in Rumänien während des 20. Jahrhunderts und das Staat-Kirche-Verhältnis in Ostmitteleuropa.

39 [o. A.]: Aus der Volksgruppe. In: *Landwirtschaftliche Blätter* 68 (1940) H. 43, S. 527.

40 Emo Connert: Zehn Jahre Kampf fürs deutsche Bauerntum. In: *Landwirtschaftliche Blätter* 68 (1940) H. 31, S. 425.

41 Archiv des Nationalen Rates für das Studium der Archive der Securitate (CNSAS), Fond Documentar București, D 11 472, Bd. 1, S. 504–510, 519, 525–528 und Fond Documentar București, SRI 3149, Bd. 1.

42 Vgl. dazu auch Balázs A. Szelényi: From Minority to Übermensch: The Social Roots of Ethnic Conflict in the German Diaspora of Hungary, Romania and Slovakia. In: *Past and Present* 196 (2007) H.1, S. 215–251, hier: S. 232–245.

Von der Schulbank zur Waffen-SS¹

Von Paul Philippi

Der Titel meiner hier niedergeschriebenen Erinnerungen ist nicht ganz korrekt. Denn zwischen dem Ende der Schulzeit und meinem Eintritt in die Waffen-SS lagen fast elf Monate. In diesen Monaten leistete ich – wie alle meine Klassenkameraden² – das sogenannte *Völkische Dienstjahr* (VDJ).³ Der Sache nach aber stimmt der Titel. Denn schon 1940/1941, als ich die 10. Klasse besuchte, machten sich drei meiner Schulfreunde mit der sogenannten 1.000-Mann-Aktion auf den Weg nach Deutschland, wo sie schließlich bei der Waffen-SS gelandet sind.⁴ Und auf der Schulbank begann auch der Versuch, uns für die Waffen-SS zu indoktrinieren. Allerdings: Es war nur einer der Unseren, ein Klassenkamerad, der bramabasierte, in der Waffen-SS sterbe man nicht mit einem Gebet auf den Lippen, sondern mit einem Fluch. Immerhin: Dieser Klassenkamerad, G. M., war zum Leiter (oder wohl eher zum *Führer*) des *Jungvolks* der ganzen Deutschen Volksgruppe in Rumänien (DVr) ernannt worden. Er mag ein Grund dafür gewesen sein, dass ich noch im Herbst 1942 ein Gesuch an meinen Dienstherrn, den Volksgruppenführer, richtete: Ich wolle aus dem »Völkischen Dienstjahr« entlassen werden, um in die rumänische Armee einzutreten.⁵ Denn an die Front

1 Der folgende Zeitzeugenbericht beansprucht nicht, die Waffen-SS darzustellen und zu beurteilen. Er erzählt nur einen persönlichen Ausschnitt aus den Erfahrungen der siebenbürgisch-sächsischen Kriegsgeneration. Diese Erfahrungen sollten freilich als Ergänzungen des heute verbreiteten Bildes von der Waffen-SS zur Kenntnis genommen und für die Beurteilung dieser Truppe mitgewichtet werden.

2 Nach meiner Erinnerung hat nur einer meiner Klassenkameraden das VDJ nicht angetreten: Franz Walter kam aus einer nicht-sächsischen Familie.

3 Das VDJ entsprach etwa dem Freiwilligen Sozialen Jahr unserer Zeit – wohl mit dem Unterschied, dass es für uns Abiturienten des Jahres 1942 (Mai) als verpflichtend angesehen wurde und, vom rumänischen Staat als »Arbeit mit gemeinschaftlichem Nutzen« (Lucru de folos obşte) eingestuft und legitimiert, der DVr zur Verwaltung überlassen worden war. Meine Bewerbung, es als Hüttenwirt des Siebenbürgischen Karpatenvereins abzuleisten (der Hüttenwirt auf dem Königstein [rum. Pietra Craiului] war zum Militär eingezogen worden), war abgelehnt worden und ich wurde von Juni 1942 bis Mitte April 1943 als Kulturstellenleiter des Bannes I der Deutschen Jugend (DJ) eingesetzt. Über die Erfahrungen dieser Monate wäre ein eigener Bericht fällig.

4 Man hatte den Teilnehmern angeblich eine Berufsausbildung versprochen.

5 Hier müsste nun ein längerer Einschub über unser (über mein) Verhältnis zu dem erwähnten Klassenkameraden G. M. erfolgen und zu seiner Rolle in unserem Umfeld. Kurz: Der Mentalitätsumbruch in der Jugendarbeit der Deutschen Rumäniens erfolgte im Jahr 1940. Die Initiation dazu geschah in einem Jugendlager, im August (?): Vorher schon war der *Landdienst* quasi obligatorisch geworden. Die Schulfreunde, die in den Ferien Jahr für Jahr an das Schwarze Meer gefahren waren, fuhren jetzt für zwei Wochen zum Bauern aufs Land. Das war die erwartete Norm. Ich selbst hatte die Sommerferien seit je auf dem Bauernhof verbracht, sodass dies inzwischen zu meinem Selbst- und Sonderbewusstsein gehörte. 1939 war ich erstmals außerhalb

wollten damals die meisten von uns 18-jährigen. Wir hielten den Krieg für ein notwendiges Übel, dem wir uns zu stellen hatten.

Doch es ging bei meinem Entlassungsgesuch nicht unbedingt darum, dem künftigen Dienst in der Waffen-SS auszuweichen. Es richtete sich gegen den Dienst in der Armee des fremden Staates Deutschland. Mein Vater hatte da Bedenken geäußert, die mir eingeleuchtet hatten. Meine beiden älteren Brüder taten Dienst in der rumänischen Armee, und einer meiner früheren Schulfreunde, den ich sehr respektierte, war rumänischer Gebirgsjäger geworden, also gerade in die Truppe eingetreten, zu der auch ich tendierte.⁶ Auch ging es in den Diskussionen unter uns Altersgenossen nicht um die Frage, ob wir zur Waffen-SS oder zum deutschen Heer gehen sollten, sondern um die Entscheidung, ob »zu den Rumänen« oder »zu den Deutschen«. Nur dieses war die Alternative. Von einer Möglichkeit, »zu den Deutschen« zu gehen, nicht aber in die Waffen-SS, wussten wir nichts.⁷ Zudem spielte bei uns die Unterscheidung zwischen Heer und Waffen-SS keine signifikante Rolle. Auch die Waffen-SS war für uns deutsche Wehrmacht. Die Chance aber, als Deutsche unter Deutschen anerkannt zu werden, faszinierte viele und überwog eventuell vorhandene Bedenken umso mehr, als die rumänische Armee schon in ihrem Vorkriegszustand keinen vorteilhaften Ruf genoss.⁸ Außerdem wurde uns neuerdings zugesichert, wir würden beim Eintritt in deutsche Verbände die rumänische Staatsbürgerschaft behalten, ja der Dienstgrad, den wir bei den Deutschen erworben haben würden, werde uns später im rumänischen Heer zuerkannt werden (wenn das überhaupt noch eine Rolle spielen werde). Wir sollten ja mit Einverständnis des rumänischen Staates in die deutsche Armee⁹ überführt werden!

An dieser Stelle muss eine Bemerkung über unser Verhältnis zum rumänischen Staat eingefügt werden: Von unseren Eltern wussten wir, dass wir aufgrund des von

des Burzenlandes zu einem Bauern gegangen, um möglichst ganz Siebenbürgen kennenzulernen. Mit meinem Freund Max Fogarascher gingen wir nach Großschenk (rum. Cincu). Nun, 1940, wechselte ich von meinem traditionellen Rothbach (rum. Rotbav), wo mein Urgroßvater Pfarrer gewesen und wo die Idealheit meines Vaters war, nach Tartlau (rum. Prejmer), dem Pfarrort eines andern Urgroßvaters. Da nun viele meiner Klassenkameraden ihren Landdienst in zwei Wochen kurz ableisteten, blieb ich beim Tartlauer Kirchenvater Zerbes ostentativ sechs Wochen lang. Dadurch versäumte ich den Initiationsritus, den die meisten meiner Klassenkameraden während dieser Zeit durchlebten: das Jugendlager bei Măliiești. Während dieses Lagers lernten sie »nackt durch die Brennesseln robben« und von ihren Führern »in der Hand die Spucke einzusammeln«, wie es mir mein Vetter schauerlich-stolz berichtete. Ich behielt seitdem ein distanzierendes Verhältnis zu G. M. und diesen Riten. Er selbst bezog sich gelegentlich abschätzig auf die zwei befreundeten »Wissenschaftler« Max F. und mich, eben weil wir nur distanziert mitmachten. Doch da ich in der Kultur eine unangefochtene Stellung hatte (als Leiter des Orchesters und der Singschar), konnte ich in dieser Halbdistanz sozial gut überleben. Ich trug die Uniform der DJ wie alle anderen; wohl auch mit Stolz.

6 Paul Rottmann, geboren 1923, war in der Grundschule mein Klassenkamerad gewesen, im Untergymnasium besuchte er die Parallelklasse an der gleichen Schule. Ein selbstbewusster Junge, der die Oberstufe verschmähte, um in die Lehre als Automechaniker zu gehen. Ein provokativer Auftritt, der er mit dem Chefadjutanten des Volksgruppenführers, Matthias Liebhardt, hatte, machte als Anekdote die Runde. Rottmann ist in Russland gefallen.

7 Für einige wenige, die die Segelflugprüfung C absolviert hatten, bot sich die Möglichkeit, der deutschen Luftwaffe zugeteilt zu werden. Andere Siebenbürger Sachsen, die bereits in Deutschland studierten, hatten sich dort individuell zu Heeresverbänden gemeldet. Wieder andere Rumäniendeutsche älterer Jahrgänge waren nach 1941 bei der deutschen Luftwaffenmission untergeschlüpft.

8 Es ging bei diesem minderen Ruf nicht um fehlende militärische Tüchtigkeit, sondern um die verdreckten Uniformen, um die verwanzten Kasernen, korrupte Vorgesetzte etc. Die Furcht vor der Prügelstrafe, die auch existierte, betraf uns Abiturienten nicht. Zur Prügelstrafe in der rumänischen Armee vgl. Anna M. Wittmann, Friedrich Umbrich: *Alptraum Balkan. Ein siebenbürgischer Bauernsohn im Zweiten Weltkrieg (1943–1945). Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens*, 26. Köln, Weimar, Wien 2003, S. 61.

9 Im rumänischen Text des Abkommens, durch das 1943 Angehörige der Deutschen Volksgruppe zur Waffen-SS überstellt wurden, heißt diese Truppe »armata germana SS« (Deutsche Wehrmacht SS).

uns verlorenen Ersten Weltkriegs zu Staatsbürgern Rumäniens geworden waren; dass wir als Siebenbürger, insbesondere als Sachsen, vom rumänischen Staat Benachteiligungen erfuhren – gegenüber den *Regatlern*, das heißt gegenüber den Rumänen von jenseits der Karpaten, die nun in unsere Heimat einströmten. Den öffentlich zelebrierten pathetischen rumänischen Patriotismus empfanden wir als peinlich. Die staatlich verordnete vormilitärische Ausbildung machten wir zwar alle lässig mit; ich selbst war sogar zum »premiliter ales« (gehobener Rang innerhalb der vormilitärischen Ausbildung) avanciert, weil ich in unserer Gruppe das Singen leitete. Aber diese Ausbildung verlangte uns militärisch weit weniger ab, als wir von unseren DJ-Aktivitäten her kannten. Darum erlaubten wir uns darüber ironische Witzeleien.

Die Teilung Siebenbürgens zwischen Ungarn und Rumänien durch den Zweiten Wiener Schiedsspruch hatten wir durchweg als verfehlt empfunden, da er keinen der rivalisierenden Beteiligten befriedigte, vielmehr beide tief verbitterte. Aber wir verspotteten die Aufregung beider Rivalen, indem wir ihre gegenseitigen Propagandaslogans zu einem Vers zusammenzogen:

Nem, nem soha! / Mindent vissza!¹⁰ / Vrem Ardealul / pân' la Tisa!¹¹

Beide Slogans zielten nach unserer Meinung daneben.

Wir waren in dieser Frage nicht promagyarisch, obwohl wir in Kronstadt (rum. Braşov) so gut wie alle gerne unser primitives Ungarisch sprachen. Eine offene rumänische Lösung des transsilvanischen Konfliktes wäre in unserem Sinn gewesen. Doch ein solches Konzept war nicht in Sicht und das verleitete uns zu dümmlich-zynischen Spötteleien.

Andererseits muss hier auch ein Wort zu unserem Verhältnis zum Deutschen Reich gesagt werden: Wir waren alle *deutschlandgläubig*. In Deutschland lief immer alles richtig, sozusagen per definitionem! Und der Nationalsozialismus in Deutschland schien uns nur – oder vor allem – die Wiederaufrichtung Deutschlands nach Versailles zu sein. Freilich waren viele von uns auch germanengläubig! Wir waren es, wie ich meine, in unschuldiger Weise, ähnlich wie wir wenige Jahre vorher Winnetou- und Indianer-begeistert waren. Nur schienen uns die Germanenbewunderung näher auf den Leib geschrieben und zu irgendeiner Form von Identifikation aufgegeben zu sein. Dass wir diese mit dem Blick auf Deutschland verbanden, mag ein Grund dafür sein, dass wir auch für eine gewisse Germanenschwärmerei anfällig wurden. In der Waffen-SS freilich haben wir von solcher Schwärmerei nichts erfahren.

Doch auch etwas ganz anderes: In den Jahren nach 1940 hörte ich erstmalig, dass bei uns Siebenbürger Sachsen von »den Deutschen« geredet wurde wie von etwas Fremdem: Die Deutschen waren auf einmal die Anderen!¹²

Zurück: Mein Gesuch um Entlassung aus dem »Völkischen Dienstjahr« war abgelehnt worden – noch ohne Bezug auf die bevorstehende Rekrutierung zur Waffen-SS. Die Rekrutierungskommissionen aber rollten im Frühjahr 1943 ins Land. Alle im Kataster der DVIR erfassten Männer bestimmter Altersgruppen erhielten Einberufungen zur Musterung und, soweit ich das bemerkte, stellten sie sich widerspruchslos den Tauglichkeitsuntersuchungen. Die Loyalität gegenüber der deutschen

¹⁰ Der ungarische Schlachtruf: »Nein, nein niemals [werden wir auf die durch den Vertrag von Trianon verlorenen Gebiete verzichten]! / Alles zurück!«

¹¹ Der rumänische Propagandaruf: »Wir wollen Siebenbürgen bis zur Theiss!«

¹² Bis dahin hießen diese anderen »Reichsdeutsche«. Denn Deutsche waren wir selbst ja auch.

Selbstorganisation im Land war – trotz vorhandener Kritik – ungebrochen. Bei der späteren Einberufung zum Dienst an der Waffe hat es hinterher offenbar auch Verweigerungen gegeben. Auch meine beiden Brüder, aus den Jahrgängen 1911 und 1913, stellten sich der Kommission – sie erhielten aber hinterher keine Einberufung, da sie im rumänischen Heer aktiv dienten.

Ich selbst wurde für den 18. April 1943 zur Waffen-SS einberufen.¹³ Wir, die wir unser »Völkisches Dienstjahr« absolvierten, standen ja zur Disposition und wurden, zumal vor Ort in Kronstadt stationiert, in provisorische Uniformen gesteckt, um als Transportkommando¹⁴ den Abtransport der rekrutierten sogenannten Freiwilligen zu gewährleisten. So habe ich von Ende April bis Ende Juli 1943 sämtliche – so meine Einschätzung – Transporte hautnah miterlebt.

Davon zu berichten, fällt mir nicht mehr leicht. Zunächst kann ich bestätigen, was Paul Milata berichtet: Die Einberufung zur Musterung und zum Eintritt wurde nicht als Akt des freien Willens erlebt, sondern als Einberufungsbefehl.¹⁵ Diesem folgte man im Allgemeinen ohne physischen Zwang. Die suggerierte Aussicht, für eine Elite-Truppe ausersehen zu sein, versüßte den Auftrag, als deutscher Soldat zu kämpfen. Die Abtransporte waren mit Pomp aufgezogen worden und der alte Brauch, Rekruten mit optimistischem Hallo zu verabschieden, lebte in vollem Umfang auf. Die wehmütigen Szenen am Rande der »Einwaggonierung« hingegen wurden nicht gefilmt. Es war eine leicht verzweifelte Begeisterung, wenn zum Beispiel die Rekrutierten der kleinen Gemeinde Buşd (rum. Buzd; bei Mediasch, rum. Mediaş) an ihre Waggon-Türe schrieben: »Hólt dich Stalin, de Buser kun! (Halte dich Stalin, die Buşder kommen!« Der Abtransport in überfüllten Viehwaggons wurde klaglos hingenommen.

Ziel aller Transporte war meines Wissens Wien. Auf dem Weg dorthin sagten uns die rumänischen Grenzer: »Ştim noi, cum v-au prins la fraivillig! (Wir wissen, wie sie euch als freiwillig eingefangen haben!« Unterwegs, in Szolnok, erfolgte eine Entlassung. Die war wohl wenig notwendig, aber bezeichnend für die Vorstellung, die in der SS von dem hier zu erwartenden *Menschenmaterial* herrschte. In Wien wieder wurden die Rekrutierten im unglaublich verflochten sogenannten »Arsenal« untergebracht, noch einmal medizinisch vermessen und auf Waffen-SS-Einheiten verteilt. Ich erinnere mich an zwei bezeichnende Einzelheiten. Die eine – einer meiner älteren Kameraden aus dem Transportkommando hielt ein Fruchtwasser-Fläschchen in der Hand und sagte voller Zutrauen: »Wenn hier in Deutschland auf so einem Fläschchen steht >echter Traubensaft<, dann kann man 100-prozentig sicher sein, dass dies auch stimmt.« Soviel zu unserer Deutschlandgläubigkeit! Die andere – Ich streckte mich bei der Nachmusterung so sehr ich nur konnte, um größer als 168 cm zu sein. Denn wer unter 168 cm war, so hieß es, komme zum Partisaneneinsatz, zur Prinz-Eugen-Division auf den Balkan – und das wollten wir nicht. Wir wollten an der Ostfront kämpfen! Dass ich dann während der Tage im Arsenal auch zwei Burgtheater-Auf-

13 Das Abkommen zwischen Deutschland und Rumänien über die Massenrekrutierung von volksdeutschen rumänischen Staatsbürgern zur »deutschen Wehrmacht SS« datiert zwar erst auf den 12. Mai 1943, doch erfolgte der erste Freiwilligen-Transport schon am 21. April. Vgl. Paul Milata: Zwischen Hitler, Stalin und Antonescu. Rumäniendeutsche in der Waffen-SS. *Studia Transylvanica*, 34. Köln, Weimar, Wien 2007, S. 152.

14 Das Transportkommando Teutsch wurde von Dr. Oswald Teutsch, einem Kronstädter Sachsen, geführt. Er war als Offizier der Waffen-SS uniformiert; ob er auch wirklich Offizier war, weiß ich bis heute nicht.

15 Milata: Hitler, S. 165–222.

führungen sehen konnte¹⁶ (Grillparzers *Sappho*, mit Maria Eis und Susi Nicoletti, und *Antigone*) war ein großartiges Erlebnis!

Vom Wiener Arsenal ab datiert dann das eigentliche Waffen-SS-Erlebnis der 1943 Eingezogenen. Bis dahin waren wir sozusagen »unter uns« und konnten, trotz erster Fremdheitserlebnisse, in eigenen Wunschvorstellungen träumen. Ab Zuteilung zu unseren jeweiligen Einheiten tauchten wir in eine Welt ein, in der wir nicht als deutsche Freiwillige erwartet worden waren, die helfen wollten, endlich den Krieg zu gewinnen, sondern als bloßes Ergänzungsmaterial für geschmolzene Regimenter wahrgenommen wurden. »Deutschrümänen« nannte uns unser erster Kompaniechef und lehrte uns als Erstes, wie wir nach ungeschütztem Geschlechtsverkehr venerische Krankheiten vermeiden könnten. Für unsere Begrüßung in der Kaserne hätten wir alles andere erwartet! Wir waren gekommen, damit der Krieg gegen die Sowjetunion nicht verloren gehe! Aber so war es: Eine banale Art Landsknechts-Mentalität überlagerte uns. Ein Beispiel: Wir lernten, wie wir uns als Kasernenwache zu verhalten hätten. Die Vorschrift lautete: Wenn einer nach dem Zapfenstreich über die Mauer ins Kasernengelände einsteigen will, muss er erst dreimal angerufen werden. Bleibt er nicht stehen, erst einen Warnschuss (oder zwei?) in die Luft und erst dann auf die Person – in die Beine. Als einer unserer Rekruten dies vorschriftsgemäß so wiederholte, sagte der Feldwebel: »Blödsinn! Wenn einer über die Mauer steigt, drehen Sie sich um und gehen nach der anderen Seite weiter!« Und die Feldwebel, die *Scharführer*, waren es, die uns lehrten, das Klima der Waffen-SS zu begreifen. Von Weltanschauung und Nationalsozialismus haben wir dabei kaum etwas erfahren; wohl aber von Rabaukentum – hauptsächlich, dieses zu ertragen. Besonders unsere Bauernburschen waren dem hilflos ausgeliefert. Vereidigt wurden wir schließlich auf Adolf Hitler.

Ich persönlich habe Karriere gemacht: Gleich am ersten Sonntag verpetzten mich meine Freunde, ich sei »Musiklehrer« gewesen, und so musste ich das Singen leiten. Ich erinnere mich noch genau, womit ich das Singen begann: »Wir traben in die Weite, das Fähnlein weht im Wind.« Typischer noch das Lied, das wir Siebenbürger Sachsen besonders inbrünstig sangen: »Es klappert der Huf am Stege.« Es spiegelt in etwa unsere »trunkene morituri«-Stimmung wider. Und bei einem Singwettbewerb, der angeblich für den Reichsführer-SS bestimmt und für die auslandsdeutschen Freiwilligen ausgeschrieben war, haben wir mit einem sächsischen Volkslied den ersten Preis ersungen. Das hat mich unversehens auf den *Unterführerlebrgang* bei den Gebirgsjägern katapultiert. Dazu mag auch beigetragen haben, dass mein Freund Walter Fröhlich und ich wiederholt Gesuche eingereicht hatten, um zu den Hochgebirgsjägern versetzt zu werden (die es angeblich bei der Waffen-SS gar nicht gab). Bei den Gebirgsjägern in Hallein (Salzburger Land) lernte ich die Truppe auf einer neuen Stufe kennen. Ein Offizier im Generalsrang schärfte uns ein, dass Schweiß Blut spart. Und dementsprechend wurden wir noch schweißtreibender exerziert, als wir es schon gewohnt waren.

Das galt nicht für die weltanschauliche Schulung, die es hier auch gab. Die leitete ein baltendeutscher Offizier, mit dem wir zahlreichen Siebenbürger uns glänzend verstanden – was mir freilich erst nachher auffiel, auf der nun folgenden Offizierschule.

16 Mein Patenonkel Rudolf Zeidner, der als Sanitätsoffizier im Ersten Weltkrieg selber viele Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen war, hatte mir beim Abschied neben anderen nützlichen Belehrungen durch einen seiner Wiener Freunde 100 RM zukommen lassen, mit der ausdrücklichen Bestimmung, den Betrag für Theater und Konzertbesuche zu verwenden.

Ein Lazarett-Aufenthalt, den mir die schweißtreibende Art unserer Gebirgsübungen eingebracht hatte, schwächte mich zwar, ersparte mir aber nicht die Beförderung zum Unterscharführer und zur Führerschule.¹⁷ Wir rumäniendeutschen Abiturienten waren ja von vornherein als *Führerbewerber* mit zwei kleinen Litzen auf den Schulterklappen eingekleidet worden. Beim Unterführer-Lehrgang und danach rangierten wir als Reserve-Führerbewerber. Als solche aber landeten wir dennoch alle in Braunschweig auf der Führerschule für aktive Offiziere, was viele von uns irritierte. Ich weiß, dass mir die Aussicht, von einem Zehnmeterturm ins Wasser springen zu müssen (so hatte man uns den Initiationsritus an dieser Schule beschrieben) nicht geheuer war. Doch weil Winter war und wir im Hallenbad erprobt wurden, wo es keinen Zehnmeterturm gab, blieb mir diese Mutprobe erspart. Konflikte sollten sich indes auf anderer Ebene abspielen.

Ich hatte es schwer, zu begreifen, dass ausgerechnet ich, als erster meines Kronstädter Jahrgangs – vielleicht sogar als erster des siebenbürgischen Jahrgangs 1923 – auf einer SS-Junkerschule gelandet war. Immer wieder war ich als zu »unsoldatisch« getadelt worden und nun doch wie durch Zufall in eine Stellung gelangt, die es mir vielleicht möglich machen würde, später in den Verhältnissen meiner Heimat ein Wort mitzureden? Dachte ich. Sollte ich da einmal eingreifen können? Dass unsere Zukunft SS-gesteuert sein würde, schien *mir*, schien *uns allen* festzustehen. Wer würde da noch gegenläufige Gesichtspunkte zur Geltung bringen können? Innerhalb unserer rumäniendeutschen Strukturen war ich ein renitenter Kritiker. Aber innerhalb Deutschlands war ich kein Antinationalsozialist; weshalb auch? Nationalsozialismus war für uns das von den Versailler Fesseln befreite Deutschland. Was konnte an ihm falsch sein?

Als wir uns auf der Junkerschule vor versammelter Mannschaft vorzustellen hatten, gab ich als Berufswunsch Professor an. Mein späterer Berliner Freund Fritz Stoebe wunderte sich über den kleinen Mann, der sich glatt den Professor zutraute – wobei er, der Berliner, natürlich an den Universitätsprofessor dachte, während ich Provinzler ebenso natürlich den Gymnasiallehrer meinte. Eine andere Art Professoren kannte ich nicht. In den Luftschutzkellern des herzoglichen Schlosses von Braunschweig stritt ich mit Walter Müller über unsere Zukunft: Müller war Mitarbeiter in der Propaganda-Abteilung unserer Volksgruppenführung gewesen. »Du bildest Dir ein, als Professor an die Honterusschule zurückzukehren«, spottete er. »Du wirst irgendwo in der Ukraine Schulen zu inspizieren haben!«

Braunschweig als Stadt blieb für uns eine kurze und tragische Episode: Die Stadt erlebte im Februar 1944 den ersten schweren Bombenangriff. Das herzogliche Schloss, in dessen Kellern wir steckten, wurde angeblich von 35 Bomben getroffen und unsere Junkerschule wurde auf den Truppenübungsplatz Altengrabow bei Magdeburg ausgelagert. Von dort waren (wieder) einige siebenbürgische Lehrgangsteilnehmer auf Heimat-Kurzurlaub geschickt worden, um für die Herren Ausbilder Fressalien zu besorgen.¹⁸ Besagte Urlauber¹⁹ kamen mit einem Befehl des Volksgrup-

17 Da ich vom Lazarettaufenthalt her die Uffz[Unteroffiziers]-Abschlussprüfung nicht hatte mitmachen können, verlangte ich meine Versetzung »an die Front«. Der Lehrgangsleiter belehrte mich, dass ich, einmal in den Lehrgangszyklus geraten, nur die Wahl hätte, den Uffz-Lehrgang zu wiederholen oder auf die Führerschule weiterbefördert zu werden.

18 Schon in Hallein hatte Obersturmführer Ungetüm Heimaturlaube gewährt, um Fresspakete zu ergattern.

19 Deren Leiter war der Kronstädter Rolf Lexkes, Jg. 1921.

penführers wieder: Wir alle hätten aktive Offiziere der Waffen-SS zu werden! Der Befehl wurde uns in einer eigens dazu einberufenen Versammlung mitgeteilt. Aber mit Otto Depner²⁰ und mir hatten sich zwei Opponenten gefunden, die erreichten, dass diese Initiative der Volksgruppenführung per Abstimmung abgeschmettert wurde. Wir blieben Reserveoffiziersanwärter.

Ich bekenne, dass mir der militärische Unterricht imponierte. Besonders im Taktikunterricht lernte man sehr geordnet denken und handeln. Die Heeresdienstvorschriften (Hdv) waren ein guter Katechismus. Auf der Junkerschule gab es freilich auch weltanschauliche Schulungen. Sie wurden von einem schwerverwundeten jungen Offizier geleitet, zu dem wir keinen Draht fanden. Diesmal kamen wohl auch handfeste NS-Themen zur Sprache. So müssen wir über die Nürnberger Rassengesetze informiert worden sein, denn darüber mussten wir eine Arbeit schreiben. Wir siebenbürgisch-sächsischen Junker aber waren hier offenbar alle begriffsstutzig, denn wir bekamen durchweg schlechte Noten. Was hatten wir nicht verstanden? Ich erinnere mich, meine Arbeit um das Goethe-Wort herum aufgebaut zu haben: »Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.« Wir scheinen, ob absichtlich oder nur idealistisch verbildet, den sehr handfesten Inhalt der Rassengesetze gar nicht begriffen zu haben. Freilich hatten wir Deutschland außerhalb der Kaserne auch nicht kennengelernt.

Schließlich wurden wir auf einen Zugführerlehrgang nach Böhmen verlegt.²¹ Dort begegnete ich dem ersten siebenbürgisch-sächsischen Untersturmführer, dem späteren österreichischen Pfarrer Erich Schneider, mit dessen Frau ich meiner Mutter den letzten Kriegsbrief nach Hause senden konnte. Ich bat meine Mutter darin – wie sie mir später in meine Lagerhaft als Kriegsgefangener berichtete –, sie möge mir eine Frau aussuchen, denn ich selbst würde in den nächsten zehn Jahren keinen Urlaub bekommen.

Tatsächlich wurden wir in Böhmen auf einem riesigen Truppenübungsplatz in den kleinen Häusern ehemaliger tschechischer Bauern untergebracht und streng auf unseren künftigen Dienst als Zugführer vorbereitet. Nach dem Abschluss des Lehrgangs reisten wir als frisch ernannte Untersturmführer und Leutnants der Waffen-SS in unsere Garnison. In meinem Fall ging es nach Graz.

Wir waren vier Siebenbürger, die als Untersturmführer im Oktober 1944 in Graz erschienen. Anstatt alsbald an die Front geschickt zu werden, wurden uns aufgrund eines neuen Befehls spezielle Ausbildungsbereiche zugeteilt, was eine vorläufige Nichtversetzung bedeutete. Als wir dann endlich (!) an die Ostfront beordert wurden, gingen wir mit dem ganzen Ausbildungs-Bataillon an die Reichsschutzstellung bei Steinamanger (ung. Szombathely), in der Überzeugung, für Sieg oder Untergang anzutreten – sechs Kompanien, 1.450 Mann. Wir eroberten das Städtchen Rechnitz zurück und dachten damit eine große Tat vollbracht zu haben. Dann folgte die Vernichtung unserer 6. Kompanie, die in eine sowjetische Offensive hineingestoßen war, wobei wir durchs Fernglas zusehen mussten, wie die sowjetischen Soldaten unsere

²⁰ Otto Depner aus Heldsdorf (rum. Hălchiu), Jg. 1920 oder 1921, ehemaliger *Merkurianer* (Schüler der Kronstädter Handelsschule) und Angehöriger der 1000-Mann-Aktion.

²¹ Auf dem Weg nach Böhmen hielt der Zug in Polnisch-Lissa (pol. Leszno). Nun wusste ich, dass unser Kronstädter Musiklehrer Viktor Bickerich von dort stammte. Ich erhielt die Erlaubnis, in die Stadt zu gehen, wo ich Bickerichs greise Mutter, eine Pfarrerswitwe, fand und besuchte. Ein bewegendes Erlebnis, über das ich Bickerich 1958 berichten konnte.

liegendebliebenen Verwundeten mit ihren Dreiecksbajonetten einfach abstachen. Wir wussten – meinten zu wissen – was uns gegebenenfalls bevorstand. Der Abbruch der Kämpfe am 8. Mai und unser rascher Rückzug in von US-Truppen kontrolliertes Gebiet und somit amerikanische Gefangenschaft ist nicht mein Thema. Genug, dass sich an der Demarkationslinie, der Enns, angeblich zahlreiche Offiziere der Wehrmacht erschossen, um nicht in sowjetische Gefangenschaft zu geraten. Ich selbst bin freiwillig (diesmal wirklich freiwillig) in amerikanische Gefangenschaft gegangen, in der Meinung, gleich entlassen zu werden. Es erschien uns total überflüssig, dass der Lautsprecherwagen des Chefs der 4. deutschen Armee verkündete, Wehrmacht und Waffen-SS würden vom Amerikaner gleich behandelt werden. Das war doch selbstverständlich! Was für Gründe für eine unterschiedliche Behandlung sollte es geben? – Aber wir wurden ausgesondert. »Threateningly armored negroes«²² zum Beispiel rissen mir gewaltsam meine Konfirmations-Armbanduhr ab. Wir kamen in Hungerlager, das heißt wir mussten tatsächlich Verhungerte begraben.²³ Aber wir erfuhren auch von den deutschen Konzentrations- und Vernichtungslagern. Wir glaubten nur die Hälfte. Wir erfuhren auch vom Nürnberger Prozess, den wir als Siegerjustiz für ungerecht hielten. Vieles vom Berichteten freilich hielten wir auch für wahr und das gab uns zu denken. Mein Banater Zeltkamerad Dominik Neidenbach, ein vormaliger Andreas-Schmidt-Anhänger, meinte, es sei vielleicht doch gut, dass wir den Krieg verloren hatten, andernfalls hätten wir den Frieden verloren. – Einige von uns wurden dann, auf eigenes Ansuchen, aus Österreich nach Deutschland verlegt, zum Beispiel in das ehemalige KZ Dachau. Nach einer Odyssee von 30 Monaten durch zwölf Lager wurde ich in die Freiheit entlassen.²⁴ Warum wir 30 Monate nach Kriegsende hinter Stacheldraht leben mussten, ist uns bis zum Schluss rätselhaft geblieben.

Zu meinen hier dargelegten Erinnerungen möchte ich noch fünf Nachbemerkungen anfügen:

I. Zur Wahrnehmung der Waffen-SS nach 1945

In der deutschen Nachkriegsöffentlichkeit der Jahre 1947–1948 habe ich keinerlei Zurückhaltung gegenüber uns ehemaligen Waffen-SS-Leuten gespürt. Ich führe das nicht auf Residuen zurück, die in der deutschen Gesellschaft von der Nazi-Mentalität zurückgeblieben waren, sondern auf die noch vorhandene Bekanntschaft der Menschen mit der Wirklichkeit der Kriegsjahre: Die Waffen-SS war primär als kämpfende, ja als im Kampf verschlissene Truppe bekannt. Das hat sich heute geändert, und es führt zu grotesken Fehlurteilen.²⁵

22 So in einem Diktat unseres dänischen Kameraden Jenssen, als er begann, uns Englisch zu lehren.

23 Vgl. Wittmann, Umbrich: Alptraum, S. 210–235.

24 Die in Österreich verbliebenen Kameraden erhielten bei ihrer Entlassung die Gehaltsbeträge ausgezahlt, die uns als kriegsgefangenen Offizieren laut Genfer Konvention angeblich zustanden. Auch ich habe daraufhin die Beträge beim amerikanischen Hochschuloffizier in Erlangen beantragt. Meine Reklamation wurde auch wie selbstverständlich angenommen – aber aus Amerika mit dem Bescheid abgewiesen, ich sei niemals in amerikanischer Nachkriegsgefangenschaft gewesen!

25 Vgl. den Aufsatz von Manfred Hettling, der bestreitet, dass den Angehörigen der Waffen-SS in der Inschrift eines Kriegerfriedhofs die Bezeichnung »Soldaten« zustehe. Manfred Hettling: Gedenken noch zeitgemäß? Kritik an Erinnerungsformel. In: *frieden. Zeitschrift des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge* 91 (2015) H. 4, S. 24f.

2. Für eine differenzierte Beurteilung der Zugehörigkeit zur Waffen-SS

Wohl ist erwiesen, dass die Waffen-SS an Kriegsverbrechen beteiligt war; vielleicht erwiesenermaßen überproportional. Doch müsste nach meiner Meinung besser unterschieden werden zwischen der Absicht der SS-Führung, mit der diese die Truppe in den frühen Kriegsjahren als SS-Verfügungstruppe gegründet hatte und in ihrem Sinne wohl auch einsetzte,²⁶ – und andererseits der Fremdenlegion, zu der die Waffen-SS nach 1942 geworden war, um als besseres Kanonenfutter aufgebaut und eingesetzt zu werden²⁷ (respektive als unbedarftes Wachpersonal missbraucht wurde). Ist jemals vermerkt worden, dass die 1943 Rekrutierten nie als SS-Mitglieder registriert worden sind, von der SS selbst also nicht wirklich zu sich gezählt wurden? Dass auch diese Fremdenlegion in Kriegsverbrechen verwickelt wurde, ist dennoch wahrscheinlich und sei unbestritten. Dies müssen wir zutiefst bedauern – wie unsere ganze Einbindung in den Hitler-Krieg. Das ändert freilich nichts daran, dass wir mit idealen Überzeugungen in den Kampf zogen. Diese Überzeugungen gründeten offensichtlich in einem tragischen Irrtum. Der Irrtum freilich tilgt nicht das ideale Bewusstsein derer, die gekämpft haben. Was besagt es für unsere Gesinnung, dass die nordsiebenbürgischen Bauern mit einem Abendmahlsgottesdienst in die Waffen-SS verabschiedet worden sind?

3. Über rumäniendeutsche KZ-Wachmannschaften

Von Konzentrationslagern hatten wir Rumäniendeutschen wohl schon vor unserer Zeit bei der Waffen-SS gehört; auch von der Brutalität, mit der die sogenannten Kapos ihre Mitgefangenen angeblich traktierten. Als Soldaten der Waffen-SS tauchte dieses Thema unter uns nicht mehr auf. Von den Vernichtungslagern haben wir in der Regel nichts erfahren. Wenn solches irgendwo doch geschehen sein sollte, wäre es jeweils eine Ausnahme gewesen. Die KZ-Wachmannschaften aus unseren Reihen aber waren die am meisten Gedeemütigten von uns: Sie waren daheim zum Soldatendienst rekrutiert worden, wurden aber hinterher als kriegsuntauglich befunden und infolgedessen zum Wachdienst missbraucht. Das schließt freilich nicht aus, dass sie dann individuell auch schuldig geworden sind.

4. Waffen-SS-Zugehörigkeit und politische Schuld

Die von der DVfR-Führung gesteuerte Rekrutierung der Rumäniendeutschen zur Waffen-SS war das Ergebnis einer außerordentlichen politischen Verirrung. Dass wir uns als Deutsche Rumäniens allerdings schon 1940 diese Volksgruppenführung hatten oktroyieren lassen, lässt sich zwar erklären, kann aber als politische Schuld gewertet werden. Dass wir uns dann kollektiv zur Waffen-SS haben einziehen lassen, mag mit Verblendung erklärt werden, auch mit dem damit verbundenen Mangel an Urteilskraft und mit dem Mangel an persönlichem Mut, aus dem kollektiven Gehorsam auszuscheren. Denen aber, die von der städtischen Schulbank und aus der dörflichen Bruderschaft in die Waffen-SS gelangt sind, ihre Zugehörigkeit als solche vorzuwerfen, scheint mir zutiefst ungerecht. Denen, die dann als Soldaten gefallen sind, gebührt unser betroffenes, trauerndes und ehrendes Gedenken.

²⁶ Vielleicht *gezielt* verbrecherisch einsetzte?

²⁷ Vgl. Wittmann, Umbrich: Alptraum, S. 313.

5. Zum Umgang mit den siebenbürgischen NS-Jahren

Gründlich falsch hingegen scheint mir ein siebenbürgisch-sächsischer Umgang mit der NS-Vergangenheit, der nach 1945 die Verirrung jener nationalsozialistischen Jahre verharmlost. Im Grunde war unser Abgang in die Waffen-SS schon der Beginn der Auswanderung der 1990er-Jahre; er war der Beginn der Selbstaufgabe, war der Beginn der siebenbürgisch-sächsischen Selbstentfremdung und Selbstauflösung. 1943 bestand diese Selbstentfremdung weniger in der Akzeptanz der NS-Ideologie, denn die hat in der Waffen-SS eine völlig untergeordnete Rolle gespielt. Sie bestand, wie in den Jahren 1970–1990, in der wie selbstverständlichen, bedingungslosen Auslieferung (besser sie bestand in unserer unbedingten Auslieferung) an das von Deutschland jeweils vorgegebene Denk-Klischee, wie es offizielle deutsche Stellen und Medien scheinbar von uns erwarteten. Es war eine Unterwerfung, welche die noch vorhandenen Maße eigenverantwortlicher, bodenständiger Identität vergessen ließ.

PAUL PHILIPPI, Prof. Dr. Drs. h. c., geboren 1923 in Kronstadt (rum. Braşov), ist Praktischer Theologe (Diakoniewissenschaft). Von 1992 bis 1998 war er Vorsitzender, danach Ehrenvorsitzender des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien (DFDR), das er Ende 1989 mitbegründet hatte. Philippi legte 1942 am Gymnasium in Kronstadt seine Reifeprüfung ab. 1943 trat er in die Waffen-SS ein. Nach Freilassung aus der Kriegsgefangenschaft studierte er von 1947 bis 1952 Theologie an der Universität Erlangen. Bis in die späten 1970er-Jahre lebte Philippi hauptsächlich in der Bundesrepublik Deutschland, wo er seit 1954 am Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg tätig war. 1957 wurde er promoviert und 1963 an der Universität Heidelberg mit einer Arbeit zum Thema »Die Vorstufen des modernen Diakonissenamtes (1789–1848) als Elemente für dessen Verständnis und Kritik. Eine motivgeschichtliche Untersuchung zum Wesen der Mutterhausdiakonie« für das Fach Praktische Theologie habilitiert. Von 1971 bis 1986 leitete er als ordentlicher Professor der Universität Heidelberg das Diakoniewissenschaftliche Institut. 1974 wurde ihm vom Vereinigten Protestantisch-Theologischen Institut Klausenburg (rum. Cluj-Napoca) die Ehrendoktorwürde verliehen. Von 1979 bis 1981 fungierte Philippi erst als Gastprofessor, von 1983 bis zur Emeritierung 1994 schließlich als ordentlicher Professor in Hermannstadt (rum. Sibiu). Er war Mitbegründer des Arbeitskreises für siebenbürgische Landeskunde (AKSL).

Jugendbewegung, Schule und Deutsche Jugend in Siebenbürgen

Von Andreas Möckel

DIE POLITISIERUNG DER JUGENDBEWEGUNG

Die Jugendbewegung kam schon vor dem Ersten Weltkrieg nach Siebenbürgen.¹ Eine politische Wirkung ging Ende der 1920er-Jahre vom Südostdeutschen Wandervogel aus.² Im Jahr 1928 hatte die Hermannstädter Gruppe auf der Poplaker Heide anlässlich der Sonnenwendfeier zeremoniell den jungen Tierarzt Dr. Alfred Bonfert zum »Führer« ausgerufen. Egon Coulin, der Leiter der Hermannstädter Gruppe, fragte die 130 um das lodernde Feuer versammelten Jungen und Mädchen, so berichtet der *Rundbrief* des Wandervogels, ob sie wollten, dass Alfred Bonfert ihr »Führer« sei. Alle schrien laut »Ja« – eine Akklamation, die für viele Jugendliche ein Verhältnis von Führer und Gefolgschaft begründete.³ Die Führer hielten Ansprachen, die Jungen und Mädchen rezierten Gedichte und Sprüche, sangen »Flamme empor!«⁴ und »Ein feste Burg ist unser Gott« – und sie deklamierten: »Deiner Sprache, deiner Sitte, deinen Toten bleibe treu!« Junge Paare sprangen Hand in Hand über die Kohlenglut.⁵

Ich habe ähnliche Inszenierungen in meiner Zeit bei der Deutschen Jugend (DJ) erlebt und kann bezeugen, dass sie auf Jugendliche wirkten. 1929 schlossen sich die verschiedenen Wandervogelgruppen zum Südostdeutschen Wandervogel zusammen. Die Leitung begann um 1930 für die über 16 Jahre alten Jungen und Mädchen zu planen. Erziehungsnotwendig wäre das nicht gewesen. Sie hätte die 16-Jährigen auch

1 »1910 gründete der Naturkundeführer Theodor Fabini in Schäßburg die erste Wandervogelgruppe Siebenbürgens.« Vgl. Michael Kroner: In: Walter Myß (Hg.): *Lexikon der Siebenbürger Sachsen*. Thaur bei Innsbruck 1993, S. 222.

2 Gerhard Albrich, Hans Christ, Hans Wolfram Hockl: *Deutsche Jugendbewegung im Südosten*. Bielefeld 1969.

3 Der spätere Bischof Albert Klein schrieb von einem »Gefolgschaftsverhältnis«, »das im Begriff der unbedingten Treue und des Gehorsams seinen Ausdruck« finde, um in einem Brief im Januar 1937 an seinen älteren Duzfreund Konrad Möckel zu begründen, warum er bei den Jugendlichen der Deutschen Volksgruppe in Rumänien (DVR) bleiben wolle, die sich von der Kirche abgewendet hatten und sie brüsk bekämpften (Nachlass Konrad Möckel, Handschriften, Ordner 20, Brief Albert Kleins vom 28. Januar 1937).

4 »Flamme empor!« von Joh. H. Chr. Nonne 1814 zur Jahresfeier der Völkerschlacht bei Leipzig gedichtet.

5 Alfred Bonfert: Eine Sonnenwendfeier. In: *Rundbrief*. Arbeitsgemeinschaft der Wandervogelgruppen. Scheiding (September) 1928 H. 7, S. 7–11; vgl. Andreas Möckel: *Umkämpfte Volkskirche. Leben und Wirken des evangelisch-sächsischen Pfarrers Konrad Möckel (1892–1965)*. Köln, Weimar, Wien 2011 (Studia Transylvanica, 42), S. 68.

ins Leben verabschieden können. Aber der Wandervogel war eine bedeutende Jugendorganisation der siebenbürgisch-sächsischen Jugend; 1930 hatte er 750 Mitglieder.⁶ Als Dachverband existierte der Allgemeine siebenbürgisch-deutsche Jugendbund. Neben dem Wandervogel gab es die »Wehrlauben« der Guttempler, ferner die Pfadfinder⁷ und andere örtliche Jugendgruppen von Gemeinden oder Vereinen. Viele Gruppen waren eher jugendpflegerisch, während der Wandervogel das Ansehen hatte, spontan zu sein, was ab 1933 ganz und gar nicht mehr stimmte.

Seinen durchschlagenden Erfolg bei der Jugend verdankte der Wandervogel den Arbeitslagern. Es gab zwei Konzepte: Für ein parteipolitisch und konfessionell unabhängiges Konzept stand beispielhaft das Boberhaus in Löwenberg (poln. Lwówek Śląski). Seit 1928 organisierte es die schlesischen »Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten«. Nikolaus Hockl, der Gründer des Wandervogels im Banat, besuchte es im gleichen Jahr auf einer Großfahrt.⁸ Das Boberhaus gehörte der Schlesischen Jungenschaft und stand unter der Leitung von Hans Dehmel.⁹ Er hatte eine Kronstädterin (rum. Braşov) geheiratet. Im Boberhaus hielten sich im Übrigen wiederholt Volontärinnen aus Siebenbürgen auf.

Die Arbeitslager in Siebenbürgen folgten einem Konzept, das auf die Effektivität der Arbeit zielte, nicht auf Jugenderziehung, und hatten gerade dadurch eine ideologisch starke und einseitige Wirkung. Das Boberhaus nutzte die Arbeit in den Arbeitslagern dagegen als Mittel der Kommunikation, denn das Ziel war es, die Jugendlichen, Arbeiter, Bauern und Studenten zu emanzipieren. Beide Konzepte wandten sich sowohl an Akademiker als auch an Nichtakademiker, was damals neu war.¹⁰ Alfred Bonfert warf den »reichsdeutschen Gruppen« vor, »auf dem Gebiete der Erneuerung des Volkslebens« versagt zu haben. Die Schlesische Jungenschaft, zu der hauptsächlich eine Verbindung bestand, sei »nie über das romantische, verschwommene Jugendideal zu einer volkhaften Lebensgestaltung gekommen«. Eine politische Gestaltung musste jedoch über eine der politischen Parteien gehen. Diese Ideologisierung der Jugend vermied das Boberhaus bewusst. Bonfert verstand diese basispolitische, demokratische Konzeption des Boberhauses entweder nicht, was ich für wahrscheinlich halte, oder er lehnte sie ab.

Die Frage eines freiwilligen Arbeitsdienstes wurde in Deutschland im Zusammenhang mit der Arbeitslosigkeit und der abgeschafften Wehrpflicht diskutiert.¹² Auch die Nationalsozialisten griffen im »Landdienst« die Idee eines freiwilligen Arbeits-

6 Alfred Bonfert: Südostdeutscher Wandervogel – Deutsche Jugendwanderer in Rumänien. In: *Die Kommenden. Überbündische Wochenschrift der deutschen Jugend* 5 (1930) H. 30, S. 349f. Die Zahlenangabe auf S. 350.

7 Albrich, Christ, Hockl: Deutsche Jugendbewegung, S. 97–99. Demnach gab es Pfadfindergruppen in Temeschburg (rum. Timișoara) und in Bistritz (rum. Bistrița).

8 Albrich, Christ, Hockl: Deutsche Jugendbewegung, S. 53.

9 Sein Sohn Peter Dehmel ist Mitglied des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde e. V. (AKSL).

10 Walter Greiff: Das Boberhaus in Löwenberg, Schlesien 1933–1937: Selbstbehauptung einer nonkonformen Gruppe. Sigmaringen 1985. Das Boberhaus lud organisierte Gruppen ein, Arbeiter, Bauern und Studenten. Jugendliche beginnen leichter zu sprechen, wenn sie in einer Gruppe auftreten. Die Bauernjugend war eher konservativ, die Gewerkschaftsjugend eher sozialistisch, die Akademische Freischar eher liberal. Das Boberhaus verstand sich als Erwachsenenbildungsstätte. Die handwerklichen Arbeiten waren Türöffner für den Austausch unter den sich zunächst fernstehenden Gruppen. Am Lager 1928 war auch Helmuth James von Moltke beteiligt. Er kannte einige Freunde des später so genannten »Kreisauer Kreises« aus diesem Lager.

11 Bonfert: Südostdeutscher Wandervogel, S. 350. Diese Stelle zitiert auch Karl M. Reinert: Über die Jugendbewegung bei den Siebenbürger Sachsen bis 1935. Mskr. o.J., S. 8.

12 Peter Dudek: Erziehung durch Arbeit. Arbeitslagerbewegung und freiwilliger Arbeitsdienst 1920–1935. Opladen 1988.

dienstes auf. Ferner war die Siedlungsbewegung der Artamanen dem Wandervogel in Siebenbürgen bekannt. Im Jahre 1928 zitierte ein Rundbrief den Bericht eines siebenbürgisch-sächsischen Artamanen, der in Dittersbach (pol. Dzięrzyżów) in Schlesien arbeitete.¹³ August Georg Kenstler, gebürtig aus Schäßburg (rum. Sighișoara),¹⁴ hatte 1924 auf dem Rittergut Limbach den ersten praktischen Versuch der Artamanen geleitet. Schon 1926 arbeiteten etwa 650 Freiwillige auf 65 Gütern; es waren wenige Akademiker, hauptsächlich städtische Angestellte und Handwerker.¹⁵ Die Artamanen-Bewegung richtete sich gegen die polnischen Erntearbeiter und war mit einem Begriff von heute fremdenfeindlich. Heinrich Himmler war ein Artamane.¹⁶ Polnische Wanderarbeiter sollten auf den ostelbischen Gütern nicht sesshaft werden.¹⁷

In Siebenbürgen gab es seit 1934 den Hermannshof der Artamanen. Zeitweilig arbeitete dort auch der nachmalige Volksgruppenführer Andreas Schmidt mit.¹⁸ Kenstler gab seit 1929 die Monatsschrift *Blut und Boden* heraus.¹⁹ In einer Folge der Zeitschrift hielt er dem deutschen Volk den Willen der Siebenbürger-Sachsen zur Selbstbehauptung als großes Beispiel vor.²⁰ Kenstler dachte antidemokratisch und antisemitisch und prophezeite einen zukünftigen *Bauernkönig* aus dem Volk.

Wer will uns holen ans andere Ufer?

Fährmann, Fährmann komme und hol über.

Fährmann, Fährmann, Fährmann.

Dieser damals beliebte Kanon spiegelt eine verschwommene, jugendliche Erwartungshaltung wider und passte zur antidemokratischen Führersehnsucht vor 1933. Auch ich habe den Kanon gerne gesungen. Kenstler distanzierte sich von Hitler,²¹ verzichtete

13 *Rundbrief*. Südostdeutschen Wandervogels. Deutsche Jugendwanderer in Rumänien 1 (1928) H. 7. Alfred Bonfert erwähnt in einem Artikel in der Zeitschrift *Klingsor* »Arbeitslager und freiwilliger Arbeitsdienst« 9 (1932), S. 421–429 die »Arbeitslager für Arbeiter, Bauern und Studenten« (S. 422).

14 Hans Beyer: Georg Kenstler und Adolf Hitler. Bemerkungen zum Thema »NSDAP und Südostdeutschtum«. In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* 13 (1964), S. 43–49; Rudolf Proksch: August Georg Kenstler, der Artamanenführer aus Siebenbürgen. In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* 29 (1980), S. 275–279; Andreas Möckel: August Georg Kenstler – Angehöriger einer verlorenen Generation. In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* [i. F.: *ZfSL*] 35 (2012) H. 2, S. 219–227.

15 Stefan Breuer: Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik. Darmstadt 2008, S. 218.

16 Stadtarchiv Goslar, Nachlass »A. G. Kenstler 7«, Tagebuch eines Freimütigen. Kenstler schrieb 1940 in einem geheimgehaltenen Tagebuch, er habe dem Artamanen Himmler, der zwei Jahre jünger war als er, viel über Lager beigebracht, aus dem dieser dann »Ruchlosigkeiten« gemacht habe, für die Kenstler sich mitverantwortlich fühlte: »Ich habe mich nicht gescheut, mich während dieses Krieges zweimal vor H. [= Himmler, A. M.] zu demütigen, um als Warner Zugang zu ihm finden zu können. Aber hätte er heute noch auf mich gehört? Und doch fühle ich mich immer für das verantwortlich, was er früher durch mich an großen Anregungen empfing und die er dann in Ruchlosigkeiten ausarten ließ.«

17 Die Artamanen unterhielten Werbebüros nach dem Muster der Freikorps. August Georg Kenstler hatte einem Freikorps angehört und war am 9. November 1923 hinter General Ludendorff zur Feldherrnhalle mitmarschiert.

18 Walter Gust: Die Hermannshöfer – eine volksdeutsche Artamanengruppe in Siebenbürgen. Unveröffentlichtes Mskr. 1985.

19 Eine vollständige Ausgabe der Zeitschrift *Blut und Boden. Monatsschrift für wurzelstarkes Bauertum, für deutsche Wesensart und nationale Freiheit* wird in der Nationalbibliothek in Leipzig aufbewahrt.

20 *Blut und Boden* 1 (1929) H. 6. Das Heft war Carl Wolff gewidmet.

21 *Blut und Boden* 4 (1933) H. 1, Leitartikel S. 1–7. »Nun scheint auch dieses Blendwerk, bei dessen Aufführung unsere Nationalsozialisten die amerikanische Reklame noch weit übertrafen, veraltet zu sein. Das Spielzeug hat seine Anziehungskraft verloren, verärgert stehen die Leute um Hitler und Goebbels beiseite, nachdem sie erkannten, daß seine Anziehungskraft langsam verpufft. Mehr aus Verlegenheit vertröstet Hitler seine ungeduldige S. A. auf die Zurückgewinnung der 30 verlorenen Mandate, nachdem er ihren Verlust weiß wie hoch als Erfolg der Klärung gepriesen hatte, um in seiner Ratlosigkeit aus der Not eine Tugend zu machen« (S. 2).

nach 1933 auf eine Karriere im neuen Staat. Seine Zeitschrift wurde 1934 verboten. Er starb 1941 im Alter von 42 Jahren in einem Hotel in Gera.²²

Die antidemokratischen Ressentiments und der Antisemitismus drangen auch in den Südostdeutschen Wandervogel ein. Das Angebot des Südostdeutschen Wandervogels war halb weltlich, halb religiös und kam immer in einem feierlichen Ton daher. Unaufhörlich war die Rede von deutsch-völkischen Bekenntnissen. Fritz Fabritius und Waldemar Gust gründeten 1932 die Nationalsozialistische Selbsthilfebewegung der Deutschen in Rumänien (NSDR), umgangssprachlich Erneuerungsbewegung genannt, Alfred Bonfert gründete im gleichen Jahr aus einem Arbeitslager heraus die Selbsthilfearbeitsmannschaft (SA oder SAM). Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 gab der Politisierung des Südostdeutschen Wandervogels dann einen starken Schub.

Ich habe aus der Zeit zwei prägnante Erinnerungen, eine davon ist mir peinlich. In einem Tagtraum kommen mein bester Kindergartenfreund und Hitler zugleich vor: eine Allmachtphantasie im Kopf eines Kronstädter Kindergartenkindes. Die zweite Erinnerung ist ein Kindergeburtstag im ersten Schuljahr. Das Geburtstagskind schwenkt eine Hakenkreuzfahne und behauptet, das sei die deutsche Fahne. Ich widersprach: Die deutsche Fahne sei blau-rot, die Farben der Siebenbürger-Sachsen. Beide Erinnerungen geben einen Anhaltspunkt dafür, wie hoch politisiert die Zeit war.

In den folgenden Jahren dominierte die Erneuerungsbewegung unter Fritz Fabritius die siebenbürgisch-sächsische Volksgemeinschaft. Das war der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler zuzuschreiben, nicht den politisch kaum mittelmäßig begabten siebenbürgisch-sächsischen Nationalsozialisten. Neben Persönlichkeiten wie Bischof D. Dr. Viktor Glondys, Senator Dr. Hans Otto Roth, Stadtpfarrer D. Dr. Friedrich Müller oder Bischof Augustin Pacha im Banat konnten sie nicht bestehen. Die siebenbürgisch-sächsischen Nationalsozialisten waren rechtzeitig auf den NS-Zug aufgesprungen und bereit, fast alles mitzumachen. Sie saßen in einer selbstgebaute, völkischen Falle. Das glorifizierte Deutsche Reich, bei dem sie Schutz suchten, verletzte ihr Recht als rumänische Staatsbürger. Es war widerrechtlich, dass man sie nach Deutschland einlud und dort ihre Pässe konfiszierte. Die von ihnen tief beargwöhnte rumänische Regierung hätte sie schützen können. Nach dem Zweiten Weltkrieg verschlug es ihnen die Rede. Weder Fabritius noch Bonfert berichteten nach dem Krieg öffentlich, wie es zugegangen war, als Obergruppenführer Lorenz und Heinrich Himmler sie abhalferten, obgleich sie die gewählten Vorsitzenden der sog. Volksgemeinschaft der Deutschen in Rumänien und der Deutschen Volksgruppe in Rumänien (DVIR) und beide rumänische Staatsbürger waren.

Hatte der Wandervogel mit der Politik kokettiert, ohne recht zu wissen, worauf er sich einließ? Oder wussten es ihre Führer seit 1929 doch genau? Wie dem auch sei, die siebenbürgische NS-Partei missbrauchte die Heranwachsenden. Das gilt für Pfarrer Arnold Roth sogar wörtlich. Roth war ein junger und begabter evangelischer Schriftsteller, der mit Gedichten und chorischen Festspielen auf sich aufmerksam machte²³

22 Sein Schicksal ähnelt hinsichtlich des Todes dem Fritz Kleins. Der Chefredakteur der *Allgemeinen Deutschen Zeitung* in Berlin verlor 1933 seinen Posten wegen einer Kritik an Hitlers Österreichpolitik. Bei einer Reserveübung 1936 stürzte er vom Pferd. Wahrscheinlich hatte man ihn vergiftet. Ob Kenstler wirklich an einer Krankheit gestorben ist, lässt sich heute nicht mehr klären.

23 Arnold Roth: Es geht ein Pflug im Osten. Berlin o. J. (Der Braune Buch-Ring). – Ders.: Himmel im Blut. (»Meinem Freunde Fritz Cloos zu eigen!«). Kronstadt 1936. – Ders.: Glaube und Schwert. o. O. [Schäßburg] 1936.

und der für den Nationalsozialismus glühte. Dr. Marta Heltmann, Direktorin der Kindergärtnerinnenbildungsanstalt (KBA), war in Kronstadt unsere Nachbarin und mit meinen Eltern befreundet. Ihre älteste Tochter Erika war mit Arnold Roth verlobt. Als pädophile Übergriffe Roths bekannt wurden, nahm diese sich das Leben.

DER UNTERSCHÄTZTE COETUS UND DIE UNTERSCHÄTZTEN BRUDER- UND SCHWESTERSCHAFTEN

Was hat dieses alles mit der evangelischen Schule der Landeskirche A. B. zu tun? Bevor ich darauf eingehe, will ich zur Schule einige Bemerkungen machen.

Ich kam 1938 aufs Honterus-Gymnasium in Kronstadt. Es hatte Form und gab Form, so wie die Bruder- und Schwesterschaften Fassung hatten und Fassung gaben, wenn sie gut geleitet waren. Der Gymnasialunterricht beanspruchte die Schüler durch die Hausaufgaben auch in der unterrichtsfreien Zeit. Die Professoren unterschieden sich in ihren pädagogischen Begabungen, zum Beispiel wie sie die Disziplin in der Schulklasse aufrechterhielten. Gute Fachleute waren sie alle, und sie waren, bis auf Ausnahmen, gegenüber der Landeskirche loyal, die ihrerseits Glaubensvarianten ihrer Angestellten liberal duldete.

Angebote, die über den Unterricht hinausgingen, gaben der Schule Farbe. In Kronstadt zum Beispiel war es ein Schülerorchester, die Lyra, in der Höheren Handelsschule war es die Blasmusik des Coetus Mercuri. Als ich etwa zwölfjährig am letzten Pult der zweiten Geige in der Lyra begann, dirigierte Paul Philippi. Die schnellen Sechzehntel zu Beginn der Ouvertüre zur »Entführung aus dem Serail« vergesse ich nie. Musikdirektor Viktor Bickerich begleitete die Lyra am langen Zügel. Den Honterus-Chor leitete er selbst. Der gemischte Knaben- und zugleich Kirchenchor hatte Niveau. Bickerich setzte den Sopran beispielsweise im Weihnachtssoratorium ein, wo ein Sopran mit einem Solo-Bass-Rezitativ kombiniert wird (Nr. 7).

Manche Gymnasialprofessoren bemühten sich um moderne Methoden. Ich erhielt einmal den Auftrag, Gymnasiallehrer aus anderen Städten Siebenbürgens durch die Schwarze Kirche zu führen – für Lehrer und Schüler ein Risiko. Oskar Zeidner, genannt Major, ließ die Schüler ihre Zeugnisnoten im Turnen vor der Klasse selbst vorschlagen. Nur selten korrigierte die Klasse den Vorschlag durch eine Abstimmung nach oben oder nach unten. Der Major überließ die »Spielstunde« auf dem Sportplatz ganz der Regie der Schüler. Geografie-Professor Heinrich Wachner machte begeisterte Exkursionen ins Burzenland. Professor Ernst Irtel in Schäßburg begeisterte seine dankbaren Schülerinnen und Schüler in speziellen Stunden für klassische Musik.

Was mich im Rückblick veranlasst, den Kopf zu schütteln, ist das Mobben der Schüler untereinander. Die Intensität unterschied sich von Klasse zu Klasse. Ein Beispiel war das rohe Spiel »Schinkenklopfen«, ein anderes, weit schlimmer, das »Polieren«.²⁴ Der Gedeemütigte schwieg und wollte nicht »Verräter« heißen. Manche Lehrer standen in dem Ruf, hart zuzuschlagen, andere wieder – so hieß es – ließen sich von Schülern viel bieten. Schülergeneration um Schülergeneration probierte das aus. Mobbing von Mitschülern, Lehrer-Sekkieren, bei Klassenarbeiten schamlos

²⁴ Ein Schüler wird überwältigt, über dem Katheder festgehalten, sein Hintern wird entblößt, mit Schuhkreme eingeschmiert und diese mit einer Bürste verstrichen. Tritt der Lehrer in die Klasse, sitzen alle und tun unschuldig.

²⁵ Walter König: Die Endphase des Coetus an siebenbürgisch-sächsischen Schulen (1920–1940). In: ders.: Schola seminarium rei publicae. Aufsätze zu Geschichte und Gegenwart des Schulwesens in Siebenbürgen und Rumänien. Köln, Weimar, Wien 2005 (Siebenbürgisches Archiv 38), S. 154–174.

schwindeln und damit auch noch angeben: Wie passte das mit dem Morgengebet und mit den Schulgottesdiensten zusammen?

Zunächst die zwei Konfliktherde, von denen einer die Institution des Coetus war: Die Gymnasien hatten seit Jahrhunderten eine Schülermitverwaltung. Sie spielte in der konfessionellen und sprachlichen Diaspora eine gesellschaftlich bedeutende Rolle.²⁵ »Die Coetisten fühlten sich von der Öffentlichkeit ernst genommen, die in den Schüler-Studenten, »die zukünftige Elite des sächsischen Volkes« sah.«²⁶ Schüler wählten Mitschüler in die Ämter. Es gab in allen sächsischen Städten Feste, die alle Generationen und alle sozialen Schichten unter den Sachsen einbezogen, wie das Honterusfest in Kronstadt oder Majalis in Hermannstadt (rum. Sibiu). Die Feste trugen zur Selbstvergewisserung der sächsischen Gemeinschaft bei. Ohne den Coetus war ein solches Fest kaum denkbar. Wenn der Coetus im Flaus aufmarschierte, machte das etwas her. Der Anblick erfüllte die Zuschauer mit Freude und Stolz. Ein Coetus konnte eine Turnriege, eine Handballmannschaft, eine Theatergruppe, einen Chor, ein Orchester, eine Blasmusik und andere Aktionsgruppen haben, die sich alle mehr oder weniger selbst organisierten. Als mein ältester Bruder Christian eines Tages enttäuscht aus der Schule heimkam, weil ihn die Klassenkameraden bei der Ämterwahl durch Absprachen ausgetrickst und, wie er es sah, mit dem Amt des »Säckelwirts« (Schatzmeisters) abgespeist hatten, da dämmerte mir, der ich damals in der Prima²⁷ war, mit welchem Ernst es im Coetus um Ansehen und Macht ging.

Als der Wandervogel aufkam, war das zunächst eine Ergänzung zum Coetus.²⁸ Nach 1933 wurden die Gegensätze stärker bewusst. Der Wandervogel umfasste alle Schichten der Bevölkerung, der Coetus nur die Schicht der zukünftigen Akademiker. Der Coetus war unpolitisch im Sinne von Parteipolitik. Gymnasiasten, die man auf politischen Versammlungen ertappte, erhielten von der Schulleitung Verweise. Der Wandervogel dagegen hatte sich 1932 der NS-Partei an den Hals geworfen. Im Coetus hatten auch jüdische Schüler Platz. Im Wandervogel und in der DJ galt der sog. *Arierparagraf*.

Dem politisierten Wandervogel ging es nach 1933 um die *Gleichschaltung* der Jugend, die in der Ära Andreas Schmidt dann offiziell erfolgte. Die NS-Ideologie galt damals als revolutionär, obwohl sie, streng genommen, von der Angst vor dem Neuen des Kommunismus lebte und insofern alle Züge einer Konterrevolution trug. In Deutschland hatte die NSDAP die Gleichschaltung der Jugendbünde erzwungen. Der Südostdeutsche Wandervogel hielt die gewaltsame Gleichschaltung in Deutschland tatsächlich für etwas Fortschrittliches und unterwarf sich in Siebenbürgen der NS-Partei freiwillig. Was von »Oben« – das heißt aus dem »Reich« – kam, erhielt einen Bonus. Siebenbürgisch-Sächsisches sah in den Augen der Jungen alt und unmodern aus – Schleuderware.

Die Bruder- und Schwesterschaften und die Jugendbewegung ergaben den zweiten Konfliktherd, in den manchmal sogar die Oberstufe der Dorfschulen einbezogen

²⁶ Ebenda, S. 173.

²⁷ In Siebenbürgen zählte man die Schulklassen von unten nach oben. Prima war die erste, die Oktava die Abschlussklasse des Gymnasiums.

²⁸ Walter Gust: Der südostdeutsche Wandervogel und seine Nachfolge 1928–1935, wie ich es erlebte. Mskr. 1990.

²⁹ Dietmar Plajer: Pfarrer Wilhelm Staedel und die Jugendarbeit. In: *ZfSL* 25 (2002) H. 1, S. 6–29. – »Schul- ausflüge und Wandergruppen während der Ferien 1936«. Handschriftliche, achtseitige Zusammenfassung

war.²⁹ Bruder- und Schwesterschaften erfassten nach der Konfirmation parteipolitisch sämtliche Jugendliche.³⁰ Sie hatten im Jahreslauf des Gemeindelebens ihre Funktionen. Beim Einholen eines neu gewählten Pfarrers beispielsweise bildeten sie das berittene Banderium. Aber sie organisierten auch eigene Veranstaltungen; besonders beliebt waren Tanzveranstaltungen.

Der Wandervogel ging vor 1933 mit den Bruder- und Schwesterschaften vorsichtig um. Die Leitung wies die Jugendlichen beispielsweise vor Spielfahrten an, den Kirchenkurator oder den Pfarrer rechtzeitig aufzusuchen. Auch bei der Vorbereitung von Arbeitslagern fand eine Zusammenarbeit mit den Kirchengemeinden statt. Dr. Alfred Bonfert und Pfr. Wilhelm Staedel riefen in den *Kirchlichen Blättern* gemeinsam zu Arbeitslagern auf. Spielscharabende und Arbeitslager waren eine Belebung und keine Gefahr für die Bruder- und Schwesterschaften. Nach 1933 machten sich jedoch Rivalitäten bemerkbar, besonders nachdem die NS-Bewegung 1935 politisch auseinandergebrochen war. Alfred Bonfert trennte sich von Fritz Fabritius, weil die DVR die Kirchen schärfer attackieren wollte, als das nach dem Abkommen zwischen Fabritius und dem Landeskonsistorium vom 21. März 1934 möglich gewesen wäre.³¹ Es folgte eine Zeit maßloser, gehässiger Vorwürfe und persönlicher Beleidigungen. Nazi gegen Nazi und beide in einem finsternen Wettstreit der Gehässigkeit gegen die Evangelische Landeskirche A. B. in Rumänien.³² Nikolaus Hockl machte einen bemerkenswerten Vorschlag zur Befriedung der Situation. Er war von 1935 bis 1939 Landesjugendführer der Volksgemeinschaft. In der Bruder- und Schwesterschaft sollten die Jugendführer dem Altknecht und der Altmagd unterstehen, in der Jugendorganisation der Volksgemeinschaft die Altmagd und der Altknecht den Jugendführern.³³

Die Bruder- und Schwesterschaften der Dorfjugend, oft von den Lehrerinnen und Lehrern unterstützt und unter Aufsicht der Presbyterien von Altknecht und Altmagd geleitet, standen der Bildung politischer Jugendgruppen im Weg. Ein Beispiel: Die Lehrerin Gerta Barthmes aus Keisd (rum. Saschiz) bat ihren Vetter Konrad Möckel in einem Gewissenskonflikt um Rat. Dr. Alfred Pomarius, ein NS-Funktionär aus Schäßburg, wollte sie als Jugendleiterin anwerben und erhoffte sich von ihr den Aufbau einer Jugendgruppe. Gerta Barthmes hatte Arbeitslager besucht und war grundsätzlich bereit, im Sinne der Jugendbewegung eine Gruppe zu leiten. Sie hätte sich dann aber auf einen Teil der Jugendlichen aus der Schwesterschaft stützen und einen andern Teil sich selbst überlassen müssen. Wenige Wochen vorher hatte sie mit der Schwesterschaft ein Krippenspiel einstudiert und aufgeführt. Sie entschied sich für

der Berichte aller Bezirkskonsistorien, Januar 1938: Schüler sollten von politischen Betätigungen abgehalten werden, zu denen auch die politisierten Arbeitslager gehörten. Vgl. Zentralarchiv der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien [ZAEKR], Bestand 103-97, Z 3601/1936.

30 Adolf Schullerus: Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde. Leipzig 1926, »12. Bruderschaften und Nachbarschaften«, S. 146-158.

31 Das Abkommen war ein »Kleinsächsisches Konkordat«. Vgl. Möckel: Umkämpfte Volkskirche, S. 170.

32 Am 11.12.1939 beklagte Nikolaus Hockl gegenüber Schulrat Gustav Rösler die »Behinderung der Jugendarbeit« (ZAEKR, Bestand 103-100, Z 1274/1939). Das Landeskonsistorium ging allen Vorwürfen nach, holte Stellungnahmen ein und stellte selbst Untersuchungen an. Danach sahen die Vorwürfe anders aus. – Vgl. dazu Ulrich A. Wien: Maßnahmen gegen nationalsozialistische Pfarrer und Angestellte der Evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien 1936/1937. Der Prozess gegen Wilhelm Staedel vor dem Bezirksdisziplinargericht Kronstadt. In: *Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas* 9 (2014) H. 2, S. 87-106.

33 Am 9.5.1939 schickte Nikolaus Hockl einen Entwurf zu einer Zusammenarbeit der Jugend von Volksgemeinschaft und Kirche. Vgl. ZAEKR, Bestand 103-100, 1274/1939.

die Leitung der Schwesterschaft, eine Freundin von ihr dagegen für die Jugend der Volksgemeinschaft.³⁴

Die Jugendbewegung entstand in den Städten. Ihre Leiter verstanden die älteren siebenbürgisch-sächsischen Formen wie Coetus und Bruder- und Schwesterschaften nicht. Identifizierte man sich mit den älteren Formen, ging es um ihre Erneuerung, fehlte die Identifikation, ging es um ihre Zerstörung. Im Hintergrund tobte der existentielle Streit um die Volkskirche, besonders in den Gemeinden auf dem Lande.³⁵ Harald Roth hat schon 1987 für die Zeit der Deutschen Volksgruppe in Rumänien 1940–1944 festgehalten, »daß in Südsiebenbürgen das Bestreben bestand, die alten Einrichtungen, die als überlebt und brüchig bezeichnet wurden, restlos zu beseitigen.« Er fährt fort: »Demgegenüber steht Nordsiebenbürgen, wo man am Überlieferten zwar festhielt, aber viele Neuerungen einführte, die sich als belebend auf die alten Einrichtungen erwiesen.«³⁶ Was er für die Zeit des Zweiten Weltkriegs formuliert, zeichnete sich früh ab und beweist, dass es Alternativen zur blinden Zerstörung der gewachsenen Institutionen gab. Es standen zwei Entscheidungen an. Die konfessionell einheitlichen siebenbürgisch-sächsischen Bruder- und Schwesterschaften mussten sich im Umkreis der Jugend in Rumänien neu konstituieren und positionieren. Die Jugendlichen im Banat waren katholisch. Der Erste Weltkrieg hatte den politischen Horizont auch der Bruder- und Schwesterschaften erweitert und verändert. Die Bruder- und Schwesterschaften waren reformbedürftig. Sollte das à la Jugendbewegung großstädtisch geschehen? Der Südostdeutsche Wandervogel stand ebenfalls vor einer Entscheidung. Er benahm sich wie ein unwissender Emporkömmling. In Siebenbürgen machte die Einbeziehung aller Generationen in das Gemeindeleben »seit Jahrhunderten [...] die stille Kraft der Gemeinden« aus.³⁷ Die Jugendleitung sah nur den Schlendrian in den Bruder- und Schwesterschaften, den es natürlich auch gab. Für die großartige und einmalige gesellschaftliche Struktur der Bruder- und Schwesterschaften hatte sie kein Verständnis. Statt das Eigene zu erneuern und zu bewahren, verrieten die Jugendbewegten, die mit dem Wandervogel verheißungsvoll begonnen hatten, die sächsische und die Banater Jugend an den zackigen Nazistaat.

DEUTSCHE JUGEND (DJ) – SYMBOLE, MITWISSERSCHAFT UND HALBE OPPOSITION

Meine Schule, die Honterus-Schule, war bis in die späten 1930er-Jahre von einem christlich-liberalen Geist geprägt. Das änderte sich 1941. Es tauchten neue Symbole und symbolhafte Handlungen auf. Sie machten den Unterschied drastisch bemerkbar. Wir Quintaner lernten den Coetus nicht mehr kennen. Mein zwei Jahre älterer Bruder Gerhard ist noch auf einer Fotografie im Flaus zu sehen. Ich hatte nie einen Flaus an.

Statt des Morgengebetes begrüßten uns die Lehrer mit »Heil Hitler«. Wir sangen »Braun wie die Erde ist unser Kleid, junge Soldaten in sturmschwerer Zeit«. Das herkömmliche »Grüß Gott« oder das zivile »Guten Tag« hörte man noch auf den Gängen. Als mein Vater am Telefon einmal, wie mir schien, auffällig »Heil« und

34 Briefwechsel Konrad Möckel und Gerta Barthmes 1934. Nachlass Konrad Möckel, Leitz-Ordner DM Hds 18.

35 Möckel: *Umkämpfte Volkskirche*.

36 Harald Roth: Die »Deutsche Jugend« (DJ) in Siebenbürgen 1939–1944. In: *ZfSL* 10 (1987), S. 60–69, hier: S. 66. – Nordsiebenbürgen war mit dem Zweiten Wiener Schiedsspruch 1940 an Ungarn gefallen.

37 Konrad Möckel: Die Jugendfrage. Eine Ansprache auf der Jugendtagung in Heltau. In: *Klingsor* 3 (1926), S. 296–301, hier: S. 298.

nicht »Heil Hitler« grüßte, fragte ich nach. Er meinte, es sei nicht Recht, den Zuruf »Heil« mit dem Namen eines Menschen zu verbinden. Es war jedoch nie die Rede davon, dass mein Bruder und ich in der Schule den Gruß verweigern sollten, obwohl wir in einem Land lebten, in welchem niemand Angst vor der Gestapo haben musste.³⁸ Meinem niederländischen Schwiegersohn kann ich die Haltung meiner Eltern nicht erklären. »Warum hielten eure Eltern euch nicht von der DJ ab? Sie waren doch keine Nazis?« Ich kann mich nicht erinnern, dass jemand aus Protest die Honterus-Schule verließ und auf eine rumänische Schule wechselte, um der DJ zu entgehen. Das Motiv unserer Eltern war – wie ich vermute –, uns Kinder nicht aus dem Schul- und Freundesmilieu herauszureißen. Die Gymnasialprofessoren störte es, wenn faule Schüler den DJ-Dienst als Ausrede zum Schule-Schwänzen benutzten. Sie sprachen sich jedoch nicht gegen die verkappte Staatsjugend aus, die zudem auch nach dem Muster eines fremden Staates funktionierte. Der Schwerpunkt des Schülerlebens verlagerte sich aus der Schule in die Welt außerhalb der Schule.

Unsere Klasse von etwa 40 Schülern war von einem Tag auf den andern ein *Jungzug* geworden. Der Jungzugführer, den unsere Klasse erhielt, war uns gänzlich unbekannt, ein älterer Mitschüler, mit dessen Ernennung wir nichts zu tun hatten. Mittwochnachmittag hatten wir Dienst. Wir übten Gleichschritt, sangen Jugend- und NS-Lieder, machten Fahrten, übernachteten in Zelten, kauften auf Kosten unserer Eltern braune Hemden. Bei den geflochtenen Lederknoten für das schwarze Halstuch gab es Lieferschwierigkeiten. Weiße Kniestrümpfe trugen wir schon vorher. Indem wir die Uniform anzogen, »bekannten« wir uns. Wozu – das wussten wir nicht genau. Zum Führer! An unsere siebenbürgisch-sächsischen Führer dachten wir nicht. Die älteren Jungen gingen zum Schießstand. Jeder wollte gerne das Schießabzeichen erwerben.

Andreas Schmidt hatte erreicht, dass gemäß dem Dekret zum Grupul Etnic German [Deutsche Volksgruppe in Rumänien] das Zeigen der Hakenkreuzfahne erlaubt war. Die Hakenkreuzfahne wurde in der Tat gezeigt, ein töricht provokatives Symbol gegenüber der Mehrheitsbevölkerung. Eine Symbolhandlung war es auch, dass die Lyra keine Einrichtung des Coetus mehr war, sondern das Orchester des Bannes I. Wir traten in Bukarest in einem Konzert in braunen Uniformen auf. Nicht mehr der Karpatenverein organisierte die Skiwettkämpfe der Jugendlichen, sondern die Deutsche Volksgruppe. Sie stellte auch die siebenbürgisch-sächsischen Teilnehmer bei den rumänischen Meisterschaften auf. Ein Foto zeigt mich bei einem Skiwettkampf, wie ich die »Telefonschlucht« am Schuler (rum. Postăvarul) in der sog. Winteruniform der DJ hinunterfahre.

Nach einiger Zeit ernannte man mich zum Jungzugführer. Ich kann mich nicht erinnern, darauf vorbereitet worden zu sein, wie man mit Pimpfen (Zehn- bis Vierzehnjährigen) umgeht. Es gab auch keine Prüfung meiner Fähigkeiten, und ich erinnere mich nicht, dass ein Erwachsener, Eltern oder Lehrer mir empfohlen hätten: »Lass das Führerspielen bleiben, Schule ist wichtiger!« Es machte mich stolz, für jüngere Mit-

³⁸ Ich las viel später, dass Zeugen Jehovas in Magdeburg bei der Einführung des Hitler-Grußes durch den Kultusminister Rust ihren Kindern den Gebrauch verboten und den Konflikt mit den Schulbehörden riskierten: in Magdeburg acht, in Barleben zwei, in Ottersleben ein Schüler. Vgl. BArch R 4901, Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 3228/30, Generalia Teil I 1: Das Volksschulwesen im Allgemeinen (Aufgaben, Einrichtung und Ziele der Volksschule), Oktober 1933–Juni 1935, S. 154. – Siehe auch Tilman Allert: Der deutsche Gruß. Geschichte einer unheilvollen Geste. Berlin 2005.

schüler verantwortlich zu sein und gleichzeitig besorgt, vielleicht nicht zu genügen. Was ich an den »Heimabenden«, die nachmittags stattfanden, erzählte, wenn wir nicht gerade sangen oder marschierten, dürfte nachgeplapperte Propaganda gewesen sein. Ich muss gestehen, dass ich mich gern in diese paramilitärische Jugendwelt einfügte. Heute schäme ich mich meiner damaligen kritiklosen Folgsamkeit.

Einmal schrieben wir in der Schule einen Aufsatz über die Vor- und Nachteile der Demokratie gegenüber dem Führerprinzip. Sieben Jahre vorher hatte Wilhelm Staedel am Honterus-Gymnasium mit dem Aufsatzthema »Nationalsozialismus und Christentum« einen Skandal ausgelöst.³⁹ Nun galt an der gleichgeschalteten Schule das Verbot der Parteipolitik nicht mehr.

Nach der windigen Wahl Wilhelm Staedels zum Bischof übergaben die Kirchengemeinden das Schulvermögen der Volksgruppe. In Hermannstadt, Kronstadt und Schäßburg gab es Oppositionen, die jedoch in den Presbyterien keine Mehrheiten fanden. Die schmachvolle Übergabe des Kirchenvermögens an die Volksgruppe, von deren Leitung in der älteren Generation niemand mit Respekt redete, löste bei meinen Eltern ohnmächtige Empörung aus.

Als Andreas Schmidt meinen Vater und Friedrich Müller am 26. Januar 1942 vor einer Versammlung von Pfarrern angriff und sie öffentlich als Staatsfeinde des Deutschen Reiches bezeichnete, protestierten beide brieflich. Beide schlossen mit der Grußformel »Heil Hitler«. Auch Bischof Theophil Wurm beendete 1940 mit dieser Formel seinen berühmten Brief an Innenminister Frick, in dem er gegen die Ermordung behinderter und psychisch kranker Menschen unter dem Deckmantel »Euthanasie« protestierte. Er hielt der Regierung die Morde von Staats wegen an geistig behinderten Menschen vor. Die Grußformel erhielt den Schein aufrecht, die Morde seien kein Staatsverbrechen, sondern »nur« Verbrechen. Aber musste man in Siebenbürgen auf diese Weise grüßen? Die Grußformel war in den Protestbriefen von Friedrich Müller und Konrad Möckel eine Konzession. Sie konnte leicht als eine Loyalitätsbekundung gegenüber Andreas Schmidt verstanden werden. Beide verachteten Schmidt und fürchteten ihn doch. Über Schmidt kursierten Spottnamen wie »Kovacz Bondi« oder »Schmidten-Titz«. Beide Namen deuteten die Herkunft Schmidts aus einem Dorf an, das nicht auf dem Königsboden lag, sondern auf ungarischem Komitatsboden. Das signalisierte: »Minderer Rang – du gehörst nicht ganz dazu.«

Auch auf der Schülerebene war der Konformitätsdruck zu spüren: In einer sog. Führerbesprechung ging es um einen Terminvorschlag. Ich sagte, ich könne zum anvisierten Zeitpunkt nicht kommen, da das Schülerorchester probe. Der Leiter: »Die Probe ist dir doch nicht wichtiger als der Dienst!« Ich in aller Unschuld: »Doch!« Das Schulorchester war wirklich mein Ein und Alles. Überraschtes Schweigen. Als wir nach der Besprechung den Raum verließen, drückte mir ein Freund verstoßen die Hand.

An der Gleichsetzung von Deutschem Reich und Hitler wurde 1942 in Siebenbürgen noch weitgehend festgehalten. Das wirkte sich katastrophal bei der Rekrutierung von »Freiwilligen« zur Waffen-SS aus.

Ich erinnere mich ferner an den Film *Ich klage an*.⁴⁰ Ein Mann tötet seine unheilbar kranke Frau aus Mitleid, wird angezeigt und vor Gericht gestellt. Die Tötung wird

39 Andreas Möckel: Der politische Skandal um die Honterusschule im Jahre 1933. In: *ZfSL* 33 (2010) H. 1, S. 51–62.

40 Regie Wolfgang Liebeneiner, 1941.

im Film als Akt vernünftiger und unschuldiger Barmherzigkeit dargestellt. Ich stehe neben meinem Fahrrad auf dem Marktplatz (rum. heute Piața Sfatului) in Kronstadt und streite mit einem älteren Schüler aus der Klasse meines Bruders über diesen Film. Wir hatten beide keine Ahnung von Grafeneck, Hadamar, Harthelm, Bernburg, Pirna, Irsee und den anderen Orten, an denen Kinder damals ermordet wurden, und wir vertraten die Meinungen der Eltern. Bei mir jedenfalls war es so.

Es könnte im Jahre 1940 gewesen sein, dass ein jüdischer Mitschüler namens Simon die Schule verlassen musste. König Carol II. führte den Arierparagrafen für alle Schulen des Landes ein, das Landeskonsistorium zog in einem Erlass nach.⁴¹ Ich erinnere mich an keine Nachfrage und keinen Kommentar in der Klasse, aber eine erregte Diskussion um einen älteren jüdischen Schüler, Fredy Busser, in Wolkendorf (rum. Vulcan) in den Sommerferien, und zwar in dessen Anwesenheit. Ich erinnere mich auch an mein Unvermögen, das Absurde dieser Diskussion unter Halbwüchsigen richtig einzuordnen.

Ich sehe einen Zug von Zivilisten in Viererreihen die Purzengasse (rum. heute Str. Republicii) entlanggehen, es kann etwa 1941 Jahren gewesen sein, bewacht von Bewaffneten mit Armbinden. Auch in Kronstadt wurden am helllichten Tag die Juden durch die Hauptstraße geführt. Ich frage zu Hause, was das sei. Die Antwort weiß ich nicht mehr. In der Schule erzählt jemand von überfüllten Waggons auf einem Bahnhof in der Moldau, in denen Menschen nach Wasser schrien und unter Qualen verdursteten. Der Tenor der Schülerkommentare: »So etwas machen keine Deutschen.« Später erfuhr ich, dass Legionäre zu Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion die Bevölkerung in Jassy (rum. Iași) aufgehetzt und Juden ermordet hatten. Magnus Solheim, der Leiter der Judenmission in Galatz (rum. Galați), nennt in seinem Buch *Im Schatten von Hakenkreuz, Hammer und Sichel* die Zahl von 2.000 Toten. Unter den Ermordeten war auch sein Kollege Isaac Feinstein, verheiratet mit der Tochter Theophil Spörris, der in der Oxforder Gruppenbewegung der Schweiz eine führende Rolle gespielt hatte.⁴²

Ich erinnere mich, dass meine Mutter einmal einen jüdischen Hausierer mit Bauchladen, der einmal im Jahr vorbeikam und Schnürsenkel und Kleinigkeiten anbot, ausdrücklich zum Mittagessen an unseren Tisch lud. Das war eine ungewöhnliche Geste. Ein größerer, hagerer Mann sitzt bescheiden am Tisch und lobt die sauer-süße Johannisbeer-Suppe. Wochen später äußert meine Mutter, als jemand im Gespräch an ihn erinnert, mehr für sich gesprochen als gefragt: »Wo sollte er jetzt sein?« Den Abgrund hinter dieser Frage erkannte ich nicht.

In den letzten beiden Jahren vor dem 23. August 1944 ernannte man mich zum Spielmannszugführer. Einmal trat der Spielmannszug zur Verabschiedung von SS-Freiwilligen in Mediasch (rum. Mediaș) auf. Eine Militärkapelle der Wehrmacht mit allem Drum und Dran spielte auf. Vertreter der Volksgruppenleitung und deutsche Offiziere hielten Ansprachen. Ein etwa 17-jähriger Rekrut, vermutlich nur wenig älter als ich, stieg mit ein und er sah, als sich der Zug in Bewegung setzte, mit anderen zur offenen Waggontüre hinaus. Unsere Blicke trafen sich, und ich erschrak vor der tiefen Trauer in seinen Augen.

41 Siehe Rundschreiben des Landeskonsistoriums Z.-S. 5272/1940 (betr. die Lage der Juden im Schulwesen) vom 15.10.1940. In: *Kirchliche Blätter der evang. Landeskirche A. B. in Rumänien* 32. Jg., H. 43 (22.10.1940), S. 531f. – König Carol II. dankte am 6.9.1940, nach dem Zweiten Wiener Schiedsspruch ab.

42 Magne Solheim: *Im Schatten von Hakenkreuz, Hammer und Sichel. Judenmissionar in Rumänien 1937–1948*. Erlangen 1986 (Erlanger Taschenbücher, 74), S. 104–120.

Mein Bruder Gerhard Möckel war nach einem »Völkischen Dienstjahr« in Arad mit drei Schulfreunden im Frühsommer 1944 nach Deutschland gefahren. Sie hatten sich freiwillig zur Wehrmacht gemeldet, nicht in die SS. Zwei DM-Männer (Deutsche Mannschaft), das war die SA der Volksgruppe, hatten ihn von zu Hause zur Assentierung (Musterung) abgeholt. Zehn Väter aus Kronstadt protestierten schriftlich bei der Volksgruppe, wie ich später erfuhr. Ein Onkel aus Hermannstadt, der zufällig in Kronstadt war, sagte meinem Bruder: »Gerhard, du wirst sehen, Wehrmacht und SS werden noch aufeinander schießen.« Das klang bedrohlich und unverständlich. Mein Bruder wurde in Cottbus vereidigt, am Tag vor dem 20. Juli 1944. Warum sollte es die Wehrmacht sein und nicht die Waffen-SS? Ich vermute, dass mein Bruder und meine Eltern durch von Hans Bernd von Haefen oder durch Freunde aus der Michaelsbruderschaft Informationen erhalten hatten, die ihnen die SS verächtlich machten.⁴³

Ich erlebte den Sturz des rumänischen Diktators Antonescu in der Segelfliegerschule bei Honigberg (rum. Härman). Freiwillig und kostenlos Segelfliegen zu lernen, war unter den Schülern der Honterus-Schule große Mode. Wir standen vor dem Abschluss des Kurses. Einige Prüfungsflüge der sog. B-Prüfung hatten wir schon bestanden. Ein paar Tage nach dem 23. August 1944 warf der leitende Offizier die deutschen Jugendlichen hinaus, ließ sie jedoch am letzten Nachmittag bis zum Dunkelwerden Fernmeldekabel der deutschen Wehrmacht einsammeln. Wir – in meiner Erinnerung sechs Jungen – kamen kurz vor der Sperrstunde am Pfarrhof in Honigberg an und durften auf dem Fußboden der Diele schlafen. Am nächsten Tag erreichten wir Kronstadt. Die erste Aufregung hatte sich gelegt. Vielleicht verdanke ich es dem zögerlichen Hinauswurf, dass ich nicht mit Schulkameraden den abziehenden deutschen Truppen nachzog und in der Waffen-SS landete. Naiv und unsicher war ich damals in meinem politischen Urteil. Einige meiner Klassenkameraden kamen in den heftigen Kämpfen um Budapest ums Leben.

SCHLUSSBEMERKUNG

Der Jugend in der DJ wurde mit der Zuschreibung einer nationalen Bedeutung geschmeichelt. Sie zahlte dafür mit der Bereitschaft zum freiwilligen Kriegsdienst. Das zeugt im Jahre 1944 von einer merkwürdigen Verblendung. Mir graust heute vor der Kritiklosigkeit des Siebzehnjährigen, der ich im Januar 1945 war und der anschließend nach Russland deportiert wurde. Swen Steinberg hat einen besonderen Konflikt zwischen Kirche und Volksgemeinschaft am Beispiel eines Streites in Haschagen (rum. Haşag) untersucht.⁴⁴ Er fragte, ob es sich bei dem Konflikt um »Verteidigung oder Widerstand?« gehandelt habe. Was sich in Haschagen und wohl auch anderswo abspielte und was dem Jugendlichen, der ich 1944 war, zu Ohren kam, war Verteidigung – und nur insofern Opposition. Mir ist kein Beispiel dafür bekannt, dass sich eine Gruppe unter den Rumäniendeutschen, sei es im Banat, sei es in Siebenbürgen, zum politisch-aktiven Kampf gegen den Nationalsozialismus entschlossen hätte. Nur wenn der Hass gegen kirchliche Einrichtungen offensichtlich war und sich handgreiflich zeigte, regte sich Gegenwehr.

43 Zu Haefen, der 1937–1940 Kulturattaché des Deutschen Reichs in Bukarest war, und der Evangelischen Michaelsbruderschaft s. Möckel: *Umkämpfte Volkskirche*, S. 206–223.

44 Swen Steinberg: *Verteidigung oder Widerstand? Der Konflikt des Pfarrers Simon Zank aus Haschagen mit der Landesjugendführung 1940*. In: *ZfSL* 27 (2004) H. 1, S. 59–79.

Ich will zum Schluss zwei Beobachtungen festhalten. Die eine Erfahrung ist die Unverwüstlichkeit des kindlichen Erlebens: Exerzieren, Kräutersammeln, Eintopfsonntag, Splittergraben ausheben, die ersten Toten nach einem Fliegerangriff, die vormilitärische Segelfliegerschule, Umwandlung der Honterusschule in ein Lazarett, Umzug der Klasse in eine Baracke, Rekrutierungen älterer Schüler zur Waffen-SS – das alles war kriegsbedingt sowie unnormal und für Kinder zugleich »irgendwie normal«. Das Leben war für uns, wie es war. Wir funktionierten im System.

Die zweite Beobachtung widerspricht der ersten. Was in der Familie und in der Schule geschah, war selbstverständlich. Daher war es für ein Kind leicht, sich in das Leben zu fügen. Und doch gab es Ausnahmen, bei denen sich herausstellte, dass doch nicht alles, was geschah, selbstverständlich war. Aber im Hintergrund des Erlebens leuchteten halbverstandene Signale anderer Art als »Es ist, wie es ist!« auf. Nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 ging ich mit der Zeitung in der Hand zu meinem Vater und zeigte ihm fragend den Namen Haeften. Werner von Haeften war mit Stauffenberg noch am Abend des 20. Juli in der Bendlerstraße von einem militärischen Schnellgericht zum Tode verurteilt und erschossen worden. Mein Vater erklärte mir, dass es nicht der Haeften aus Bukarest sei, der uns am Honterushof in Kronstadt mit seiner Frau besucht hatte. Erst später erfuhr ich, dass die beiden Haeften Brüder waren und dass über Hans Bernd von Haeften Informationen aus dem Auswärtigen Amt an Werner von Haeften, den Adjutanten Stauffenbergs, und an den politischen Widerstand gelangten. Ferner erfuhr ich, dass im Kreisauer Kreis, dem Hans Bernd von Haeften angehörte, das Attentat gegen Hitler umstritten war. Helmuth James von Moltke fürchtete, wenn ein Attentat gelingen und Hitler getötet werden sollte, eine zweite Dolchstoßlegende. Denn 1944 war längst noch nicht allen Deutschen klar, dass die Niederlage des Deutschen Reiches nur noch eine Frage der Zeit war, das Schicksal Deutschlands sich jedoch längst entschieden hatte. Die *Kronstädter Zeitung* hatte die offizielle Propagandaversion übernommen. Danach hatte eine »verräterische, kleine Offiziersclique« das Attentat auf Hitler verübt. Mein Vater sagte dagegen von den Attentätern, sie seien keine Verräter, sondern gute Patrioten.

In der Schule, beim Umkleiden vor dem Turnunterricht, berichtete ein Mitschüler beiläufig: »Mein Onkel hat gesagt, der Krieg ist verloren.« Erregtes Für und Wider unter den Schülern, aber niemand von uns wäre auf den Gedanken gekommen, dass das Defätismus sein könnte. Der Geografielehrer sagte zur Klasse am Ende einer Stunde – Rumänien kämpfte damals noch an der Seite Deutschlands: »Wenn ich so alt wäre wie ihr, würde ich Russisch lernen. Gewinnen wir den Krieg, ist Russisch wichtig. Verlieren wir den Krieg, ist Russisch noch wichtiger.« Ungläubiges Staunen der Klasse. Es gab also nicht nur das Funktionieren im System, sondern wenigstens die Ahnung, dass etwas mit dem hochgelobten Deutschen Reich nicht stimmte. Aber woher kam das freiwillige Schweigen in der Öffentlichkeit? Woher kam die freiwillige Selbst-Entmündigung dieser dienstwilligen Jugend? Unsere Schulbildung hätte das selbstständige Denken ermöglichen sollen. Es war eine Erfahrung, dass man Ohren haben kann und doch nicht hört – eine unheimliche Erfahrung, die sich jederzeit wiederholen kann.

ANDREAS MÖCKEL, Prof. Dr., geboren 1927 in Großpold (rum. Apoldu de Sus), ist emeritierter Professor für Sonderpädagogik an der Universität Würzburg. Möckel beschäftigte sich seit den 1970er-Jahren vor allem mit dem Problem des Lesenlernens unter erschwerten Bedingungen und entsprechenden Förderprogrammen. Er war Mitglied in der Kommission Sonderpädagogik des deutschen Bildungsrates und gehörte 1987 zu den Initiatoren der Heilpädagogischen Vereinigung e. V., die sich für »Montessori-Ausbildungen für Lehrkräfte und ErzieherInnen« einsetzte. Die Universität Würzburg zeichnete Möckel 2011 mit der Medaille »Bene Merenti« in Gold aus und würdigte sein Wirken als Lehrstuhlinhaber für Sonderpädagogik dabei als »Pionierleistung«. Seit den 1950er-Jahren engagierte sich Möckel im Arbeitskreis junger Siebenbürger Sachsen, 1962 gehörte er zu den Gründern des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde (AKSL). 2011 legte er unter dem Titel *Umkämpfte Volkskirche. Leben und Wirken des evangelisch-sächsischen Pfarrers Konrad Möckel (1892–1965)* eine Biografie seines Vaters vor.

Projektwerkstatt

Werkstattbericht: Projekt zur Erfassung und Notsicherung von Quellen zur rumänien-deutschen Literatur und Kultur

In Zusammenarbeit mit dem Institut für deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien sowie dem dieser angeschlossenen Zentralarchiv der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien. (ZAEKR) in Hermannstadt (rum. Sibiu) wird seit Anfang 2015 ein Projekt zur Dokumentation und Sicherung von Quellen zur rumäniendeutschen Literatur und Kultur durchgeführt. Ermöglicht wird das Vorhaben durch eine Bundeszuwendung zur Erforschung und Präsentation deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa, gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. Ziel des Projekts ist es, Bestände aus dem Umfeld der rumäniendeutschen Literatur- und Kulturlandschaft langfristig zu sichern und zugänglich zu machen.

Seit der Abwanderung des überwiegenden Teils der deutschen Bevölkerung aus Rumänien hat die dort verbliebene Gemeinschaft große Herausforderungen zu bewältigen, die unter anderem aus der Auflösung institutioneller und gemeinschaftlicher Strukturen sowie dem Fehlen der mittleren und jungen Generation resultieren. Es besteht dadurch zum einen die Gefahr, dass tradierte Überlieferungsketten abreißen, zum anderen wurde Kulturgut aus dem Gebrauchszusammenhang gelöst und hat damit seine ursprüngliche Funktion verloren. In beiden Fällen droht der Verlust von Informationen.

Das im Jahr 2015 begonnene Projekt soll einen Beitrag zur Bewahrung und Sichtbarmachung rumäniendeutschen Kulturerbes leisten. Ausgangspunkt sind in Privatbesitz befindliche Sammlungen, zu denen neben aus Familienbesitz stammenden Quellen auch solche gehören, die von anderen Personen, vorwiegend bei deren Ausreise aus Rumänien, übernommen wurden. Während der Projektbearbeitung wurde der Interessenfokus insofern erweitert, als neben Privatbeständen auch institutionelle Archive eingesehen werden, von denen sich erfreulicherweise mehr erhalten haben, als Vorabrecherchen vermuten ließen. Darüber hinaus findet auch eine Sichtung von Familienarchiven statt, da die Trennlinie zwischen Literatur und Kultur sowie privaten Unterlagen vielfach nicht scharf gezogen werden kann. Diese Bestände sind auch über das Projektziel hinaus von Bedeutung, denn sie ermöglichen bis in das 19. Jahrhundert zurückreichende Einblicke in das Alltagsleben der deutschsprachigen Bevölkerung auf dem Gebiet des heutigen Rumäniens. Die entsprechenden Bestände wer-

den vor Ort fotografisch und in Gesprächen mit den besitzenden beziehungsweise verwaltenden Personen dokumentiert und um weitere Informationen ergänzt. Neben der Provenienz der Bestände werden auch der ungefähre Umfang sowie der Zustand der Materialien verzeichnet. In einigen Fällen, wie dem Auffinden von VHS- und Audiokassetten, besteht sofortiger Handlungsbedarf: Die durch Alterungsprozesse gefährdeten Magnetbänder werden in digitale Formate überführt, in denen sie zukünftig auch einfacher nutzbar sind. Sämtliche Informationen werden nach Abschluss der Arbeiten und in Absprache mit den bestandsbesitzenden beziehungsweise verwaltenden Personen Archiven mit einschlägigem Sammlungsinteresse zur Verfügung gestellt.

Im Rahmen des Projekts konnten bereits Bestände in Archive übernommen werden. Neben dem Filmarchiv Frieder Schullers ist hier vor allem das Archiv der *Hermannstädter Zeitung (Die Woche)* zu nennen, in dem die seit 1968 bestehende deutschsprachige Zeitung umfangreich dokumentiert ist. Beide Bestände befinden sich im ZAEKR, wo sie aufgearbeitet und nutzbar gemacht werden.

Einige Spuren verliefen trotz intensiver Nachforschungen bislang ins Leere. So konnten bislang keine Archive oder Archivsplitter von deutschen Verlagen beziehungsweise deutschen Abteilungen rumänischer Verlage ausfindig gemacht werden. Auch Unterlagen aus dem Umfeld von Literatur- und Kulturzeitschriften wie Korrespondenzen, Manuskripte oder deren Korrekturfassungen sind lediglich in Bruchstücken überliefert. Es handelt sich hierbei vorwiegend um Zufallsfunde, die zwar einen Einblick in die damaligen Abläufe ermöglichen, aber keine breite Forschungsgrundlage stellen.

Im Jahr 2016 wird das Projekt mit dem neu hinzugekommenen Projektpartner IKGS weitergeführt.

Michaela Nowotnick

Rezensionen

Florian Bieber, Harald Heppner (Hgg.): Universities and Elite Formation in Central, Eastern and South Eastern Europe. (Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland, Bd. 11.) Wien: LIT Verlag 2015. 376 S.

Die gegenseitigen Abhängigkeiten zwischen Universitäten sowie Staats- und Nationsbildung stellen ein klassisches Thema der Elitenforschung dar, und der Sammelband von Florian Bieber und Harald Heppner zeigt, dass dieses noch bei Weitem nicht ausgeschöpft ist. Der 320 Seiten starke Band beleuchtet mittels siebzehn Fallstudien die für die mittel- und westeuropäische Leserschaft weniger bekannten Entwicklungen in Südost- und Osteuropa im »langen« zwanzigsten Jahrhundert. Die Autoren stellen sich die Frage, wie die Universitäten die moderne Staatsbildung im weitesten Sinne legitimierten, etwa durch die Ausbildung der zukünftigen Staatseliten. Als Ausgangsbasis dient die Feststellung, dass mangels starker einheimischer sozialer und Wirtschaftseliten die moderne südosteuropäische Bildungselite als einziger Rekrutierungspool für die oberste Leitung der Staaten diene. Infolge der eingeschränkten institutionellen Macht dieser Staaten nahmen die angesehenen Universitäten eine wichtige Rolle in der Bildung symbolischer Ressourcen für die neuen politischen Eliten ein. Nicht nur in jüngster Zeit häuften Mitglieder der

politischen Nomenklatur akademische Titel aus Prestige Gründen an, welche sie oft auf zweifelhaftem Wege erlangten – über die (un-)redlichen Verflechtungen zwischen der rumänischen Staatselite und Universitäten siehe den hervorragenden Beitrag von Alexandra Iancu. Es entstand eine doppelte Abhängigkeit von Staat und akademischer Sphäre.

Der chronologische Rahmen umfasst mehr als hundert Jahre, vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die 2010er-Jahre, aufgeteilt in drei Konjunkturen. Die erste Zeitspanne beschreibt die Gründungsphase in den neuen Nachfolgestaaten des Osmanischen Reiches (Rumänien und Bulgarien), der Habsburgermonarchie (Großrumänien und Jugoslawien in der Zwischenkriegszeit) sowie der Ukraine im Russischen Reich, geprägt durch einen expandierenden akademischen Markt und den Bedarf nach neuen, loyalen und qualifizierten Staatsbeamten. Internationalisierung wurde vorangetrieben, vor allem Studien an deutschen, französischen und österreichischen Universitäten garantierten den Aufstieg in die obersten Kreise der politischen und Verwaltungseliten. Die Militärdiktaturen des Zweiten Weltkriegs und später die Etablierung der kommunistischen Regime bedeuteten eine tiefe Zäsur durch politische »Säuberung«, starke Zentralisierung sowie die politische Kooptation der Professorenschaft. Diese

historische Konjunktur wies spätestens seit den 1970er-Jahren unterschiedliche, liberale oder diktatorische Züge in den einzelnen Staaten auf. Der Zusammenbruch des Ostblocks stellte Universitäten und Staatseliten vor die schwere Aufgabe, sich zwischen (Re)Nationalisierung und internationaler Öffnung neu zu erfinden – damit begann die jüngste Phase. (Dieser Dynamik widmet sich der Beitrag über die ehemaligen jugoslawischen Universitäten von Jana Bačević.)

Der Band formuliert keine zentralen Thesen, sondern zeigt thematische Schwerpunkte auf und skizziert durch Einzelstudien regionale Konfliktsituationen. Da die höheren Bildungsinstitutionen die Nationalpolitik ihrer jeweiligen Nationalregierungen unterstützten, gerieten diese in tiefe Krisen beim Regimewechsel. So mutierten sie infolge geopolitischer Umwälzungen zu Kriegsschauplätzen rivalisierender ethnischer Eliten – siehe den Beitrag von Roumiana Preschlenova über die Entfernung der deutschen Professoren von der Universität Czernowitz nach dem Anschluss der Bukowina an Großrumänien oder die Säuberung der Universität Priština erst im Rahmen des serbischen, danach des kosovo-albanischen Staates nach 1989 in der Studie von Bekim Baliqi. Der Beitrag von Adam Hudek zeigt die Umwälzungen der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik. Während die Nachfolgestaaten um die Ausdehnung der Staatskontrolle in den neu erworbenen Gebieten bemüht waren, versuchten die Verlierer des Ersten Weltkriegs, ihren politischen und kulturellen Einfluss durch die Schaffung paralleler Institutionen zu bewahren. Der Beitrag von Gábor Egry zeigt, wie die revisionistische ungarische Regierung der Zwischenkriegszeit die zusätzliche Ausbildung der ungarischen Minderheit in Rumänien organisierte. Dass Staaten

auch heute in die höhere Bildung ihrer nationalen Diaspora in der Muttersprache investieren, zeigt die Fallstudie über Minderheitenuniversitäten in der Ukraine und Serbien von Zoltán Takács.

Die Ausbildung von Funktionseliten im Staatsdienst ging einher mit der Konsolidierung der staatlichen Kontrolle über die Universitäten seit dem Beginn der Neuzeit. Einen kurzen Überblick über deren Dynamik im Habsburgerstaat von den 1850ern bis zum Ersten Weltkrieg bietet der Beitrag von Alois Hernbauer. Die Loyalität zum Staat wurde aber beim Regimewechsel zum Verhängnis, wie das Kapitel von Aurelia Felea über die Folgen politischer Kooptierung der akademischen Eliten in der Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik zeigt. Die Implosion des kommunistischen Regimes führte zu wiederholten politischen Säuberungen, wie Aleš Gabrič in seinem Beitrag über die Universität Ljubljana darstellt. Wie die nationalistischen Regierungen der 1990er-Jahre eine neue Kooptationswelle in Gang setzten und sowohl die »Alte Garde« als auch westlich orientierte kritische Stimmen vertrieben, zeigt die spannende Studie von Danijela Dolenc, Karin Doolan und Mislav Žitko über die schleichende Nationalisierung der Geisteswissenschaften an der Universität Zagreb oder Eleonora Naxidou's Beitrag über die Krise der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften.

Studentenmobilität und Internationalisierung der Studien bilden einen weiteren Schwerpunkt mit einer Fallstudie über die frühe Peregrination der bulgarischen Elite zu zentral- und westeuropäischen Universitäten vor dem Ersten Weltkrieg (im Beitrag von Roumiana Preschlenova), über die transnationale Mobilität ukrainischer Studentinnen im Zuge der sozialen und wirtschaftlichen Modernisierung oder über die Gründe

für die Wahl und Antriebskräfte der Zieluniversitäten bei jugoslawischen Studenten in der Zwischenkriegszeit im Beitrag von Ranka Gašić. Die Studentenmobilität der letzten zwei Jahrzehnte wird hingegen kaum recherchiert. Da die meisten Beiträge über diesen jüngsten historischen Abschnitt sich mit der Instrumentalisierung der Universitäten durch korrupte Staatseliten und verfeindete nationale Eliten auseinandersetzen, bekommen erfreulichere Entwicklungen wie etwa Internationalisierung, Diversifizierung der Studiengänge und Studentenmobilität wenig Aufmerksamkeit. Im Schlusswort ihres beindruckenden Beitrags über die »Akademisierung« der politischen Eliten bezeichnet Claudia Maria Udrescu die Internationalisierung rumänischer Universitäten nicht als von interner Notwendigkeit getrieben, sondern als Ergebnis äußeren Zwangs – eine Behauptung, die eine eigene Analyse verdienen würde, denn viele Absolventen von internationalen Doktorandenprogrammen in Europa und Amerika fanden bereits Aufnahme an den Universitäten Ostmittel- und Südosteuropas, zumindest in der Zeit vor der Wirtschaftskrise von 2008. Ohne eine Evaluierung ihrer Rolle in der Neugestaltung der einheimischen Hochschullandschaft oder zumindest Schätzungen über die Wirkungen des Bologna-Prozesses und anderer Antriebskräfte der Internationalisierung bleibt aber das Bild unvollständig. Ausschließlich das Kapitel von Zoltán Takács behandelt einige dieser Aspekte schwerpunktmäßig, indem es die Investitionen des ungarischen Staates in die höhere Bildung der ungarischen Minderheiten in ihrer Muttersprache aus der Perspektive translokaler Mobilität und Anpassung an Marktbedürfnisse an der Schnittstelle von öffentlichem und privatem akademischen Stellenmarkt analysiert. Überhaupt wäre mehr Information über die höhere Bildung in Bezug auf die Kooptation ethnischer und religiö-

ser Minderheiteneliten in diesen Staaten mehr als wünschenswert.

Trotz Heterogenität der Ansätze und durch die Publikationsform bedingter Unvollständigkeit – ein Sammelband bietet keine systematische Analyse, sondern verschiedene Zugänge zu seinem Kernthema – präsentiert das Buch eine Vielzahl von neuen Informationen und beleuchtet komplexe Entwicklungen der Verflechtung zwischen Universitäten, Elitenbildung sowie Staats- und konkurrierender Nationsbildung in den geografischen Peripherien Europas. Die Einbettung dieses traditionsreichen Themas in den Forschungsstand über die neuere Universitätsgeschichte wäre zumindest ansatzweise erforderlich gewesen,¹ bleibt aber eine versäumte Chance der Einleitung. Dies hätte auch den innovativen Beitrag des Bandes zur zeitgeschichtlichen Dynamik besser hervorheben können und die Kohäsion zwischen den Kapiteln gestärkt.

Borbála Zsuzsanna Török

¹ Maßgeblich: Walter Rüegg (Hg.): *A History of the University in Europe*. Bd. 3, *Universities in the Nineteenth and Early Twentieth Centuries (1800–1945)*. Cambridge: Cambridge University Press 2004; Bd. 4, *Universities since 1945*. Cambridge: Cambridge University Press 2011.

John Deak: Forging a Multinational State. State Making in Imperial Austria from the Enlightenment to the First World War. Stanford, California: Stanford University Press 2015. 355 S.

John Deak hat sich unmissverständlich in eine Diskussion mit der unter den Historikern allgemein verkündeten Feststellung eingebracht, wonach die Habsburgermonarchie als ein Vielvölkerstaat nach der Geburt des modernen Nationalismus im 19. Jahrhundert schnell ein energieloses, in Verfall geratenes Staatskonglomerat gewesen wäre. Anstelle einer solchen retrospektiven Ansicht interpretiert er die Periode zwischen dem Ende des

österreichischen Erbfolgekrieges (1748) und dem Beginn des Ersten Weltkrieges (1914) als einen einheitlichen, ununterbrochenen und erfolgreichen Prozess des Staatsumbaus, der, wenngleich mit kurzen Intermezzos, das dynastische, von Vielfalt, Partikularismus und großen Dimensionen geprägte Reich in einen modernen, zentralisierten und einheitlichen europäischen Staat verwandelt habe: Maria Theresia und Joseph II., die großen aufgeklärten Herrscher des 18. Jahrhunderts, hätten die erste Stütze der Habsburger Staatlichkeit und Modernisierung, die staatliche Bürokratie mit ihrem bald vom Josephinismus geprägten Missionsbewusstsein, errichtet. Nach der politischen Krise der 1850er-Jahre, hervorgerufen durch die Revolutionen von 1848/49, habe diese dem begonnenen Prozess im Rahmen des Neoabsolutismus durch die »Verstaatlichung der Gesellschaft« (S. 132), den entschiedenen Ausbau der Ämterhierarchie bis hinunter auf die Ebene der Gemeinden, mit der Absicht einer umfassenden Kontrolle der Staatsbürger, allerdings im Zeichen von Reform und Innovation, neuen Schwung gegeben. In den 1860er-Jahren habe die Bürokratie selbst die zweite Stütze, das repräsentative politische und administrative System, sowohl auf der Ebene des Gesamtstaates durch den Reichsrat als Gesamtparlament als auch auf lokaler und regionaler Ebene durch gewählte Gemeinde- und Stadträte geschaffen und damit den Rechtsstaat ausgebildet. Deak schreibt dem Innenminister Franz von Stadion (November 1848–April 1849) das Konzept der Doppelgleisigkeit des Staatsorganismus in Österreich, d. h. der parallelen und voneinander unabhängigen Existenz, aber gleichzeitigen Kooperation einer strengen, autonomen und sich als der leitende gesellschaftliche und politische Faktor betrachtenden Bürokratie bzw. eines administrativen und politischen Partizipationssystems, zu.

Stadion hätte die Absicht verfolgt, durch diese Konstruktion die politische Rolle der traditionellen Provinzen bzw. Länder, die als die mächtigsten Bollwerke des Partikularismus betrachtet werden können, zu begrenzen und die Position des staatlichen Zentrums der Monarchie zu festigen. Nach seiner dauerhaften Erkrankung jedoch habe sein Nachfolger, Alexander Bach (April 1849–August 1859), die Elemente der staatlichen Bürokratie einseitig bevorzugt. Stadions Konzept konnte erst während der Amtsperiode des Staatsministers Anton Ritter von Schmerling (Dezember 1860–Juni 1865) wieder umgesetzt werden.

Die Dezemberverfassung von 1867 habe die Architektur des modernen Konstitutionalismus in Österreich auf dem Fundament jenes Systems der Doppelgleisigkeit gestaltet. Die Bürokratie konnte ihre zentrale Position im Staatsleben sichern und ihre Tätigkeit wie in anderen europäischen Staaten auch auf neue Felder des Alltagslebens (Bildung, Wohlfahrt, Gesundheitswesen usw.) ausdehnen. Zur Jahrhundertwende, als die Tätigkeit der Repräsentationskörperschaften (Reichsrat, Landtage) durch die moderne Parteipolitik und vor allem die heftigen Nationalitätenkonflikte völlig paralytisch war, sei ihre Bedeutung noch weiter gewachsen. Die neuen Programme, die einen Ausweg aus dieser Lage suchten, hätten den archimedischen Punkt des Staatslebens in einer zukünftigen ambitionierten Verwaltungsreform gefunden, die die Umgestaltung der Einflussverhältnisse auf der Reichsebene sowie an der Spitze der Provinzen bzw. in den regionalen und lokalen Leitungskollegien zugunsten der staatlichen Bürokratie bezweckte. Deak hat einleuchtend dargestellt, dass die politische Elite der Habsburgermonarchie am Vorabend des Ersten Weltkrieges intensiv nach neuen Wegen zu administrativen und politischen Reformen und zur Stabilisierung

des staatlichen Organismus suchte. Er hat bewiesen, dass die Geschichte des Reichs im 18.–19. Jahrhundert nicht als zwangsläufiger Weg in Richtung Auflösung interpretiert werden kann und darf.

Deak identifiziert sich jedoch mit dem Selbstbild der österreichischen Bürokratie, denn er betrachtet sie als die einzige Vertreterin von Fortschritt und Modernität in Österreich. Er hält es für selbstverständlich, dass der Weg zu Modernität und moderner Staatlichkeit unvermeidlich über die Vereinheitlichung, Zentralisierung und Homogenisierung des Gesamtreiches hätte führen müssen. Er erzählt nur von progressiven, aufgeklärt oder liberal gesinnten, von zentralistischen Staatsideen geprägten bürgerlichen Staatsdienern auf der einen und an Traditionen hängenden konservativen, von altmodischen föderativen Ideen beeinflussten Adeligen und Aristokraten oder ganz einfach »föderativen Slaven und Magyaren«, »magyarischen Nationalisten« (S. 166, S. 239) auf der anderen Seite. Heftige Kritik, zum Beispiel an politischer Praxis und Idealen des zentralisierenden Neoabsolutismus, konnte aber nicht nur durch althergebrachte Traditionen und Ansichten, sondern ebenso gut durch moderne liberale Ideen inspiriert werden! (Der Ungar Baron József Eötvös zum Beispiel, den Deak als konservativen Kritiker der Reichsregierung in den Jahren 1860/1861 betrachtet, war ein engagierter Liberaler.) Die liberalen Föderationskonzepte (zum Beispiel die so genannte Kremsierer Verfassung von 1849) orientierten sich ebenso an der Errichtung eines modernen, aber nicht zentralisierten Staates, der die Ideale des modernen Nationalismus mit den Reichsrahmen in Einklang hätte bringen sollen.

John Deak tut es seinen Protagonisten am Anfang des 20. Jahrhunderts gleich, die nach einer Verwaltungsreform strebten, die das Staatsleben Österreichs depol-

itisieren, d. h. vor allem von dem Einfluss der Nationalitätenkonflikte unabhängig hätte machen können: Er hat eine Geschichte der Verwaltung und Bürokratie der Habsburgermonarchie geschrieben, die die Nationalitätenfrage nur in Randbemerkungen in Betracht zieht. Aber ist es möglich, ein umfassendes Bild über die Perspektiven der Habsburgermonarchie zu geben, ohne die politischen Maximen des Nationalismus, ebenfalls ein Produkt der Moderne, zu berücksichtigen? Ebenso wenig berücksichtigt John Deak die Rolle des Herrschers der letzten Jahrzehnte der Habsburgermonarchie, Franz Joseph I. Eher betrachtet er dessen Politiker als autonomen politischen Faktor im Prozess des Staatsumbaus. Die Periode des Neoabsolutismus war aber vor allem durch seine Persönlichkeit und seine Herrschaftsideale geprägt, auch wenn Deak, Helmut Rumpler folgend, die zwei Jahrzehnte zwischen 1849 und 1867 als eine einheitliche Periode ständiger, von der Bürokratie initiiertes konstitutioneller Experimente deutet, in der Neoabsolutismus und Konstitutionalismus nur zwei aufeinander folgende Stufen gebildet hätten. Die Ideale der »reinen Monarchie« und der unbeschränkten monarchischen Souveränität der 1850er-Jahre übten aber eine fortwährende Wirkung auf die Gesinnung der Bürokratie in Österreich aus – auch nach der Geburt der Dezemberfassung, denn ihre Mitglieder betrachteten sich vor allem als die Beamten des Kaisers und des Kaiserstaates.

John Deak schreibt den Zusammenbruch der Monarchie während des Ersten Weltkriegs ausschließlich dem »Militärregime« (S. 268) zu, das binnen weniger Monate im Jahre 1914 einen seinen Staatsbürgern gegenüber repressiven Staat ins Leben gerufen habe. Aber wie war die Armee imstande, staatliche Institutionen wie Staatsbürger so rasch und umfassend den Kriegserfordernissen zu unterwerfen und rechtsstaatliche Normen abzuschaf-

fen? Ohne die Analyse der monarchischen Souveränitätsideale kann dies kaum erklärt werden: Nicht nur die staatliche Bürokratie, auch das Heer entging jedweder konstitutionellen Kontrolle.

John Deak stellt in diesem Werk wichtige, bis jetzt nicht hinreichend analysierte Faktoren im Prozess der staatlichen Entwicklung der Habsburgermonarchie vor, andere gewichtige Umstände werden jedoch vernachlässigt. *Ágnes Deák*

Ciprian Glăvan: Presa de limbă germană din Banat 1771–1867. [Die deutschsprachige Presse des Banats 1771–1867]. Cluj-Napoca: Argonaut 2015. (Colecția Institutului de Istorie »G. Barițiu« Cluj-Napoca. Seria: Istorie – Documente – Mărturii. Teze de doctorat: XVI.) 309 S.

Ciprian Glăvans Untersuchung über die deutschsprachige Presse im Banat in der Zeitspanne 1771–1867 ist eine gut dokumentierte, auf ein rumänischsprachiges Zielpublikum ausgerichtete Fach- und Fallstudie, die den Quellenwert der Zeitungen in der vom Verfasser gewählten Periode auch durch eine übersichtliche Struktur deutlich macht.

In der Auswahl der Tageszeitungen wird – aus Gründen des Materialumfangs und der unmittelbaren Zugangsmöglichkeiten zu existierenden Beständen – der Fokus auf jene Publikationen gelegt, die im rumänischen Teil des Banats erschienen sind. Die Inhaltsanalyse, die nach thematischen Schwerpunkten gegliedert wird, soll in der Absicht des Autors zur Aufarbeitung von regional- und lokalgeschichtlichen Schwerpunkten beitragen, indem etwa die letzteren die urbane Kultur Temeswars (rum. Timișoara) beleuchten. (S. 15) Die Untersuchung entspricht diesen Zielsetzungen und belegt ebenfalls, dass die zu Beginn gewählten Einschränkungsverfahren in der Bearbeitung des Gegenstandes gewinnbringend umgesetzt wurden. Der

Verfasser sieht von den in der regionalen historischen Presseforschung gängigen Übersichtsdarstellungen ab und legt stattdessen zahlreiche Aspekte frei, die in der Tagespresse dargestellt worden sind. Er erwähnt in seinem Vorwort auch die unterschiedlichen Bewertungen, die in der Fachliteratur über den Quellenwert der Presse formuliert wurden, um daran den eigenen Standpunkt ermitteln zu können. (S. 11f.) Die kritische Annäherung an den Forschungsgegenstand bzw. Ciprian Glăvans methodologische Absicherung sind hervorzuheben, da in der regionalen Presseforschung derartige objektive Positionierungen der Fachleute nicht häufig anzutreffen sind.

Im ersten Kapitel umreißt der Verfasser die Geschichte der deutschsprachigen Bevölkerung des Banats von der Ansiedlung bis zum Jahr 1867; u. a. beschreibt er auch die Architektur der neu gegründeten Ortschaften, deren Entwicklung er im folgenden Teil der Untersuchung auch anhand publizistischer Quellen nachgeht. Der Verfasser unterstreicht außerdem die Rolle der kulturellen Institutionen für das Gemeindeleben (vor allem jene von Kirche und Schule, aber auch Presse, Theater, Literatur, Architektur, bildende Kunst, Malerei und Musik werden von ihm genannt). Dadurch entsteht ein komplexes Bild der schwäbischen Gemeinschaft, das anschaulich, ohne Redundanz und in einprägsamer Art vermittelt wird.

Das sehr gut konzipierte folgende Kapitel verfolgt zunächst die Geschichte der Zensur innerhalb des Habsburgerreiches vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Jahr 1867 und macht durch ausführliche Erläuterungen die Einwirkungsmöglichkeiten dieser staatlichen Kontrollinstanz auf die Publizistik deutlich. Da in der Erforschung regionaler historischer Pressebestände dieser Aspekt entweder übergangen oder nur unzureichend angesprochen wird, verdient

der von Glävan vertretene Ansatz besondere Beachtung, vor allem auch deshalb, weil diesem Unterkapitel die Geschichte der wichtigsten Banater Druckereien und Zeitungen folgt.

Der Hauptteil der Untersuchung (S. 83–270) verfolgt die Entwicklung der Banater Presse, die in deutscher Sprache veröffentlicht worden ist, und stellt dafür mehrere Selektionskriterien auf. Zwei der drei Unterkapitel beschreiben und analysieren die wichtigsten publizistischen Erscheinungen bis bzw. nach 1849 in chronologischer Reihenfolge und verfeinern die Inhaltsanalyse durch weitere, auf die fachliche Spezifik der erforschten Publikation angewandte formale Unterteilungen. Das zwischen diesen beiden Teilen eingeschobene Unterkapitel, welches auch die zeitliche Zäsur deutlich macht, die der Gliederung zugrunde liegt, ist der Widerspiegelung der Revolution von 1848–1849 in der deutschsprachigen Presse des Banats gewidmet und verfolgt die Darstellung der Ereignisse im *Temeswarer Wochenblatt* und in der kurzlebigen Revolutionszeitung *Der Südungar*.

In Anlehnung an bisherige Ergebnisse aus der Sekundärliteratur führt der Verfasser gleich zu Beginn seiner historischen Übersicht die Korrektur einer Fehlinformation durch und eröffnet die Beschreibung mit der ersten, dem Gedankengut der Aufklärung verpflichteten Wochenzeitung *Temeswarer Nachrichten* aus dem Jahr 1771. Von den aufgezählten Rubriken bzw. Artikeln der insgesamt 13 erschienenen Nummern legt er den Fokus auf eine Abhandlung, welche die Banater Geschichte für die Leserschaft aufgearbeitet hatte, doch er befasst sich auch mit weiteren, für die regionale und lokale Geschichte bedeutsamen Inhalten der Zeitung.

Die nächste untersuchte Publikation ist die *Banater Zeitschrift für Landwirtschaft, Handel, Künste und Gewerbe* aus dem Jahr 1828. Entsprechend ihrem

fachlichen Profil und den darin behandelten Bereichen erweitert der Verfasser in diesem Fall die inhaltliche Analyse, die er mit zahlreichen Beispielen belegt. Aus der Zeitschrift geht u. a. hervor, wie sich das regionale Handwerkswesen durch die Einführung von Maschinen geändert hat, wie die Industrialisierung auf regionaler Ebene wahrgenommen wurde, welche Länder als beispielgebend für diese Entwicklung betrachtet wurden, welche Bedeutung der staatlich geförderten Ausbildung von Fachleuten (Meistern) zugesprochen wurde usw. Anhand der dargestellten Schwerpunkte zieht der Autor Schlüsse über die wirtschaftliche Lage im Banat zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Diese Ergänzung der chronologischen Darstellung um eine wirtschaftlich ausgerichtete Fachpublikation stützt die Zielsetzung des Autors, die regionale Presse auch aufgrund ihres Quellenwerts für verschiedene Bereiche des gemeinschaftlichen Lebens im Banat zu begutachten.

Wechselhaft gestaltet sich die Geschichte des *Temeswarer Wochenblatts*, das insgesamt zwar von 1831 bis 1849 erschienen ist, aber durch die inhaltliche und formale Umgestaltung 1840 die ursprüngliche Publikation als Anhang in eine neue Ausgabe eingeschlossen hat. Hervorzuheben sind in der Bearbeitung dieses Unterkapitels v. a. die zahlreichen Ausführungen zur Temeswarer Stadtchronik, zum Stadtbild selbst und zu etlichen (kulturellen und religiösen) Facetten im Alltagsleben der urbanen Gesellschaft. Die ab 1862 einsetzende und bis Anfang 1866 fortgeführte Nachfolgezeitschrift *Temeswarer Wochenblatt für Unterhaltung, Handel, Industrie und Gewerbe*, die im zweiten Teil der Chronologie behandelt wird, erschließt ihren Lesern u. a. Sitten, Bräuche, Religion und Aberglauben verschiedener Banater Bevölkerungsgruppen (Bulgaren, Rumänen und Zigeuner) und liefert zugleich Angaben

über Hexenverbrennungen; sie enthält ebenfalls wirtschaftliche Informationen.

Ins selbe Jahr 1862 fällt die Gründung der wohl bekanntesten Zeitung des Banats, der *Temeswarer Zeitung*, die bis 1949 erschienen ist und sich während zweier Jahrhunderte als aufmerksame Beobachterin des regionalen Zeitgeschehens profiliert hat. Demzufolge nimmt diese Publikation den umfangreichsten Teil der Postrevolutions-Periode der Studie in Anspruch. Glăvan untersucht Belege der ökonomischen Entwicklung des Banats, erläutert städtebauliche Fragestellungen, die in der Presse diskutiert worden sind, beleuchtet auch den Widerhall politischer Entscheidungen der Zeitspanne bis 1867 und analysiert Reiseberichte aus der Zeitung. Demzufolge entsteht für den Leser eine sorgfältig recherchierte Monografie der ersten Erscheinungsjahre der Zeitung. In der umfangreichen Darstellung werden jedoch inhaltliche Paraphrasen und eigene Interpretationen stellenweise nicht deutlich genug voneinander getrennt (vgl. etwa die Berichterstattung über die Gründungssitzungen der Handelskammer, S. 168f.). Diese Überlagerung kann beim Lesen auch irritierend wirken, da die unterschiedlichen Stilschichten – jene der damaligen Berichterstattung einerseits und jene der vom Autor unternommenen Analyse andererseits, welche die erstere reproduziert und kommentiert – für den Fachleser erkennbar sind. Es sollte jedoch vermerkt werden, dass dieses ein spezifisches Problem der regionalen historischen Presseforschung ist, die im Allgemeinen derartigen Ausdifferenzierungen wenig Bedeutung einräumt.

Die von Ciprian Glăvan als Dissertation eingereichte und verteidigte Untersuchung zur deutschsprachigen Presse des Banats von 1771 bis 1867 wurde vom Argonaut-Verlag in die Reihe *Geschichte – Dokumente – Zeugnisse (Istorie – Documente – Mărturii)* aufgenommen, die

vom Geschichtsinstitut »G. Barițiu« der Rumänischen Akademie in Klausenburg (rum. Cluj-Napca) betreut wird. Neben der wissenschaftlichen Bedeutung, die der Studie eindeutig zukommt, bietet der sehr gut geschriebene Text auch dem Laienpublikum eine anregende und ertragreiche Leseerfahrung. *Bianca Bican*

Mihai-D. Grigore: Neagoe Basarab – Princeps Christianus. Christianitas-Semantik im Vergleich mit Erasmus, Luther und Machiavelli (1513–1523). Frankfurt am Main: Peter Lang 2015. (Erfurter Studien zur Kulturgeschichte des orthodoxen Christentums. Hg. v. Vasilios N. Makrides. Bd. 10.) 433 S., 6 schw.-w. und farb. Abb.

Hier liegt eine beeindruckende, mit dem Preis der Gesellschaft zum Studium des Christlichen Ostens 2015 ausgezeichnete Habilitationsschrift eines Mainzer bzw. Bukarester Theologen und Historikers vor, der im Folgenden mit einer rezensierenden Beschreibung zu entsprechen versucht wird. Beeindruckend zunächst schon durch die Themenwahl und die methodologische Ausformulierung einer »synchronischen religionswissenschaftlichen« Perspektive (S. 19) einerseits sowie die in einer Fülle von Kommentaren und bibliographischen Hinweisen dokumentierte Gelehrsamkeit des jungen Autors andererseits. Das wird weiterhin durch die analytische Tiefe mancher Betrachtungen und die zahlreich in Text und Anmerkungen eingestreuten Eigenbeiträge – wobei es um ein wahrlich unzählige Male schon durchpflügtes Forschungsfeld geht – belegt.

Die Aufgabenstellung ist in mindestens zweifacher Hinsicht neu, aber nicht ungewöhnlich, wenn sich Grigore vornimmt, vier innerhalb eines einzigen Jahrzehnts entstandene Werke der nach äußeren Merkmalen scheinbar zusammengehörenden literarischen Textsorte frühneuzeitlicher *Fürstenspiegel* einer

semantisch axierten Diskursanalyse zu unterziehen, wobei er sein Hauptaugenmerk auf die *Lehrworte* des walachischen Landesfürsten Neagoe Basarab (1512–1523) legt. Die Einbeziehung der von orthodoxer Doxologie geprägten *Lehrworte des Neagoe Basarab an seinen Sohn Theodosius* (kirchenslawisch, um 1519/1520, Erstdruck 1843) in einen feinmaschigen Vergleich mit Erasmus von Rotterdams *Institutio Principis Christiani* (1516), Martin Luthers *Von weltlicher Obrigkeit* (1523) und Niccolò Machiavellis *Il Principe* (1513) ist ein Novum, welches den religions- und kulturhistorischen Raum des europäischen *Orbis Christianus* im frühen 16. Jahrhundert nicht nur um eine südosteuropäische Komponente ausweitet, sondern ihn zugleich zusammen mit den drei anderen *Fürstenspiegeln* aus humanistischer, lutherischer und immanent-diesseitiger Sicht zu einem ökumenischen macht. Die Rezeptionsgeschichte könnte unterschiedlicher nicht sein: Die drei gleich nach ihrer Abfassung im Druck erschienenen westlichen *Fürstenspiegel* in Latein (Erasmus), deutscher bzw. italienischer Volkssprache prägen und bereichern alsbald den gelehrten Diskurs. Die als einzige von einem Herrschaft tatsächlich ausübenden Fürsten verfassten *Lehrworte* (Grigore tendiert zur Autor-schaftshypothese Neagoe Basarabs und der kirchenslawischen Originalfassung) zirkulierten zwar in mehreren griechischen und altrumänischen Versionen, erreichen aber auch im südosteuropäischen Kulturraum keine den anderen drei Werken vergleichbare Rezeption.

Der Autor betont immer wieder, dass alle vier Werke Äußerungen einer synchronen, d. h. auch »zeitgemäßen«, in ihrer Epoche »modernen« Politischen Theologie darstellten (für die *Lehrworte* wird einschränkend der Begriff einer »walachischen Proto-Modernität« gewählt), die als vier etwa gleichzeitig formulierte »komplexe Sinndimensionen«

(S. 319) lokal, regional und kulturell unterscheidbar dargestellt und analysiert werden könnten (S. 18–19). Diese Politische Theologie wird nicht auf Carl Schmitt oder auf Max Webers Werte- und Normentheorie bezogen (S. 310, S. 327, S. 330), zu denen man wohl daher weder in der 80 Seiten umfassenden Bibliografie noch in Fußnoten einen Hinweis findet. Jedoch könnten die vier Werke durch den ihnen gemeinsamen ideellen Spektralbegriff der *Christianitas* – bzw. seiner anthropologischen Dimension wie seiner politischen Bezogenheit – miteinander in Verbindung gebracht werden.

Anhand der Frage nach der Stellung der in der Frühneuzeit noch immer zentralen normativen Sinnfigur des *Princeps Christianus*, des »guten« Herrschers oder des »neuen Menschen«, dessen Ursprung immer in der Person Christi zu finden ist, des *Princeps Christianus* als eines Wertes *sine qua non* im Netzwerk von Religion, politischer Öffentlichkeit und historischer Faktizität, arbeitet Grigore unterschiedliche Konnotationen heraus. Sie unterscheiden sich zwar vor allem infolge ihrer semantischen Ausformulierungen deutlich voneinander, haben aber doch auch dies gemeinsam, dass sie sich als eine damals bereits abzeichnende Spur des Herrscherdiskurses auf dem Weg seiner Säkularisierung lesen bzw. nachvollziehen lassen.

Eingebettet ist die zentrale Fragestellung Grigores in einen pluralen anthropologischen *Christianitas*-Begriff, bezogen auf die Idealvorstellung von christlicher Gemeinschaft der Menschen. Zwischen ihr und der realen historischen Faktizität (Wirklichkeit) besteht »offensichtlich« eine »Kluft«, die durch »Semantik« aufgelöst bzw. »aufgefüllt« werde (S. 320). Das geschieht auf verschiedene Art und Weise: Für Erasmus ist Erziehung der Menschen zur Einträchtigkeit wesentlich, um so die Antagonismen in der re-

alen Welt zu überwinden. Bei Neagoe Basarab ist es die in einem mystischen Vorgang erfolgende göttliche Erleuchtung des christlichen Herrschers, die allen Christen möglich sei; der christliche Staat ist dort, wo Gott gelobt wird. Bei Luther ist der christliche, der gute Fürst der passive Empfänger von Gottes Gnade, wodurch er sich zum Dienst an seinen Mitmenschen berufen weiß. Für diese drei Autoren liege der »hermeneutische Schlüssel« (S. 327) ihres Herrscherdiskurses immer eindeutig im Wert- und Erwartungshorizont des *Princeps Christianus*. Machiavelli verzichtet auf den Transzendenzbezug, sein Fürst ist nicht mehr der »*Principe christiano*, [sondern] *Principe savio*«, ein »Wissenschaftler« (S. 313), ein selbsterkorener und selbständig handelnder Politiker mit dem Ziel größten Erfolgs und möglicher Effizienz in seinem Agieren. Aber auch der Florentiner partizipiert indirekt insofern noch am idealen *Christianitas*-Begriff, als er die Nützlichkeit christlicher Rituale und moralischer Verankerungen für den politischen Erfolg bewertet.

Drei dieser unterschiedlichen Diskurse über die norm- und wertsetzende Sinnfigur *Princeps Christianus* werden um den zentralen, wenn auch »schillernden« (S. 16) Begriff der *Christianitas* konstruiert, der im 16. Jahrhundert noch für ein christliches Europa als historische Idee wie für Ökumene – die ganze zu christianisierende Welt –, für Mission stehen habe können. Nicht zu übersehen ist, dass für die Menschen in Europa die historische Zeit, in der diese vier *Fürstenspiegel* entstanden, vom Vordringen der Osmanen vordergründig zwar noch kaum berührt war, dieses tatsächlich aber bereits als zutiefst bedrohlich, als apokalyptisch wahrgenommen wurde. So nimmt keine der vier Schriften auf ein anderes Werte- und Normsystem als das der *Christianitas*, etwa den Islam, Bezug, wie Grigore festhält. Sie bleibt der Fix-

und Angelpunkt, der diese unterschiedlichen Herrschaftsdiskurse zentriert.

Von besonderem Interesse sind Grigores Anmerkungen zu Martin Luthers Zwei-Reiche-Lehre, die er in Form einer »auf den Kopf [gestellten] Pyramide« (S. 235) auslegt, dabei betonend, dass der Wittenberger Gelehrte und Theologe lebenslang um »theologische und existentielle« Erkenntniserweiterung gerungen habe und daher sein Denken und sein Werk als ein stetiges Kontinuum gesehen werden sollte. Luther werde meist nur als polarisierende Präsenz wahrgenommen, seine prophetische Dimension darüber jedoch vernachlässigt.

Den *Lehrworten* des walachischen Herrschers widmet Grigore verständlicherweise die meiste Aufmerksamkeit, nicht zuletzt in der Absicht, diesen *Fürstenspiegel* aus dem ostkirchlichen kulturellen Raum auch im westlichen bekannt zu machen. Dafür werden die Quellen, die Autorschaft, die Rezeption der *Lehrworte* und der komplexe Forschungsstand dazu untersucht. Zunächst aber wird auf den Fürsten Neagoe Basarab selbst ausführlich eingegangen, auf seine (wahrscheinlich uneheliche) Herkunft aus dem mächtigen oltensischen Geschlecht der Bane von Craiova, seine daraus folgenden Legitimitätsprobleme als nicht der Herrscherdynastie der Basaraba angehörend sowie vor allem auf seine überaus weitläufige Stifter- und Spendertätigkeit in der Walachei und an manche Klöster auf dem Athos, den Meteoren, nach Konstantinopel, Jerusalem und dem Sinai. Seinem kulturpolitischen Hauptwerk, der Errichtung des Kirchen- und Klosterkomplexes in Curtea de Argeş als Neagoes Grablege¹, gilt Grigores besondere Aufmerksamkeit. Dieses kostspielige

¹ Heute auch der rumänischen Königsdynastie der Hohenzollern, was die bleibende Symbolik dieses Ortes unterstreicht.

Mäzenatentum – es ist ausführlich in der *Vita* des Athosmönchs Gabriel Protos für Patriarch Niphon II. verzeichnet – galt in der rumänischen Historiografie lange als Verschwendung der Ressourcen des durch seine Teilhabe am Fernhandel an sich reichen Fürstentums (z. B. Alexandru D. Xenopol). Grigore führt die neuere rumänische Interpretation zu diesem Thema aus und macht sie sich für seine Herrscherinterpretation zunutze: Als erster wahrlich gebildeter rumänischer Fürst habe Neagoe seine Stiftertätigkeit durchaus umfassend kirchenpolitisch verstanden. So könne die Walachei nach der Eroberung Konstantinopels, Griechenlands, Bulgariens und Serbiens durch den Islam als das Glied zwischen der »Nea Roma« (Byzanz) und der späteren »Terza Roma« (Russland) gesehen werden. Von den 96 erhaltenen Urkunden aus Neagoes Fürstenzeit betreffen über die Hälfte (S. 49) seine frommen Stiftungen und Schenkungen an wichtige orthodoxe Einrichtungen in zahlreichen Räumen unter osmanischer Herrschaft. Daher sei im überwiegend symbolpolitischen Agieren des orthodoxen Stifters Neagoe Basarab als eines »sichtbar« tätigen christlichen Fürsten auch auf seine »kosmologisch verantwortungsbewusste herrscherliche Präsenz« (S. 35) zu verweisen.

Die durch die osmanische Einnahme von Jajce und Srebrenica (1512), Vidin und Belgrad (1521) gekennzeichnete geopolitische Bedrohungslage der Donauregionen am Beginn des Europafeldzugs von Süleyman II. (der schließlich 1526 in Mohács Ungarns König Ludwig II. besiegte und 1529 Wien belagerte) wird hier nur impliziert, Neagoe Basarab starb 1521. In den anderen drei Schriften ist die Türkenfurcht in Europa noch gar kein Thema. Zumindest bei den *Lebrwörtern* hätte darauf vielleicht mehr eingegangen werden können.

Grigore stützt sich im historischen Teil seiner Ausführungen auf die tradi-

tionelle rumänische Historiografie. Die weitläufigen bibliographischen Hinweise reichen, salopp gesagt, von Carl Auner bis A. D. Xenopol und Hélène Ahrweiler bis Eric Voegelin. Außer der genannten Quelle (G. Protos) und zwei Briefen ist fast nichts über den Fürsten Neagoe Basarab selbst bekannt. Dennoch mutet es etwas seltsam an, dass Grigore auch die drei späten walachischen Chroniken aus dem 18. Jahrhundert heranzieht. Unverständlich bleibt der zweimalige Hinweis auf die »walachischen Fürstentümer« (S. 63, S. 111), wobei es sich einmal auch um Siebenbürgen, um sächsische Handwerker aus Kronstadt und Hermannstadt handelt, das zweite Mal allein um die Walachei (V. Câdea). Der im modernen rumänischen Diskurs übermäßig präsente Begriff »Syntagma«, der auch hier öfter verwendet wird, ist für hiesige Leser wohl wenig verständlich. Anmerkungen wie diese schmälern nicht den außerordentlichen Wert des zu Recht ausgezeichneten Werkes.

Krista Zach

Maria Irod: Dieter Schlesak zwischen Moderne und Postmoderne. Berlin: Frank & Timme 2015. (Forum: Rumänien, Band 26; gleichzeitig: Bukarest: GGR-Beiträge zur Germanistik, Bd. 31.). 272 S.

Das Defizit an monographischen Studien zur regionalen Kultur- und Literaturwissenschaft mit dem Themenschwerpunkt Rumänien wurde erst in den letzten Jahren dank junger Germanistinnen und Germanisten ausgeglichen, die ihren Forschungsgegenstand thematisch einschränken, ihn aber dadurch ertragreich behandeln und es aufgrund der gewählten literaturtheoretischen Zugänge bewerkstelligen, dass sich aktuelle Interpretationsansätze nicht in einer bloßen Übernahme gängiger Terminologien ausschöpfen.

Auch Maria Irods Untersuchung gehört zu diesen Monografien über

deutschsprachige Autorinnen und Autoren aus Rumänien. Die Verfasserin vermerkt eingangs die Zielsetzungen ihrer Untersuchung und grenzt sich deutlich von dem »hauptsächlich auf Gesellschaftlichkeit und Geschichtlichkeit ausgerichtete[n] Beschreibungsmodell« (S. 10) ab, das auf den oben genannten Forschungsbereich abgefärbt hat, um stattdessen eine literaturwissenschaftliche Perspektive einzunehmen und das Werk Schlesaks in seiner internen Kohärenz mit dem Fokus »auf die Kerngedanken sowie auf die poetologischen Aussagen und die stilistischen Merkmale« (S. 9) zu interpretieren. Diesem Ansatz ist eine intelligent selektierte methodologische Vielfalt zu verdanken, die der Verfasserin durch die daraus entstandene Synthese einen originellen Zugang zum gewählten Thema sichert.

Ausgehend von der Voraussetzung, dass Schlesaks Texte grundsätzlich autobiographisch geprägt sind, greift Irod die von Wolfgang Iser getroffene Unterscheidung zwischen dem Fiktiven und dem Imaginären auf und erläutert dadurch, warum sie Texte unterschiedlicher Genres aus dem Gesamtwerk Schlesaks in ihrer Untersuchung miteinander verbindet. Mit Hilfe der Theorien von Richard Tarnas und Virgil Nemoianu bestimmt die Verfasserin des Weiteren den heuristischen Wert der Begriffskategorie »Postmoderne«, die – gemeinsam mit jener der »Moderne« – in einer typologischen Bedeutung angewendet wird. Darüber hinaus stellt sie das Frühwerk des untersuchten Autors auch in den Kontext der in Rumänien stattgefundenen Wiederentdeckung der Moderne in der Lyrik der 1960er- und 1970er-Jahre.

Um die von Interdisziplinarität und Intermedialität bestimmten Werke Schlesaks zu analysieren, rekurriert Irod auf die »Grenze« als Kern- und Oberbegriff für Schlesaks Gesamtwerk sowie für seine Biografie. Entsprechend diesem

Ansatz entwirft die Verfasserin eine Interpretation des Begriffes »Grenze« und seiner inhärenten Bildhaftigkeit, die als peratologische Ontologie und Ästhetik zusammengefasst werden kann und schon in Schlesaks Debütband *Grenzstreifen* (1968) zum Ausdruck gebracht wurde. Ein weiterer Aspekt, der im Zusammenhang mit dem Grenzbegriff ausdiskutiert wird, zielt auf Schlesaks Verwendung der Kategorien »Osten« und »Westen«, deren widersprüchliche inhaltliche und wertende Besetzung von der Verfasserin detailliert und nicht selten auch kritisch reflektiert wird.

Durch die thematische Erweiterung hinsichtlich Schlesaks Beschäftigung mit menschlichen Grenzerfahrungen (infolge seines Interesses an der Anti-psychiatriebewegung, an den Formen der gesellschaftlichen Disziplinierung des Wahnsinns, an der Tiefen- und an der Parapsychologie, an Nahtoderfahrungen) und mit bestimmten Traditionslinien in der Bibelauslegung bzw. der kabbalistischen Sprachmystik wendet sich die Verfasserin den Konsequenzen zu, welche daraus für das Literaturkonzept und Werk dieses Autors entstanden sind. Demzufolge stellt sie in der Prosa, v. a. im Roman *Vaterlandstage und die Kunst des Verschwindens* (1986), Manierismen fest, welche durch Montagetechnik, Zitierhäufigkeit und Collagen die Textkohärenz zerstören und eine anti-mimetische Poetik umsetzen, die von metaliterarischen Kommentaren durchzogen wird und auch an die kulturelle Tradition der Hermetik anknüpft. In der Lyrik werden intertextuelle Bezüge auf die Werke Hölderlins und Celans identifiziert und kommentiert; beide Autoren werden gleichermaßen als poetologische Chiffren der existenziellen und literarischen Grenzerfahrung und als textuelle Referenzen in lyrischen und essayistischen Texten Schlesaks erwähnt.

Auf zwei Begriffe, die Schlesak theoretisch und poetisch reflektiert, geht die Verfasserin in gesonderten Kapiteln ein. Die von Schlesak eingeführte »posthumie Poetik« – im Grunde auch ein humanistisch gefärbter Daseinsentwurf, in welchem sich Geschichtserfahrung und Ideologiekritik (mit den »post«-Stichworten: post-Holocaust, post-Gulag, post-Kommunismus), Interdisziplinarität (Einflüsse »post«-moderner Physik und Quantentheorie, zusammen mit der Kritik am Newton'schen Rationalismus; hieraus entstehen Annäherungen zwischen den Naturwissenschaften und der Literatur bzw. der Dichtung) und Transmedialität (oder: Gutenberg-Galaxie vs. Internet) mit dem Einbruch des Numinosen in die geschichtliche Entwicklung eklektisch und ineinandergreifend vereinen – nimmt die Verfasserin zum Anlass, daraus auch Merkmale der lyrischen Sprache des Autors abzuleiten. Diese sei als Erfahrung von zeitlichen und gedanklichen Brüchen, Denk- und Sprechsequenzen summierend, metaphorisch dicht und elliptisch, jedoch von den Sprachspielen der Moderne und von der Popliteratur der Konsumgesellschaft zu unterscheiden (vgl. S. 129–134). Dementsprechend reflektiert die Verfasserin auch auf den von Schlesak geprägten Begriff der »Zwischenschaft«, insbesondere im Zusammenhang mit dessen biographischen Erfahrungen, erkenntnistheoretischen Lektüren und Sprachbewusstsein. Sie zeichnet den Begriff unter verschiedenen Aspekten nach: mit Bezug auf den realen Autor als »Lebensweise« bzw. »Gratwanderung« (S. 134), als dessen Identitätssuche zwischen Individualität und Gruppenzugehörigkeit; mit Bezug auf den impliziten Autor als poetologische Beschreibung von »Produktivität« (ebenda) und als eine Sinnsuche durch das »mixtum compositum« einer Literatur, die durch die »intensive Selbsterforschung und die Versprachlichung der

eigenen Traumata« (S. 135) des Schreibenden Gattungsgrenzen überschreitet. Des Weiteren ist »Zwischenschaft« ein Beschreibungsmodell für postmodernes Denken, im Falle Schlesaks eben »eine mögliche Überwindung des Nihilismus zugunsten der Negativität« (S. 142), die in der Mystik zum Ausdruck gebracht wird und im Denken und Schreiben des Autors zu einer offenbarenden, d. h. »apokalyptischen« Dimension überleitet.

Die »Schreibtheorie und -praxis« Schlesaks (S. 151) werden von der Verfasserin an mehreren Aspekten des Gesamtwerks überprüft. Diesem Zweck dienen Überlegungen zu den Romanen *Capesius, der Auschwitzapotheker* (2006), *Vlad. Die Dracula-Korrektur* (2007), *Romans Netz* (2004) und *Vaterlandstage*, desgleichen zu Schlesaks erotischer Lyrik im Band *Lippe Lust* (2000) im Hinblick auf ihre sprachliche Realisierung und auf Schlesaks Reflexionen.

Die Untersuchung Maria Irods leistet eine gute Aufarbeitung des gewählten Themas, sie ist übersichtlich strukturiert, flüssig und anschaulich geschrieben. Es wäre jedoch notwendig gewesen, die Sekundärliteratur, auf die sich die Argumentation stützt (und die vor allem im ersten Teil durchaus gut selektiert und kombiniert wurde), anhand der Originalausgaben und nicht, wie das oft der Fall ist, aus zweiter Hand zu zitieren. *Bianca Bican*

Burkhard Olschowsky, Ingo Loose (Hgg.): Nationalsozialismus und Regionalbewusstsein im östlichen Europa. München: De Gruyter Oldenbourg 2016. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 59.) 463 S.

Vorhaben des vorliegenden Sammelbandes ist es, die mosaikhafte Struktur der deutschen Minderheiten im östlichen Europa in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts abzubilden. Der Schwerpunkt

dieser Publikation ist eine Reihe von Beiträgen, welche sich jeweils mit unterschiedlichen Aspekten zur Kultur, Erziehung, Wirtschaft, Politik und schließlich der Situation während des Zweiten Weltkriegs in unterschiedlichen Ländern auseinandersetzen. Dabei umschreibt schon der Titel des Sammelbandes das Hauptkonfliktfeld, welches die meisten Beiträge berühren, nämlich die Spannung zwischen althergebrachter Identität, die zumeist auf der jeweiligen Konfession beruhte, und dem deutschen Nationalismus, der sich ab den 1920er-Jahren durch die völkische Bewegung auch in den ländlichen Gebieten Ost- und Mitteleuropas auszubreiten begann. Behandelt wird in den insgesamt 21 Beiträgen die stolze Anzahl von 13 Ländern, wobei das Kerngebiet klar erkennbar Ungarn, Rumänien, die Slowakei und Serbien durch insgesamt 16 der Beiträge darstellen. Dadurch bilden also vor allem die deutschen Minderheiten der Siebenbürger Sachsen und der Donauschwaben eine inhaltliche Klammer des Sammelbandes.

Der aus der Tagung »Regionen des östlichen Europas« im Oktober 2013 in der Slowakischen Botschaft zu Berlin entstandene Band fasst in der Einführung die Intention der beiden Herausgeber straff und sehr gut gegliedert zusammen. Dieses geschieht durch die kurze Abhandlung einiger Schlüsselbegriffe, die zum besseren Verständnis und zur Einordnung des Sammelbandes in einen größeren historischen Kontext unerlässlich sind. So war aus nationalsozialistischer Perspektive sicherlich die Sicht auf die deutschen Minderheiten als »Nukleus einer Germanisierung« (S. 10) von erheblicher Bedeutung, auf die Minderheiten politisch, wirtschaftlich und bildungspolitisch Einfluss zu nehmen. Es geschah jedoch nicht allein aus einer nationalistischen Intention, sondern auch durch die Verbreitung und Verfestigung der antisemitischen Gesinnung unter

den deutschen Minderheiten, welche eine politische Gleichschaltung im Zuge des Zweiten Weltkriegs und die Beraubung und Ermordung der europäischen Juden erleichterte. In diesem Zusammenhang war auch die Rolle der Minderheiten als Ausgangsbasis für geheimdienstliche Tätigkeiten in den aus Sicht der nationalsozialistischen Regierung als unzuverlässig geltenden Ländern Südosteuropas von eminenter Bedeutung. Die Herausgeber arbeiten des Weiteren heraus, welche wichtige Rolle das Deutsche Auslandsinstitut (DAI) als Mittler zwischen den Minderheiten und dem Deutschen Reich einnahm (S. 12). Vor allem aber durch den 1925 gegründeten Akademischen Auslandsdienst (AAD) wurden nicht allein Angehörige der deutschen Minderheiten gefördert, sondern auch vielversprechende Talente der nichtdeutschen Studentenschaft. Ziel dieser Politik war es – wie es der Artikel Irina Nastasă-Mateis aufzeigt (S. 153–170) –, Sympathien für das nationalsozialistische Deutschland zu erzeugen.

Auf diese Weise sollten sich die Länder Südosteuropas möglichst von ihren traditionellen westlichen Verbündeten abkoppeln – beispielsweise im Falle Rumäniens von Frankreich – und die heranwachsenden Eliten so beeinflusst werden, dass eine der NS-Gesetzgebung entsprechende Politik aus eigenem Antrieb in den jeweiligen Ländern umgesetzt würde. Die Herausgeber betonen in diesem Zusammenhang, dass die »Stärkung des deutschen Volkstums« in der Politik gegenüber Ostmittel- und Südosteuropa stets zweitrangig geblieben sei, da das vorrangige Bestreben war, die Bündnispolitik zu befördern (S. 14).

Ein Beispiel eines gelungenen Beitrags ist die Arbeit von Mariana Hausleitner (S. 189–208), welche sich mit der Radikalisierung der Deutschen in Rumänien vor ihrer Gleichschaltung in den 1930er-Jahren beschäftigt hat.

Durch die konfessionelle Heterogenität innerhalb der deutschen Minderheiten ergaben sich unterschiedliche Loyalitäten hinsichtlich der Zentralregierung in Bukarest und dem NS-Regime in Deutschland. Hausleitner arbeitet zudem die Radikalisierung der jüngeren Generation anschaulich heraus, welche sich im Zuge der Rumänisierungspolitik und der Bodenreformen nach dem Ersten Weltkrieg zunehmend auf verlorenem Posten in dem territorial stark erweiterten Land sah. Im Fortlauf ihres Artikels zeigt sie die wachsenden parteipolitischen Erfolge nationalsozialistisch orientierter Kräfte unter der deutschen Minderheit auf und geht auf die sozialdemokratische und konservative Gegenbewegung zu diesen Kräften ein. Hausleitner schließt ihren Beitrag mit einer Rückschau auf die Auseinandersetzung in Rumänien nach 1945 über die Gleichschaltung der deutschen Minderheiten ab und widerspricht der These Josef Schmidts und Kaspar Hügels, welche diese als »freiwillige völkische Erneuerung« darstellten und die warnenden Stimmen der Konservativen davor nicht wahrnahmen (S. 206).

Ein weiterer sehr gelungener Artikel ist der Beitrag von Elisabeth Weber und Florian Danecke, der sich mit der Beteiligung der deutschen Minderheit an der Beraubung der rumänischen Juden auseinandersetzt (S. 209–228). Ausgangspunkt des Aufsatzes ist die ab Dezember 1940 beginnende Enteignungspolitik der jüdischen Bevölkerung zugunsten ethnischer Rumänen unter dem Antonescu-Regime. In diesem Zusammenhang ergaben sich jedoch auch Begehrlichkeiten der deutschen Minderheit, welche die Gunst der Stunde gekommen sah, sich unter dem Schlagwort »Arisierung statt Rumänisierung« jüdischen Besitz anzueignen, um dadurch ihre wirtschaftliche Position in Rumänien wieder zu stärken (S. 206). Dies lag allerdings nicht im Interesse einer nach Homogenisierung des Landes

strebenden Zentralregierung in Bukarest, so dass sich ein Konflikt zwischen der deutschen Minderheit und der Staatsregierung ergab. Der rumänische Staat war durch die vorangegangene Rumänisierungspolitik aber wirtschaftspolitisch in eine Schieflage geraten, welche die Autoren des Artikels mit dem Schlagwort »wirtschaftlicher Marasmus« (S. 214) – d. h. krankhafte Austrocknung – kennzeichnen. Die deutsche Minderheit profitierte auch von dem Beitritt Rumäniens zu den Achsenmächten im November 1940 sowie von den Bevölkerungsumsiedlungen nach dem Zweiten Wiener Schiedsspruch, welche den Anteil der deutschen Minderheit erhöhten und in einem Zusatzprotokoll zu der Verpflichtung der rumänischen Regierung führte, die Minderheit in jeder Weise mit ethnischen Rumänen gleichzustellen (S. 215). Die Folge dieses Abkommens war eine zunehmend selbstbewusst auftretende deutsche Minderheit, welche es, wie im Falle der Stadt Mediasch (rum. Medias) im November 1940, vermochte, alle jüdischen Unternehmen in einer konzentrierten Aktion zu übernehmen (S. 219). Eine wichtige Stütze bei der »Arisierungspolitik« in Rumänien war fraglos das Deutsche Reich, welches unter anderem Kredite für den Aufkauf jüdischen Besitzes bereitstellte (S. 223). Der Artikel verfolgt diese Entwicklungen der massiven deutschen Einflussnahme auf den rumänischen Staat noch über die Jahre des Zweiten Weltkrieges hinweg, endet aber mit einem Ausblick auf die Zwangsverwaltung der deutschen Minderheit nach dem Staatsstreich gegen Antonescu im August 1944 (S. 228).

Der letzte an dieser Stelle ausführlicher vorzustellende Beitrag stammt von Ondrej Podolec, der sich in ähnlicher Weise wie die zuvor besprochenen Artikel mit der Einflussnahme der karpatischeutschen Minderheit in einem mit dem Deutschen Reich verbündeten Staat

auseinandersetzt (S. 305–327). Dies geschieht in diesem Fall am Beispiel der Slowakei, welche in vielerlei Hinsicht ein besonderer Verbündeter NS-Deutschlands war. Podolec beginnt seine Ausführungen mit einer kurzen Darstellung der Entwicklungen ab dem Jahr 1938, die zu der Schaffung der politisch eigenständigen – allerdings in jeglicher Hinsicht von Deutschland abhängigen – Slowakei unter dem Diktator Jozef Tiso führten. In diesem Kontext hebt der Autor auch die Rolle der Deutschen Partei hervor, welche die ca. fünf Prozent der Bevölkerung umfassende karpatendeutsche Minderheit vertrat. Der kurzlebige slowakische Staat war nach dem Grundsatz »ein Volk – eine Partei« organisiert (S. 312), so dass jede nationale Minderheit des Landes jeweils in einer eigenen Partei zusammengefasst war. Dies führte unter anderem dazu, dass in national gemischten Kommunen der Proporz zwischen Staats- und Nationalitätenparteien nach dem Nationalitätenkataster festgelegt wurde (S. 314). Ziel der deutschen NS-Führung war es aber vor allem, einerseits durch die deutsche Minderheit ihren Einfluss auf die Slowakei zu sichern, andererseits nach außen den Schein der formalen staatlichen Souveränität des Landes aufrecht zu erhalten (S. 315). Podolec kann in seinem Beitrag nachweisen, dass es der deutschen Minderheit gelang, geradezu alle ihre Forderungen gegenüber der slowakischen Staatsführung durchzusetzen. Dadurch wurde die Deutsche Partei nicht zu einem Sprachrohr der Karpatendeutschen allein, sondern durch ihre konsequente Ausrichtung auf die organisatorische Struktur der NSDAP auch zu einem Vorposten nationalsozialistischer Politik in der Slowakei und damit zu einem wichtigen Bindeglied zum Deutschen Reich.

Die hier besprochenen Beiträge zeigen sehr gut auf, welche wesentliche Rolle die deutschen Minderheiten mitunter in

den Ländern des östlichen Europas als Vorposten der NS-Führung und damit wichtige Einflussnehmer auf Politik und Wirtschaft spielten. Die Beispiele der Länder Rumänien und Slowakei belegen, dass die durch Verträge und Allianzen gestärkten deutschen Minderheiten in einigen Fällen gewissermaßen als »Staat im Staat« agierten und so zum verlängerten Arm des »Dritten Reiches« wurden. Insgesamt kann dieser Sammelband aufgrund einer Fülle informativer Beiträge mit gutem Gewissen empfohlen werden. Kritikpunkt ist allenfalls die Zusammenfassung des behandelten Gebietes unter dem Begriff »östliches Europa«, obwohl ein klarer Schwerpunkt auf dem Gebiet des südöstlichen Europas liegt. Außerdem ist der Begriff historisch äußerst unscharf und wirft die Frage auf, warum nicht auch Beiträge zu den Wolgadeutschen in der Sowjetunion Beachtung gefunden haben. Auch durch die Auslassung einiger Beiträge, etwa zu Witebsk, Polen oder der Ukraine, hätte das inhaltliche Profil des Sammelbandes demnach noch gestärkt und ein ungewolltes Ausfransen vermieden werden können. *Johann Nicolai*

Ann-Kathrin Reichardt: Von der Sowjetunion lernen? Die Zensur sowjetischer belletristischer Literatur in der DDR in den 1970er und 1980er Jahren. Berlin: Lit Verlag 2014. 248 S.

Innerhalb der DDR-Forschung wurden die Mechanismen der literarischen Kontrolle in einer großen Anzahl von Publikationen thematisiert. Joachim Walther, Simone Barck, Martina Langermann, Siegfried Lokatis oder Dieter Löffler sind nur ein paar der Wissenschaftler, die die Lenkung und Politisierung der Literatur in der DDR gründlich recherchierten. Dennoch spielte in den wissenschaftlichen Diskussionen über die SED-Literaturpolitik die Zensur des Literaturimports aus der Sowjetunion

nur eine Nebenrolle. Die Zensurpraxis von Übersetzungen sowjetischer Belletristik wurde bislang unzureichend erforscht. Auch wenn es widersprüchlich erscheint, besonders weil die sowjetischen Grundsätze in der Ideologisierung der Literatur der DDR Leitbildfunktion hatten, waren die Übersetzungen sowjetischer Gegenwartsliteratur der gleichen Überprüfung auf ideologische Konformität wie die DDR-Literatur ausgesetzt. Ann-Kathrin Reichardt bringt mit dem vorliegenden Buch einen überzeugenden Beitrag zum Forschungsfeld der sowjetischen und ostdeutschen Zensurpraxis, indem sie die »Zensur zensierter Werke« (S. 211) erfolgreich untersucht.

Ann-Kathrin Reichardt studierte Kulturgeschichte Ost- und Ostmitteleuropas, Soziologie und Musikwissenschaften an der Universität Bremen, wo sie parallel zu ihrer akademischen Ausbildung als studentische Hilfskraft im Projekt »Soziale Sicherung im gesellschaftlichen Umgestaltungsprozess Russlands« mitarbeitete. Im Laufe ihres wissenschaftlichen Werdegangs übernahm sie verschiedene Tätigkeiten an der Forschungsstelle Osteuropa und erweiterte ihre Forschungsinteressen auf die Kulturgeschichte der DDR. *Von der Sowjetunion lernen? Die Zensur sowjetischer belletristischer Literatur in der DDR in den 1970er und 1980er Jahren* ist die leicht überarbeitete Fassung ihrer Dissertation, die sie 2012 an der Universität Bremen verteidigte und die nun im LIT Verlag erschienen ist.

In einer wohl artikulierten Wissenschaftssprache behandelt Ann-Kathrin Reichardt die Rolle der Zensur in der Literaturpolitik der SED und konzentriert sich auf die Kontrollmechanismen von Übersetzungen sowjetischer Belletristik in den letzten zwanzig Jahren der DDR. Die Autorin begrenzt den Untersuchungszeitraum auf die 1970er- und 1980er-Jahre, einerseits, weil diese Zeit-

spanne von den Versuchen geprägt war, die Verantwortung für die Manuskripte vollständig in die Hände der Verlage zu übergeben. Andererseits zeichnen sich die letzten Jahre der DDR-Diktatur durch Honeckers Bestreben, die DDR-Gesellschaft gegen die Pluralisierungstendenzen und Emanzipationsbestrebungen der Sowjetunion unter Gorbatschow abzuschotten, aus.

In ihrer Forschung bedient sich die Autorin des aufbewahrten Aktenmaterials der an der Zensur beteiligten Institutionen. Um sich der Problematik der Bücherkontrolle angemessen anzunähern, vergleicht Reichardt die im Bundesarchiv gelagerten Bestände des Ministeriums für Kultur (MfK) der DDR, Akten der Abteilung Wissenschaft und Kultur des Zentralkomitees der SED, Akten der Verlage und Akten des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS). Zudem ergänzt sie ihr Quellenmaterial durch Interviews mit Zeitzeugen und schließt dadurch verschiedene Lücken, die sich in der Arbeit mit schriftlichen Quellen ergeben.

Das Buch ist in fünf Kapitel gegliedert. Zunächst erläutert Reichardt den Zensurbegriff, der das Fundament ihrer Forschungsarbeit bestimmt, indem sie sowohl auf soziologische als auch auf literaturtheoretische Ansätze eingeht. Reichardt liefert eine Zensurvorstellung, die auf den Besonderheiten der Kanonisierungsvorgänge in der DDR basiert. Obwohl in den 1980er-Jahren das Dogma des Sozialistischen Realismus zunehmend an Bildungskraft verlor, ließen die Kulturfunktionäre nach wie vor die literarischen Werke an den Prämissen des Dogmas messen, was schließlich zu paradoxen Zensurmaßnahmen führte.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt auf der Funktion und Wirkung der am gesamten Publikationsprozess sowjetischer Literatur beteiligten Institutionen, die im zweiten und dritten Kapitel grundlegend dargestellt werden. Hier

deckt die Autorin die Rolle des staatlichen Zensuramts, der Verlage und Redaktionen, der Organe der kommunistischen Staatspartei und der Staatssicherheit auf, indem sie exemplarisch auf zwei unterschiedliche Genres eingeht: die belletristische Literatur über den Zweiten Weltkrieg und die Dorfprosa. Einleuchtend behandelt Reichardt inhaltliche Aspekte von Zensur anhand exemplarisch ausgewählter Romane und Erzählungen. Dabei betont sie die Funktion der Verlagslektoren, die durch die Gestaltung ihrer Gutachten die Publikationschancen eines Buches erhöhen oder verringern konnten. Sie analysiert die sprachlichen und gestalterischen Besonderheiten der einzelnen Gutachten und veranschaulicht die Ausführungen der Lektoren zum Inhalt und zum Anliegen der Autoren. Schließlich erkennt sie einen immanenten Subtext der Gutachten und verbindet diesen mit der Taktik des Durchbringens eines Buches.

Im letzten Kapitel lenkt Reichardt den Blick auf Manipulationsmechanismen des Diskurses (Steuerung der Rezensionen, Hinzufügung ideologiekonformer Vor- oder Nachworte) und ergänzt das Bild der Vorzensur durch ihre Untersuchungen zur Nachzensur. Rezensionen zu Übersetzungen der sowjetischen Belletristik wurden von bekannten Slawisten und angestellten Redakteuren verfasst. Aufgrund der Textanalysen stellt Reichardt eine weitgehende Gleichschaltung der verwendeten Sprachmuster und inhaltlichen Aussagen fest. Die häufige Wiederholung floskelhafter Wendungen und der Gebrauch offizieller Ausdrücke steuerten und kontrollierten die Rezeption sowjetischer Literatur in der DDR.

Die Arbeit besticht durch den interkulturellen Vergleich sowjetischer und ostdeutscher Zensurpraktiken, durch die gelungene Textauswahl und die ausführlichen Analysen der Gutachten. Die Struktur untermauert die ausgeprägte

Ordnung der Argumentation, die Einteilung der Kapitel ist nachvollziehbar und ermöglicht eine schnelle Übersicht über den Inhalt. Ann-Kathrin Reichardt legt eine gelungene Arbeit vor, in der sie die Zuverlässigkeit des allgegenwärtigen Slogans der SED-Propaganda »Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen!« hinterfragt. *Claudia Spiridon*

Gerhard Seewann, Karl-Peter Krauss und Norbert Spannenberger (Hgg.): Die Ansiedlung der Deutschen in Ungarn. Beiträge zum Neuaufbau des Königreiches nach der Türkenzeit. München: R. Oldenbourg Verlag 2010. (Buchreihe der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa, Bd. 40.) 233 S.

Unmittelbar nach 1689 setzte ein langwieriger Migrationsprozess nach Ostmittel- und Südosteuropa ein, im Rahmen dessen deutsche Familien mit Kindern, Hab und Gut ihr soziales Umfeld verließen und in die Fremde zogen auf der Suche nach einem besseren Leben. Diese Auswanderung wurde durch ein Impopulationspatent des Wiener Hofes ins Leben gerufen. Die Migration nach Osten wurde im 18. Jahrhundert staatlich gesteuert, insofern Zentralbehörden, Territorialadministrationen und Privatleute bei der Anwerbung von Unternehmungslustigen aus dem Heiligen Römischen Reich zusammenarbeiteten und für die Ansiedlung in den von den Osmanen zwischen 1686 und 1718 allmählich eroberten Territorien sorgten.

Das Buch *Die Ansiedlung der Deutschen in Ungarn. Beiträge zum Neuaufbau des Königreiches nach der Türkenzeit* ist das Ergebnis einer internationalen Tagung, die im Jahre 2008 in Pécs mit dem Ziel stattfand, Facetten dieses Migrationsphänomens aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen zu präsentieren. Nach einem von Gerhard Seewann verfassten

Vorwort zum Erscheinungskontext und zur Bedeutung des Bandes folgen zehn Studien, die sich demografischen, wirtschaftlichen und soziokulturellen Fragen zuwenden.

Die Studienreihe beginnt mit einem Beitrag zur Geschichtsschreibung der Ansiedlung, in dem Norbert Spannenberger österreichische und ungarische Referenzarbeiten zusammenfasst. Die Studie ist aber mehr als eine synoptische Bestandsaufnahme. Sie ist eine Bilanz zum Aussagegehalt koexistierender Geschichtsdeutungen, die vorher nicht zusammengetragen oder hinterfragt wurden. Der Ansatz Spannenbergers ist deskriptiv-analytisch, sein Verfahren transparent. Die Arbeit baut auf komparativen Methoden auf. Sie verknüpft Autorenbiografien und -tätigkeiten mit Vergangenheitsauffassungen, historische Ereignisse mit Rezeptionen. Die Studie stellt Wechselwirkungen auf diesen Ebenen fest und zeigt jene historischen Leitmotive, die die Wahrnehmung der deutschen Siedler in Ungarn bis ins 20. Jahrhundert beeinflussten.

Unter dem postulierten Ziel, die habsburgische Siedlungspolitik in Ungarn zu beleuchten, thematisiert Ernst Dieter Petritsch nach einem Geleitfragment zum »Einrichtungs-Werk« die Besiedlung des Temeswarer Banats mit Kolonisten aus dem Heiligen Römischen Reich und die Umsiedlung evangelischer Untertanen aus dem österreichischen Raum nach Siebenbürgen. Die Auffassung, die aus dem Titel ergeht und auch in anderen Beiträgen aus diesem Band zu lesen ist, dass das Banat und Siebenbürgen nach Ende einer langen osmanischen Herrschaft, die die seit dem Hochmittelalter überdauernden kulturellen Stränge unterbrach, immer noch selbstverständliche Bestandteile eines mittelalterlichen Ständestaates seien, der in der Form aufgehört hat zu existieren und nach Zurückdrängung der Osmanen in seiner ganzen Pracht

wiederentsteht, ist eine These, die als unrealistisch kritisiert werden muss, zumal diese zwei Territorien den Weg in den Okzident zurückfinden mussten und den Monarchen aus dem Haus Habsburg nicht in ihrer Funktion als ungarische Regenten unterstanden. Siebenbürgen und das Banat waren durch Kriegsrecht erworbene Territorien, die nach ihrer Einrichtung als Provinzen eigenständige, von Ungarn getrennte Existenzen führten – das Banat bis 1778 und Siebenbürgen bis 1860. Der Beitrag behandelt jedoch die Zeit bis 1778, und den Raum zwischen den Karpaten und der Theiß in jener Epoche als Ungarn zu bezeichnen entspricht nicht den Tatsachen. Diese unreflektierte Kontextualisierung wirft ein Schattenbild auf einen klaren und informativen Tagungsbeitrag zur Ansiedlung der Deutschen im Donau-Karpaten-Raum – ein Fachtext –, der edierte Archivquellen sowie einschlägige Fachliteratur auswertet.

Márta Fata untersucht die Besiedlung ungarischer Staatsgüter in der Epoche Josefs II. Fata zeigt, wie unterschiedlich der Kaiser und die Verwaltung die Ansiedlung angedacht hatten und wie diese letztendlich durchgeführt worden ist. Der Beitrag wertet Domäneakten, Resolutionsbücher, Staatratsprotokolle, Handbilleten des Kaisers aus dem österreichischen sowie Akten der Hofkanzlei aus dem ungarischen Staatsarchiv aus. Er bereichert nicht nur die Migrations-, sondern auch die Agrarwirtschaftsgeschichte, zu der sich Fata übrigens auch in dem 2014 erschienenen Buch *Migration im kameralistischen Staat Josefs II.* kompetent äußert.

Im Vergleich zu Fatas Studie ist György Kurucz' Beitrag über die *Agrarwirtschaft und Kolonisation in Ungarn im 18. Jahrhundert* eine Zusammenschau von Erkenntnissen aus der ungarischen Fachliteratur, die einer Interpretation unterzogen werden. Der Autor fragt unter

anderen danach, wieso die Behörden und Grundherren die Ansiedlung von Deutschen jener der Nachbarvölker bevorzugten, und versucht, in der Arbeitsorganisation und Bodenständigkeit der ersten eine Antwort zu finden. Auch wenn diese Antwort unter den präsentierten Voraussetzungen plausibel erscheint, ist es doch auffallend, dass sie nicht die ganze Argumentationspalette ausschöpft und nicht durch repräsentative Fallbeispiele aus erster Hand untermauert wird. Als Auswirkungen dieser Besiedlungspolitik werden die Ausweitung landwirtschaftlicher Flächen und die Exportsteigerung in Ungarn angeführt. Auch wenn der Beitrag keine bahnbrechenden Erkenntnisse bringt, so erfüllt er doch sehr gut das, was er im Titel verspricht: einen Überblick über den ungarischen Forschungsstand zu bieten.

Die wirtschaftlichen Auswirkungen präsentiert Zoltán Kaposi, der von den Zuständen in Ungarn ausgeht und zeigt, wie die Siedler Landwirtschaft betrieben, wie sie den Markt mit ihren Produkten diversifizierten und wie sie es verstanden Stadtgemeinden, zu organisieren, so »dass gewerbliche und landwirtschaftliche Impulse auf die einheimische Wirtschaft wirkten und so langfristig einen wichtigen Beitrag zu den Modernisierungsprozessen leisteten.« (S. 123) Kaposi Beitrag ist gut strukturiert und durchaus informativ in Bezug auf die Situation in Transdanubien, auch wenn es sich in diesem Fall wiederum um eine Synthesearbeit handelt.

Von einem Fallbeispiel ausgehend, in dem mehrere bedürftige deutsche Familien auf Kosten ihrer Dorfgemeinde in Ungarn angesiedelt werden sollten, was aber letztendlich an den zu strengen Forderungen scheiterte, die die Gastbehörden stellten, problematisiert Karl-Peter Krauss den Realitätsgehalt des alteingesessenen Mythos des mittellosen Kolonisten. Er zeigt, dass »neben dem bei der

Auswanderung mitgenommenen Vermögen ein in der Summe nicht unerheblicher Geldtransfer durch Erbschaften erfolgt ist« (S. 161). Der Autor erforscht die Rolle der Behörden im Vermögentransfer und schildert Transaktions- wie Investitionsformen. Es steht außer Zweifel, dass Krauss einen recht guten Überblick über die Archivbestände hat. Er untersucht Notariatsakten, Inventare, Testamente, Vollmachtscheine, Noten, Privatbriefe usw. in Archiven aus Deutschland, Österreich, Ungarn und Serbien und schafft es Verbindungen zwischen Belegen herzustellen, was ihm wiederum ermöglicht, Schlussfolgerungen zu ziehen. Allein die Fülle und Zerstretheit der Akten über Hofstellen-, Komitats-, Magistrats-, Guts- und Privatarchive zeigt die Dimension des Phänomens und zeugt von einem enormen Zeit- und Arbeitsaufwand bei der Rekonstruktion von Standardprozeduren. Über die Darstellung administrativer Abläufe werden aus dem Alltag abgeleitete Fälle präsentiert, die dem Ganzen eine Note von »Menschlichkeit« verleihen.

Zoltán Csepregi schreibt über die Geistlichen, die sich um das Seelenheil der evangelischen Siedler kümmerten. Nur in zwei Fällen wurden Prediger aus der Heimat mitgebracht. Die übrigen Seelsorger waren Ungarn oder in Ungarn geborene Deutsche und Slowaken. Sie förderten eine Toleranz, die sich für den Landesaufbau als besonders förderlich erwies.

Anders als die evangelischen Gläubigen brachten die Katholiken ihre Priester mit. Dies wird bei Zoltán Gózy ersichtlich, der das Bild der Deutschen anhand von Protokollen und Pfarreinkonskriptionen untersucht. In seinem Beitrag wird die Lage der deutschen Pfarrer und Lehrer sowie die Fürsorge der Gemeinden für ein geordnetes Kirchenleben thematisiert.

Gábor Barna zeigt den deutschen Einfluss im Kirchenleben Ungarns, der da-

durch verstärkt wurde, dass die meisten Wallfahrtsorte im Ansiedlungsgebiet der Deutschen lagen. Durch das Weiterpflegen des Heimatkults in den Ansiedlungs-orten und den kulturellen Austausch mit Einheimischen kam es in den Wallfahrtsorten zu einer Symbiose mit lokalen Elementen.

Die Studien von Csepregi, Gózszy und Barna sind wertvoll für diesen Band, denn sie ergänzen das Bild über die Ansiedlung, indem sie die religiöse Dimension dieses Phänomens ausmalen und die spirituellen Wertvorstellungen als ein immaterielles Erbgut thematisieren.

Katharina Wild untersucht die donauschwäbischen Dialekte. Durch die Angleichung der Mundarten aus der alten Heimat bildeten sich zunächst einzelne Ortsdialekte, die sich zu einem Regiolekt zusammenschlossen. Mit der Zeit entstanden zwei große Sprachvarianten: eine im Norden und eine im Süden. Die Administration, die Schule und das Militär, die bis ins 20. Jahrhundert im Einflussbereich Wiens standen, bereicherten den Dialektwortschatz mit österreichischen Begriffen und Floskeln, von denen einige im Sprachgebrauch überlebt haben.

Als Tagungspublikation ist der Band eindeutig für Fachkundige gedacht. Formell zu bemängeln wäre dann aber die Vernachlässigung einiger redaktioneller Standards wie das Führen eines Literatur- und Quellenverzeichnisses oder die den Autoren und/oder Editoren womöglich nicht aufgefallene Existenz von Passagen im Text, die aufgrund vorangehender Zitate lokalisierbar, jedoch nicht selbst mit den entsprechenden Fußnoten versehen sind.

Der Band hätte auch für Laien zugänglicher gemacht werden können, wenn man eine Einführung ins Thema und ein Nachwort verfasst hätte, das die Hauptgedanken zusammenfasst. Dessen ungeachtet sind die Beiträge gut recherchiert. Einige davon sind mit

neuem Material aus jenen Archiven belegt, die Quellen über die Ansiedlung beherbergen.

Der Band vermittelt Einblicke in Sektoren wie Wirtschaft, Handel und Urbanität, lässt Religion und Sprache als Pfeiler der Zivilisation und Gesellschaft aber auch nicht zu kurz kommen. Er veranschaulicht vor allem Errungenschaften, die den Siedlern zu verdanken sind.

Was dieses Werk von der Fachliteratur abhebt, ist die thematische Vielfalt, in der die Ansiedlung präsentiert wird, und die Originalität jener Beiträge, die auf Grundlagenforschung beruhen. Diese leiten einen Perspektiven- und Paradigmenwechsel auf einem Gebiet ein, das nach dem Zweiten Weltkrieg in den »Untergrund der Historie« verbannt wurde und seit 1990 ein gelungenes Comeback feiert. Dieses Comeback ist übrigens auch dem Einsatz der Urheber dieses Bandes und der von ihnen vertretenen Institutionen zu verdanken. *Vasile Ionuț Roma*

Berichte

Nachwuchsgermanistentagung in Bad Kissingen: »Ostmitteleuropa in literarischen Reisebeschreibungen«

Vom 25. bis 29. Oktober 2015 fand die von der Akademie Mitteleuropa e. V. veranstaltete 10. Mitteleuropäische Nachwuchsgermanistentagung in Bad Kissingen mit dem Schwerpunkt »Ostmitteleuropa in literarischen Reisebeschreibungen« mit über 50 Studierenden, Doktoranden und Lehrenden aus Deutschland, Estland, Lettland, Polen, Rumänien, Tschechien und Ungarn statt. Die Tagung wurde von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) gefördert und diente dazu, ostmittel- und osteuropäische Regionen in literarischen Reisbeschreibungen deutschsprachiger Autoren des letzten halben Jahrtausends kennenzulernen, inhaltliche und methodische Forschungsfragen zu diskutieren, um Anregungen für eigene Forschungsmöglichkeiten zu erhalten. Die Tagung setzte eine 2005 begonnene Veranstaltungsreihe fort.

Othmar Andree (Berlin) beleuchtete am Beispiel der Stadt Czernowitz (ukr. Tscherniwzi) die historische Situation der Sprachen in der Bukowina (heute Ukraine und Rumänien), die in der Zwischenkriegszeit bzw. vor dem Ersten Weltkrieg in Czernowitz gesprochen wurden, wobei er herausstellte, dass dem Deutschen als Amts-, Verkehrs-, Umgangs- und nicht zuletzt literarische

Sprache eine herausragende Rolle zufiel, solange die Bukowina als habsburgisches Herzogtum Teil des Machtbereichs der Donaumonarchie war. Mit der Rumänisierung der Bukowina nach dem Ersten Weltkrieg verschwand die Bedeutung der deutschen Sprache, die sich in die bürgerlichen und privaten Lebensräume zurückzog. Die Juden, die einen Großteil der Bevölkerung der Bukowina und der Stadt Czernowitz ausmachten, hielten weiter an der deutschen Sprache fest. Mit ihr bewahrten sie über den ernüchternden und zermürbenden Alltag hinweg wenigstens in dieser idiomatischen Sphäre die Vorkriegsverhältnisse und schufen sich auf den kulturellen und sozialen Ebenen, in Vereinen und Verbänden, Zustände und Rechtspositionen, wie sie in der Monarchie Allgemeingut waren.

Frank Schablewski (Düsseldorf) stellte unter dem Titel »*Sehnsuchtsort Czernowitz*« die Erinnerungen und darauf bezogene Gedichte von Alfred Kittner (1906–1991) vor. Mit den autobiographischen Erinnerungen versuchte Schablewski, die Zwischenkriegszeit zu beleuchten mit »Stadtansichten« eines Lyrikers, der durch seine Lebensaufzeichnungen das Thema der Reiseliteratur als Lebensreise gedeutet hat.

Hans-Jürgen Schrader (Genf) sprach über Joseph Roths (1894–1939) galizische Reisefeuilletons der 1920er-Jahre, die als »Reisebilder« keine journalistische

Reportagen darstellten, sondern stimmungsvolle, in anekdotische Erzählung mündende Essays, die mit ungewöhnlicher psychologischer Finesse und emotionskräftiger Begrifflichkeit das Typische des aufgerufenen Geschichtsmoments, der Region und ihrer ethnographisch vergegenwärtigten Bevölkerungsgruppen erfassten.

Orsolya Lénárt (Budapest) beschäftigte sich mit barocker Reiseliteratur über Ungarn. Die Bildungs- und Gesandtschaftsreisen bzw. Kavaliertouren prägten das Leben des Barockmenschen, und die Reisen durch Europa bzw. in den »exotischen« Osten motivierten die Reisenden zur Aufzeichnung eigener Erlebnisse. Im Vortrag wurden drei der Reiseliteratur zuzuordnenden Werke unter dem Aspekt der Vermittlung von Fremdbildern – v. a. Ungarnbildern – analysiert (Salomon Schweigger, Martin Zeiller und Eberhard Werner Happel).

Zu deutschsprachigen Reiseberichten über Böhmen und Mähren in der frühen Neuzeit sprach Pavlína Kleiberová (Olmütz/Olomouc). Ein grundsätzliches Forschungsdesiderat sei die Erforschung der Reiseliteratur über die böhmischen Länder. Bei den frühneuzeitlichen Reiseberichten handle es sich in den meisten Fällen um Berichte, die als Folge oder während einer längeren Reise entstanden sind. Es sind Texte, in denen die Beschreibungen der Landschaft, Kultur, der Bewohner und deren Sitten sehr oft durch spezifische Verhaltensratschläge und andere Hinweise, zum Teil auch durch Tagebucheinträge, ergänzt werden.

Das Interesse von Michael F. Runowski (Berlin) galt Reiseberichten aus Ost- und Ostmitteleuropa von Musikern des 18. und 19. Jahrhunderts. Osteuropa war ein attraktives Reiseziel für ausländische Musiker; die russischen Metropolen waren ab dem 18. Jahrhundert blühende Musikzentren. Polen erlebte zwar nach 1795 einen massiven Niedergang,

der einen Musikerexodus nach sich zog. Den Bedarf an Musikern für den Privatunterricht deckten sukzessiv Musiker aus Westeuropa. Runowski stellte Jakob von Stählin (1709–1785), Wilhelm von Zuccalmaglio (1803–1869) sowie Clara und Robert Schumann (1819–1896 bzw. 1810–1856) vor.

Der Beitrag von Rafał Biskup (Breslau/Wrocław) widmete sich den ostmitteleuropäischen Reisen bei Günther Anders, Hans Lipinsky-Gottersdorf und Sabrina Janesch im 20. Jahrhundert mit dem Ziel, einzelne Darstellungen Polens aus »deutscher« Perspektive zu analysieren.

Jan Pacholski (Breslau) behandelte das Bild des Riesengebirges und dessen Einwohner in Reiseberichten des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Mit dem Bau einer Laurentiuskapelle auf der Schneekoppe im 17. Jahrhundert durch den Grafen Schaffgotsch begann auch die touristische Erschließung dieses Gebirgszuges, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von den aufgeklärten Universalgelehrten aufgesucht und beschrieben wurde. Die Reiseberichte der schlesischen, böhmischen, aber auch sächsischen Wanderer, die in ihren Arbeiten auf berühmte Vorbilder von Schweizer Autoren Bezug nahmen, wurden zum Hauptthema des Vortrags, in welchem die klassischen Wanderrouten vorgestellt wurden.

Adrian Madej (Breslau) setzte sich zum Ziel, den aktuellen Stand der Debatte zum historischen Erbe im heutigen Wrocław wiederzugeben, insbesondere die Rolle der schlesischen Literatur in der Erinnerungskultur. Zu den bekanntesten zeitgenössischen polnischen Autoren von Kriminalromanen zählt der gebürtige Breslauer Marek Krajewski. Der promovierte Altphilologe hat sich mit seiner Krimiserie, deren Handlungen hauptsächlich in Breslau in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts spielen, nicht nur in Polen einen Namen gemacht.

Anžela Fomina (Libau/Liepāja) befasste sich mit der Darstellung der kurländischen Güter in den Werken der deutschbaltischen Autoren Ulrich von Schlippenbach und Johanna Conradi. Die Deutschbalten stellten den Adel und den Großteil des Bürgertums in den ursprünglichen baltischen Provinzen Kurland, Livland, Estland und Ösel dar. Das Gutshaus war das Zentrum der Lebenswelt des baltischen Adels in den ländlichen Regionen und Mittelpunkt der landwirtschaftlichen Aktivitäten des Gutes. Der Alltag auf den deutschbaltischen Gütern und deren Landschaften wurde in den Reiseberichten von deutschen und deutschbaltischen Autoren widergespiegelt.

Dr. Varvara Degtjarova (Hamburg) widmete sich der medialen Weiterentwicklung der tradierten Russlandbilder der Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts. Die wechselseitige deutsch-russische Wahrnehmung blicke auf eine lange Geschichte zurück; sie sei von zahlreichen historischen Begegnungen, sowohl von positiven als auch negativen Erfahrungen im Laufe vieler Jahrhunderte geprägt. Das 18. Jahrhundert sei, so Degtjarova, das Zeitalter der Neuentdeckung Russlands durch die Deutschen und damit Quelle der heutigen Wahrnehmung Russlands.

Thomas Schares (Bayreuth; Bukarest/București) untersuchte am Beispiel von Helmuth von Moltke (1800–1891), wie das Wenige, das der junge von Moltke in den 1830er-Jahren aus der Dobrudscha zu berichten hatte, erste Wegmarken für eine zivilisatorische Ausdeutung dieses Landstrichs setzte, die einen Kulminationspunkt während des Ersten Weltkriegs in den zahlreichen Zeugnissen deutscher Reisender aus dem zeitweise besetzten Gebiet findet. Es zeigte sich, dass sich bestimmte Muster der Wahrnehmung wiederholen und im Zuge einer sozio-kulturellen Wahrnehmungsmechanik,

die sich aus kurrenten Strukturen einer Kulturanalyse mit kolonialen, hegemonialen und in Ansätzen rassistischen Momenten speist, das Bild einer halbzivilisatorischen und letztlich zu kultivierenden Region zeichnen.

Tünde Beatrix Karnitscher (München; Budapest) erforschte anhand der »Reise in Siebenbürgen« von Lőrinc Szabó, einem der bedeutendsten Lyriker der modernen ungarischen Literatur (1900–1957), die Wahrnehmung des Vertrauten in der Fremde. Texte über die zwei Siebenbürgen-Aufenthalte – seit Trianon zu Rumänien gehörig – des Autors in den Jahren 1927 und 1935 beförderten die Forschungsneugierde. Aus ihnen wird ersichtlich, dass Szabós Reise nicht durch die Sehnsucht nach Alteritätserfahrung motiviert wurde, sondern von dem Wunsch, die unveränderte Heimat wiederzuentdecken bzw. sich auf sie zurückzubesinnen.

Marijana Erstić (Siegen) stellte zum einen die literarische Stadtgeschichte Dubrovniks vor, die deutlich europäisch geprägt ist (u. a. von Pierre de Ronsard, Marin Držić, William Shakespeare, Ivan Gundulić, Heinrich von Kleist, Achim von Arnim, Hermann Bahr, Johannes R. Becher); darüber hinaus behandelte sie die »Dalmatinische Reise« von Hermann Bahr aus dem Jahr 1909 eingehender. Die Erfahrung der Mobilität beherberge, so die leitende These, stets das Faszinationsmuster des Fremden, das im Vortrag vom Interesse war.

András F. Balogh (Budapest; Klausenburg/Cluj-Napoca) bot in seinem Referat ein umfassendes Bild über die Reisebeschreibungen und belletristischen Texte deutscher Autoren des 17. Jahrhunderts, die nach oder über Ungarn und Siebenbürgen reisten. Die Wahrnehmung dieser Autoren – Ebergard Werner Happel, Daniel Speer, Martin Zeiler, Jakob Vogel – auf die Region und auf die Bevölkerung wurde von humanistischen oder refor-

matorischen Ideen der sich immer stärker verbreitenden Renaissanceliteratur mit neuen empirischen Sichtweisen geprägt.

Neben den literaturwissenschaftlichen und -historischen Vorträgen und Präsentationen gab es die Begegnung mit einem zeitgenössischen Autor. Der frühere Journalist und Osteuropakorrespondent Peter Pragal (Berlin) las aus seinem »Prager Notizen 2015« genannten Blog.

Gustav Binder

Nachwuchsgermanistentagung: »**Ostmitteleuropa in literarischen Reisebeschreibungen**«

Veranstalter: Akademie Mitteleuropa e. V.
Bad Kissingen, 25.–29. Oktober 2015

**Nachwuchsseminar in Klausenburg:
»Nationalstaat und ethnische
Homogenisierung.
Ungarn und Rumänien im Vergleich
(1918/19–1950)«**

Zur Förderung des akademischen Nachwuchses veranstaltet die Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa e. V. (KGKDS) jedes Jahr ein Nachwuchsseminar. Es wendet sich an Studierende und Doktoranden aus den Bereichen Geschichtswissenschaft, Soziologie, Geografie, Empirische Kulturwissenschaft und Literaturwissenschaft. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer werden im Rahmen einer internationalen Ausschreibung des Seminars ermittelt.

Das Nachwuchsseminar, das die KGKDS in Zusammenarbeit mit der Babeş-Bolyai-Universität Cluj, dem Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen (IdGL), dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München und dem Zentrum zur Erforschung deutscher Geschichte und Kultur in Südosteuropa an der Universität Tübingen veranstaltet hat, wurde auch 2015 im

Rahmen der Jahrestagung der KGKDS zum Thema »Nationalstaat und ethnische Homogenisierung. Ungarn und Rumänien im Vergleich (1918/19–1950)« angeboten und war zugleich mit der Beteiligung der Seminar Teilnehmerinnen und -teilnehmer an der überdachenden Tagung verbunden. Die Tagung fand an der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg (rum. Cluj-Napoca) vom 8. Oktober bis 10. Oktober 2015 statt. Der Auftakt war mit dem Festakt zum Anlass der 40-jährigen Kooperationspartnerschaft der Babeş-Bolyai-Universität und der Eberhard-Karls-Universität Tübingen in der Aula Magna der Klausenburger Universität verbunden.

Aus den auf die Ausschreibung eingegangenen Bewerbungen wurden 14 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus sechs Ländern (Deutschland, Österreich, Rumänien, Russland, Schweiz und Ungarn) ausgewählt, die an dem eintägigen Seminar am 8. Oktober 2015 teilnehmen konnten. Geleitet wurde das Seminar von den Klausenburger Wissenschaftlern Dr. Lorand Mádly und Dr. Lucian Turcu. Das Thema des Seminars entsprach jenem der Jahrestagung und bildete damit auch eine Ein- und Hinführung. Nach einer Vorstellungsrunde erfolgte eine grundsätzliche Einleitung in die Thematik durch die beiden Seminarleiter, in deren Mittelpunkt Rumänien und Ungarn am Ende des Ersten Weltkriegs standen. Auf dieser Grundlage und anhand von Text- und Quellenbeispielen wurden dann mehrere Themenfelder diskutiert. Zunächst interessierte »Die Genese des Minderheitenschutzsystems« nach den Pariser Vorortverträgen. Eine zentrale Frage befasste sich mit den Folgen dieses Systems für die Minderheiten – namentlich in den beiden Staaten Rumänien und Ungarn. Breit wurde die Stabilität bzw. Brüchigkeit der neuen politischen Konstellation am Ende des Ersten Weltkriegs, insbesondere mit Blick auf Süd-

osteuropa, diskutiert: Handelte es sich um ein Diktat der Sieger? Inwieweit fand das nationalstaatliche Prinzip Anwendung? Wie war die rechtliche Lage der Minderheiten?

In diesem Zusammenhang erwies sich, dass die politische Diskussion darüber in den beiden Ländern diametral unterschiedlich geführt worden war. In beiden Staaten, einem Verlierer und einem Gewinner des Ersten Weltkriegs, stellte sich vor dem Hintergrund der tief greifenden Transformationsprozesse, die von wirtschaftlicher, politischer und gesellschaftlicher Instabilität geprägt waren, die Frage, welche Alternativen es zum Minderheitenschutzsystem gab. Für beide sich dezidiert als »Nationalstaaten« verstehenden Länder stellte sich nach dem Ersten Weltkrieg die Minderheitenfrage neu, sowohl für das territorial dezimierte Ungarn als auch das sein Territorium deutlich ausweitende Großrumänien. Damit war der zweite Schwerpunkt des Seminars angesprochen: das Verhältnis von Mehrheit und Minderheit in den beiden Staaten. Ein solches wurde insbesondere am Beispiel Rumäniens erörtert, das angesichts seiner territorialen Zuwächse viele Minderheiten umschloss und daher in dieser Zeit auch als Nationalitätenstaat bezeichnet wurde. Rumänien betrieb, das zeigen viele wirtschaftliche und politische Maßnahmen, eine »Rumänisierungspolitik«, von der es sich eine Etablierung des Nationalstaates versprach. Dass dieses nur mäßig gelang, zeigt sich sowohl an seiner ungarischen als auch an seinen deutschen Minderheiten deutlich.

Gerade auch mit Blick in die neuere Zeit zeigte die Diskussion, dass Fragen zum Verhältnis von Mehrheit und Minderheiten, wie sie sich akut nach dem Ersten Weltkrieg in den beiden Staaten stellten, eine bis heute andauernde Wirkung entfalten. Damit leitete das Seminar bereits in das nächste Zeitfenster des drei-

teiligen Tagungszyklus über, der 2016 das Thema »Nationalstaat und ethnische Homogenisierung. Ungarn und Rumänien im Vergleich« in der Zeit von 1950 bis 1989/90 in den Mittelpunkt stellen wird.

Das Seminar bereitete die Teilnehmerinnen und Teilnehmer durch die intensive Diskussion sowie durch einen im Vorfeld zur Verfügung gestellten Reader intensiv auf die Thematik der internationalen wissenschaftlichen Tagung vor. Der Austausch zwischen den Studierenden aus verschiedenen Ländern erwies sich als unschätzbare Vorteil, weil durch die gemeinsame Arbeit die von dem jeweiligen »nationalen« Gesichtspunkt geprägten Interpretationsmodelle und Klischees zum Ausdruck kamen und diskutiert werden konnten. Dies trug zum Verständnis und zur besseren Einordnung der jeweiligen Standpunkte bei.

Beáta Márkus und Maria-Daniela Stanciu

Nachwuchsseminar: »Nationalstaat und ethnische Homogenisierung. Ungarn und Rumänien im Vergleich (1918/19–1950)«

Veranstalter: Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa e. V. in Zusammenarbeit mit der Babeş-Bolyai-Universität Cluj, dem Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen, dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München und dem Zentrum zur Erforschung deutscher Geschichte und Kultur in Südosteuropa an der Universität Tübingen Klausenburg, 8. Oktober 2015

**Interdisziplinärer Workshop:
»Deutsch-jüdische Geschichte
im Donau-Karpaten-Raum:
Bestandsaufnahme und Potentiale«**

Deutsche und jüdische Geschichte können nicht isoliert voneinander betrachtet werden, sondern sind in vielerlei Weisen miteinander verbunden. Dies gilt insbesondere für den ostmittel- und südost-

europäischen Raum, wo Deutsche und Juden als ethnisch-kulturelle Minderheiten seit jeher zusammenlebten. Der vom IKGS (München) und der BKM-Juniorprofessur für Südosteuropäische Geschichte (Tübingen) organisierte Workshop nahm sich diesen vielfältigen Wechselbeziehungen an. Ziel der Veranstaltung, die am 22. und 23. Januar 2016 in München stattfand, war nicht nur, den aktuellen Stand der Forschung festzustellen, sondern auch Desiderate für eine weiterführende Beschäftigung mit der deutsch-jüdischen Kultur und Geschichte im Donau-Karpaten-Raum im 19. und 20. Jahrhundert zu benennen.

Anlass der Tagung bildete die Übergabe des Nachlasses des aus der Bukowina stammenden, ab 1959 in Israel lebenden Schriftstellers Manfred Winkler (1922–2014) an das Archiv des IKGS in München im laufenden Jahr. Nach seiner Emigration veröffentlichte Winkler auch auf Hebräisch. Wie Florian Kühner-Wielach (IKGS/München) einleitend betonte, sei die Lebensgeschichte Winklers exemplarisch für die Komplexität einer deutsch-jüdischen »Bindestrich-Identität« in der Region. Gerade im Donau-Karpatenraum haben sich aufgrund der großen ethnisch-kulturellen Vielfalt und der wechselvollen historischen Bezüge vielfältige Formen von Zugehörigkeit, Identität und Selbstverständnis entwickelt. Carl Bethke (Tübingen) knüpfte daran in den anschließenden Bemerkungen an. Insbesondere für den ostmitteleuropäischen Raum müssten deutsche und jüdische Identitäten und Identifikationen als flexible Kategorien begriffen werden. Die Forschungen dürften sich nicht nur auf Beziehungen und Begegnungsräume zwischen Angehörigen dieser Gruppen beschränken, sondern müssten auch deren z. T. verschränkte *images* bei den Mehrheitsgesellschaften und anderen Bevölkerungsgruppen berücksichtigen. Diesen Gedanken griff auch Christoph



Prof. Dr. Carl Bethke, BKM-Juniorprofessor in Tübingen und Exzellenz Professor Dr. Ivo Goldstein, Botschafter der Republik Kroatien in Frankreich und bei der UNESCO (v. l.)

Augustynowicz (Wien) in dem einführenden Beitrag »Galizien als Gegenstand deutsch-jüdischer Diskurse« auf. Die deutsch-jüdische Geschichte der Region zeichne sich im besonderen Maße durch Prozesse wie Migration, Transfer und Verflechtung aus.

Die erste Sektion der Tagung beschäftigte sich mit der jüdisch-deutschen Geschichte im sog. »langen 19. Jahrhundert« und ihrer spezifischen Ausprägung im Donau-Karpaten-Raum. Zunächst berichtete Tamara Scheer (Wien) über die Praxis der Zuordnung jüdischer Soldaten im Rekrutierungsprozess des habsburgischen Militärs. In der Doppelmonarchie waren zwölf Sprachen als Regimentssprachen anerkannt. Deutsch hatte als »imperiale Sprache« einen großen Stellenwert, Hebräisch oder Jiddisch hingegen wurden als Regimentssprachen amtlich nicht berücksichtigt. Scheer machte deutlich, dass es schon allein durch die amtliche Einordnung der Sprachverwendung der Rekruten im habsburgischen Militär zu einer Nationalisierung kam.

Eli Tauber (Sarajevo) berichtete im Anschluss über die Geschichte der aschenasischen Juden in Bosnien. Die nach der habsburgischen Besatzung 1878 eingewanderten deutschsprachigen Juden leisteten einen nicht zu unterschätzen-

den Beitrag für die soziale und kulturelle Entwicklung des Landes, wie Tauber betonte. Obwohl zwischen sephardischen und aschkenasischen Juden aufgrund der unterschiedlichen Lebensführung oft auch Konflikte bestanden, kam es in vielerlei Bereichen zu Verbindungen.

In der zweiten Sektion der Tagung »Jüdische Literatur(en): Akteure und Resonanzen« wurden literaturwissenschaftliche Annäherungen an die Fragen des Stellenwerts der (deutsch-)jüdischen Literatur in der Region behandelt. Olaf Terpitz (Wien) betonte in einem einführnden Beitrag, dass in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der deutsch-jüdischen Literatur insbesondere der Stellenwert der Sprache und das Phänomen der Mobilität berücksichtigt werden müssten. Zwar habe in der jüdischen Literatur der Region zweifelsohne die deutsche Sprache dominiert, aber auch jiddische Autoren seien fester Bestandteil der jüdischen Literatur Ost- und Mitteleuropas. Insbesondere in der Publizistik des 19. Jahrhunderts spielte Jiddisch eine große Rolle.

Iulia-Karin Patrut (Flensburg) referierte anschließend über das Werk des Schriftstellers und Journalisten Karl-Emil Franzos. Franzos, der ursprünglich aus Galizien stammte und später in Wien und Berlin lebte, erlangte durch seine detaillierten ethnographischen Berichte über Reisen nach Ost- und Ostmitteleuropa schon zu Lebzeiten Bekanntheit. Patrut betonte, dass Franzos innerhalb der europäischen Literaturlandschaft der Wende zum 20. Jahrhundert eine »singuläre Position« innehatte. Das Spannungsverhältnis von deutscher und jüdischer Zugehörigkeit habe sein Werk ebenso geprägt wie der spezifische »West-Ost-Blick«.

Abschließend referierte Gerhard Langer (Wien) über den jüdisch-deutschen Schriftsteller Soma Morgenstern, der in Galizien aufgewachsen war und später

in Wien lebte. Angesichts der nationalsozialistischen Bedrohung war Morgenstern 1942 in die Vereinigten Staaten emigriert. Morgenstern war jiddischsprachig groß geworden und hatte sich im Laufe des Lebens mehrere Sprachen angeeignet. Zum Deutschen, das für Morgenstern in seinen Wiener Jahren zur Alltagssprache wurde, habe er aber stets ein sehr ambivalentes Verhältnis gehabt. In seinem im amerikanischen Exil entstandenen Werk *Die Blutsäule*, in dem Morgenstern literarisch die Situation der jüdischen Bevölkerung eines galizischen Dorfes Ende des Zweiten Weltkrieges beschreibt, offenbare sich diese Distanz deutlich.

Der dritte Tagesabschnitt setzte einen zeitlichen Fokus auf den Ersten Weltkrieg und die Zwischenkriegszeit. Mariana Hausleitner (Berlin) berichtete zunächst über die »Veränderungen in den Beziehungen zwischen Deutschen und Juden in der Bukowina« im Zeitraum zwischen den Jahren 1910 und 1940. Hausleitner betonte, dass in vielen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts von einer weitgehend »friedlichen Koexistenz« beider Gruppen ausgegangen werden könne. Die nach den Pariser Vorortverträgen einsetzende Rumänisierung habe einen entscheidenden Einfluss auf das Zusammenleben beider Gruppen gehabt und in vielen Bereichen zu einer Annäherung geführt. In den Krisenjahren der späten 1920er-Jahre kam es schließlich zu einer zunehmenden Radikalisierung der deutschstämmigen Bevölkerung und zu offenen antisemitischen Anfeindungen gegen Juden in der Bukowina. Nachdem Mitte der 1930er-Jahre in Rumänien nationalliberale Kader an die Macht gekommen waren, gab es zwischen Deutschen und Juden auch politisch kaum mehr gemeinsame Anknüpfungspunkte.

Unter den Titelworten »Selbstverständnis und Fremdbagrenzung« re-

ferierte Hildrun Glass (München) im Anschluss über das Verhältnis von Deutschen und Juden in Rumänien nach Ende des Ersten Weltkriegs. Glass betonte, dass es zwar schwer sei, für beide Gruppen eine gemeinsame Identität festzustellen; dennoch sei aber davon auszugehen, dass seit jeher enge Verflechtungen zwischen Deutschen und Juden in Rumänien bestanden haben – dies nicht nur im wirtschaftlichen Bereich, sondern auch auf familiärer Ebene. Die Radikalisierung der späten 1920er-Jahre habe diese häufig sehr engen Kontaktfelder in Frage gestellt. Deutlich nachvollziehen ließe sich dies insbesondere anhand von lebensgeschichtlichen Quellen.

Annamarija Lukić (Esseg/Osijek) setzte in ihrem anschließenden Beitrag einen lokalen Fokus und untersuchte die politischen Einstellungen von Deutschen und Juden im kroatischen Osijek (dt. Esseg) im Zeitraum zwischen 1918 und 1929. In den sich den Deutschen zurechnenden Teilen der kroatisch-slawnischen Bevölkerung habe insbesondere die von Stjepan Radić geführte kroatisch-republikanische Bauernpartei, die sich für die Selbstbestimmung Kroatiens stark machte, großen Zuspruch erhalten. In Esseg war fast die Hälfte der Bevölkerung deutscher Herkunft, so dass bei den lokalen Wahlen 1925 die »kroatische Option« eine klare Mehrheit bekam und die zentralistischen Regierungsparteien ins Hintertreffen gerieten.

Zsolt Vitári (Fünfkirchen/Pécs) referierte im Anschluss über die deutsch-jüdischen Beziehungen in Ungarn und betonte, dass die deutsche und jüdische Geschichte Ungarns vor dem Hintergrund eines in den Zwischenkriegsjahren stetig zunehmenden Anpassungsdruckes betrachtet werden müsse. Deutsche und Juden kristallisierten sich in dieser Phase zu »inneren Feinden« der ungarischen Nationalstaatsidee. Gleichzeitig ist zu beobachten, dass – analog zur Entwick-



Workshop in der Bibliothek der Graduiertenschule

lung in der ungarischen Bevölkerung – auch in der deutschen Jugend Antisemitismus und Judenhass zunahmen. Vitári wies darauf hin, dass die beziehungs-geschichtlichen Verbindungen zwischen Deutschen und Juden bislang kaum aufgearbeitet seien.

Der zweite Veranstaltungstag wurde durch eine Keynote von Ivo Goldstein (Zagreb, Paris) eröffnet, der einen Schwerpunkt auf die beziehungs-geschichtlichen Zusammenhänge zwischen Deutschen und Juden im südslawischen Raum setzte. Im Laufe des 18. Jahrhunderts habe sich in der Region ein genereller Wandel vollzogen, indem die habsburgische Verwaltung Deutsch zur Amtssprache erklärte und sich deutsche Kolonisten in der Region ansiedelten. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts habe sich im Zuge eines wachsenden nationalen Bewusstseins der südslawischen Bevölkerung die Stimmung schrittweise gegen die ungarische und habsburgische Verwaltung und gleichsam auch gegen Schwaben und Deutsche gewandt. Vor allem seit dem Zerfall der Monarchie hatten Juden und Deutsche in Slawonien und Kroatien mit einem zunehmenden Anpassungsdruck zu kämpfen. Wenngleich viele assimilierte Juden und Deutsche die kroatische Selbstbestimmung befürworteten, wurden beide Gruppen immer weiter marginalisiert. Die inneren Beziehungen beider Gruppen haben sich seit Ende der 1920er-Jahre aufgrund eines zunehmen-

den Antisemitismus in der deutschen Bevölkerung zusehends verschlechtert. In den 1930er-Jahren wurde die »Harmonie der Bevölkerungsgruppen« in der Region endgültig zerstört.

Die anschließenden Panels behandelten die beziehungsgeschichtlichen Entwicklungen zwischen Deutschen und Juden in den Jahren nach der Shoa und setzten einen regionalen Fokus auf Jugoslawien, Transnistrien und die Bukowina. Zunächst berichtete Wieland Köbsch (Hamburg) über die Erinnerungsdiskurse in Lebensgeschichten und Autobiografien von jugoslawischen Shoa-Überlebenden und deren Blick auf die Deutschen in Jugoslawien nach 1945. Köbsch argumentierte, dass sich das jüdisch-deutsche Verhältnis in Erinnerungen zwischen den beiden Polen »Vergeltungswunsch und Verständnis« einordnen ließe. Vor allem ehemalige Anhänger der Partisanenbewegung hätten Tendenzen zu einer kollektiven Verurteilung.

Benjamin Grilj (St. Pölten) berichtete anschließend über den »Holocaust von Transnistrien«. Die östlich des Dnjestr gelegene Region war zwischen 1941 und 1944 bis zum Einmarsch der Roten Armee rumänisch besetzt. In dieser Phase wurde ein Großteil der ansässigen jüdischen Bevölkerung verschleppt und ermordet. Zudem wurden auch aus anderen Landesteilen, aus der Bukowina und Galizien, Juden in die Lager Transnistriens deportiert. Grilj wies darauf hin, dass die Geschichte des Holocausts in der Region kaum aufgearbeitet sei. Ein Großteil der möglichen Quellen ist verschwunden oder zerstört. Unter sowjetischer Einflussnahme wurde die öffentliche Erinnerung an die Geschehnisse nicht zugelassen. Auch im rumänischen Diskurs wurde die Erinnerung an den Holocaust bisweilen unterdrückt.

Gaëlle Fisher (Augsburg) referierte aus ihren Forschungen zu dem Mitteilungs-

blatt *Die Stimme*, das seit 1944 von bukowinischen Juden in Palästina herausgegeben wurde. Fisher konzentrierte sich in ihrer Untersuchung auf die inhaltlichen und thematischen Schwerpunkte der Zeitschrift in den ersten fünf Jahren ihres Erscheinens. Für die bukowinischen Juden, die vor Verfolgung und Deportation in ihrer Heimat nach Palästina bzw. Israel geflohen waren, galt *Die Stimme* als eine Art Sprachrohr. Der Opferdiskurs sowie Fragen nach Täterschaft und Teilhabe spielte in den ersten Jahren des Erscheinens eine große Rolle. Auch für die zionistischen Ideen und Forderungen der Dachorganisation der bukowinischen Juden in Israel *Chug Olej Bukowina* war *Die Stimme*, die in deutscher Sprache erschien, eine offene Plattform.

Francisca Solomon (Jassy/Iași) untersuchte in ihrem Referat den Identitätsdiskurs in den Werken bukowinischer Autoren. Solomon betonte, dass sich in der Region eine einzigartige »(österreichisch-)deutsch-jüdische« Konstellation ergeben habe, was sich auch im literarischen Kanon spiegele. Als Beispiel führte Solomon den bukowinischen Autor Alexander Spiegelblatt (geb. 1927) an, der in der Bukowina aufgewachsen war und während der rumänischen Besatzung nach Transnistrien deportiert wurde. Spiegelblatt war nach der Shoa in die Bukowina zurückgekehrt, wanderte aber 1964 nach Israel aus. In Werken wie *Schatten klopfen ans Fenster* reflektierte Spiegelblatt die Erfahrungen seiner Kindheit und Jugend im multiethnischen Umfeld der Bukowina. Jiddisch war für Spiegelblatt stets Bezugssprache und diente ihm nicht nur als Mittel der kulturellen Selbstvergewisserung, sondern auch als Ersatzwelt für die durch die Shoa zerstörte Heimat.

Abschließend berichtete András Balogh (Budapest, Klausenburg) über den bukowinischen Autor Josef Burg (1912–2009), der als »letzter Autor jiddischer

Sprache« gelten könne. Burg war in einer jüdischen Familie in Czernowitz aufgewachsen, wo er nach Stationen in Wien und Moskau ab 1958 wieder lebte. Ab Anfang der 1980er-Jahre veröffentlichte Burg literarische Texte und Zeitschriften in jiddischer Sprache und beschäftigte sich in seinem literarischen Werk insbesondere mit der jüdischen Kultur in der Bukowina. Balogh betonte, dass in Burgs Selbstverständnis imperial-österreichische Bezüge eine große Rolle gespielt hätten. Gleichzeitig habe er stets einen sehr emotionalen Zugang zur jiddischen Sprache gehabt, die für ihn Ausdruck seiner regionalen Identität und der kulturellen Zugehörigkeit zur Bukowina gewesen sei.

Der Workshop machte deutlich, dass die Forschung zu den deutsch-jüdischen Beziehungen im Donau-Karpaten-Raum in vielen Bereichen noch am Anfang steht und vielerlei Leerstellen aufweist. So sind die beziehungsgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen Deutschen und Juden für viele regionale Kontexte Ostmitteleuropas bislang nur wenig aufgearbeitet. »Das Deutsche« und »das Jüdische« als diskursive Bezugs- und Identifikationspunkte bildeten oft keine Gegensätze, sondern waren sich in weiten Teilen überschneidende Phänomene. Die historischen Wissenschaften haben bislang hauptsächlich einzelne, oft sehr scharf und per definitionem voneinander abgegrenzte Gruppen in den Blick genommen und dabei interethnische und interkulturelle Wechselbeziehungen wenig berücksichtigt. Zudem sind die inneren Verschränkungen von Deutschen und Juden mit den Mehrheitsgesellschaften und anderen Bevölkerungsgruppen bislang nur unzureichend erforscht. Eine Möglichkeit der Annäherung an diesen Komplex bieten neben mikrogeschichtlichen Ansätzen vor allem lokal- und stadthistorische Forschungen im Sinne der Area Studies. Weiterhin wurde deutlich, dass der Tä-

ter- und Opferdiskurs künftig weiter in den Blickpunkt der Forschungen rücken muss.
*Sebastian Sparwasser**

Interdisziplinärer Workshop: »Deutsch-jüdische Geschichte im Donau-Karpaten-Raum: Bestandsaufnahme und Potentiale«

Veranstalter: Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München; BKM-Juniorprofessur für Südosteuropäische Geschichte, Universität Tübingen in Zusammenarbeit mit der Graduiertenschule für Ost- und Südosteuropastudien, München/Regensburg und dem Doktoratskolleg »Das österreichische Galizien und sein multikulturelles Erbe«, Universität Wien München, 22.–23. Januar 2016

* Tagungsbericht von Sebastian Sparwasser: Deutsch-jüdische Geschichte im Donau-Karpaten-Raum: Bestandsaufnahme und Potentiale, 22.01.2016 – 23.01.2016 München. Variierte Textfassung in: H-Soz-Kult, <<http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6487>>, 15.04.2016.

»Der Luthereffekt im östlichen Europa. Geschichte, Kultur, Erinnerung.« Berlin, Deutsches Historisches Museum, 8.–10. März 2016

Das reformatorische Geschehen veränderte das politische und konfessionelle Gefüge in Europa tiefgreifend. Es wirkte sich auf die Reiche und Territorien ebenso aus wie auf die Regionen, Städte und Herrschaften. Die lutherische (und vorlutherische) Reformation und die personellen »reformatorischen Netzwerke« erstreckten sich mit bis heute wirksamen Folgen auch auf das östliche und südöstliche Europa: Als städtisches Phänomen zeigt sich bereits sehr früh der reformatorische Einfluss aus Wittenberg in den 1520er-Jahren etwa in der Stadt Breslau oder in den livländischen Städten Dorpat (estn. Tartu), Riga (lett. Rīga) und Reval (estn. Tallinn). Mit den

frühen Kirchenordnungen im Herzogtum Pommern (1535) oder in Siebenbürgen (1547) kam es zu regionalen Konsolidierungen. Anders in Böhmen und Mähren; dort fassten die reformatorischen Ideen Martin Luthers im Vergleich zu anderen Städten und Regionen erst relativ spät und unter Vorbehalt Fuß – sah man doch Vieles bereits durch Johannes Hus (gest. 1415) und seine »böhmische Reformation« vorweggenommen.

Die vom Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg und dem Deutschen Historischen Museum (DHM) in Berlin in Zusammenarbeit mit dem Historischen Institut der Universität Stuttgart, dem Institut für Germanistik der Universität Breslau (poln. Wrocław) und der Juniorprofessur für die Kunstgeschichte Ostmitteleuropas am Institut für Kunstwissenschaft und Historische Urbanistik der Technischen Universität Berlin veranstaltete Tagung konzentrierte sich genau auf diese, in den spezifischen Disziplinen oft sehr gut bearbeiteten, in der Wissenschaftsgemeinschaft ebenso wie in der kirchlichen und allgemeinen Öffentlichkeit jedoch oft unterrepräsentierten und wenig bekannten Regionen in Europa.

Winfried Eberhard (Leipzig) verglich in seinem Eröffnungsvortrag die Königreiche Polen, Böhmen und Ungarn als »Rezeptionsregionen« der Wittenberger Reformation, wobei der Adel bzw. die Magnaten, zum Teil auch die Städte, – oft in Opposition zum Landesherren – im Rahmen der Ständegesellschaften die jeweils entscheidende Rolle spielten. Es entwickelten sich konfessionelle Pluralitäten, die in sich am stärksten in Böhmen auch wieder zusammenfanden. Die zunehmend antiklerikale Gesinnung des Adels führte in Polen letztlich zu einem »friedlichen Scheitern« der Reformation, das in Böhmen deutlich gewaltsamer vonstättend. Konfessionelle Kon-

tinuitäten lassen sich, als Teil der Ständefreiheit, in Ungarn beobachten.

Dem Mit- und Gegeneinander der Bekenntnisse im östlichen Europa widmete sich der erste Tagungsschwerpunkt. Matthias Weber (Oldenburg) differenzierte am Beispiel der Religionsfrieden von Augsburg (1555 für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation), Kuttenberg (1485 für Böhmen), Thorenburg (1568 für Siebenbürgen), Warschau (1573 für Polen-Litauen) und dem Majestätsbrief Rudolfs II. (1609 für Böhmen und Schlesien) die konfessionellen Wahl(un)freiheiten in Abhängigkeit von den spezifischen sozialen Ständesystemen. Religionsfrieden entspringen dabei einem staatlich-administrativen Pragmatismus, der vor allem die in den Landtagen dominanten Konfessionen privilegierte. Edith Szegedi (Klausenburg/Cluj-Napoca) versuchte eine Analyse der komplexen Beziehungsgeschichte von Reformierten bzw. Unitariern zu Wittenberg im Siebenbürgen des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Akteure dieser »radikaleren« Reformationsgruppen agierten dabei auch auf der Gemeindeebene sehr individuell; übergeordnete kirchliche Strukturen etablieren sich eher zögerlich. Am Beispiel von antilutherischen polemischen Schriften des 16. Jahrhunderts in Polen-Litauen (v. a. Stanislaus Hosius), Böhmen (v. a. Tomáš Bavorovský, Johann Hasenberg) und Siebenbürgen (v. a. Jakob Wujek) diskutierte Kolja Lichy (Gießen) die Frage, ob Luther letztlich nicht als Katalysator für die katholischen Reformbestrebungen fungiert habe.

Den zweiten Tagungsschwerpunkt zum Verhältnis von Nation und Konfession im östlichen Europa in der Zeit der Konfessionalisierung leitete Hans-Jürgen Bömelburg (Gießen) mit einem Vortrag über die nationale Zuschreibung und kulturelle Positionierung der Lutheraner im 17. und 18. Jahrhundert in Polen-Litauen ein. Er kam zu dem Ergebnis, dass die

Lutheraner, im Unterschied zu den Reformierten, in der polnisch-litauischen Gesellschaft eher ausgegrenzt waren und kaum Einfluss hatten. Erste Anzeichen für ein »deutsches Nationalbewusstsein« dieser sozialen und konfessionellen Minderheit seien erst ab der Mitte des 17. Jahrhunderts in Danzig zu beobachten. Eva Kowalska (Pressburg/Bratislava) erörterte die konfessionelle Beziehungsgeschichte im Königreich Ungarn des 17. und 18. Jahrhunderts; eine Abgrenzung der Lutheraner und Reformierten und damit einhergehende Anklagen und Reversen entsprachen dabei der jeweiligen machtpolitischen Gemengelage.

Sprache und Literatur als Kommunikationsmedien standen im Mittelpunkt der dritten Sektion. Anja Rasche (Speyer, Lübeck) betonte, mit Fokus auf die Reformation im Hanseraum, die Relevanz der personenbezogenen Netzwerkforschung – Kaufleute traten in den Städten auch als politische Akteure auf – und die Bedeutung des Buchs als transregionales Medium des Ideentransfers. Zur Zeit der Konfessionalisierung stellten Bücher in einigen Regionen gleichsam einen Ersatz für eine fehlende kirchliche bzw. konfessionelle Anbindung der »Kryptoprottestanten« dar. Der Zugang zu protestantischen Büchern war – unter anderem auch durch Bücherschmuggel – mittels der engen persönlichen Netzwerke auch immer gewährleistet, wie Joachim Bahlcke (Stuttgart) in seinem Vortrag aufzeigte. Das Augsburger Interim Kaiser Karls V. wurde im 16. Jahrhundert in Polen unterschiedlich rezipiert, wie Maciej Ptaszyński (Warschau/Warszawa) herausstellte. Während der Theologe Stanislaus Hosius die Handlungsräume, die die Verordnung den Protestanten einräumte, kritisierte, sah der Humanist Andreas Fricius Modrevius im Interim eine Möglichkeit der Ökumene. In seinem Beitrag zur Situation der lutherischen Glaubensflüchtlinge aus Österreich zu Beginn des 17. Jahrhunderts

stellte Péter Ötvös (Szeged) fest, dass die Exulanten nicht zur konfessionellen Einigung in Ungarn beitrugen, wo eher die Tendenz zum Calvinismus vorherrschte.

Den visuellen Medien und der Architektur als Kommunikationsmedien galt der vierte Schwerpunkt der Tagung. Grażyna Jurkowlaniec (Warschau/Warszawa) zeigte am Beispiel von illustrierten Bibeln und Katechismen des 16. Jahrhunderts in Polen, dass ikonografische Sujets – zum Teil in Variationen – interkonfessionell verwendet wurden und Bildtypen nur bedingt als identifikationsrelevant für die jeweilige konfessionelle Ausrichtung festzumachen sind. Krista Kodres (Reval/Tallinn) untersuchte die Transfergeschichte reformatorischer Ideen am Beispiel von Architektur und Altären des 16. Jahrhunderts im Baltikum. Die Kunsthistorikerin stellte fest, dass eine konfessionsspezifische Architektur im östlichen Ostseeraum, auch bei einer sekundären Nutzung ehemals katholischer Kirchengebäude, nicht sehr ausgeprägt war. Eine »protestantische Interieurgestaltung« (ein Hauptaltar im Ostchor, Kanzel am Triumphbogen), die zum Teil aus der Transformation vorhandener Ausstattung hervorging, etablierte sich im Verlauf des 17. Jahrhunderts. Jan Harasimowicz (Breslau/Wrocław) gab einen Überblick über den protestantischen Kirchenbau in Ostmitteleuropa bzw. in Schlesien, der sich mit der zunehmenden Etablierung des Protestantismus im Spannungsfeld von Neubau, Umbau (zum Beispiel Greiffenberg/Gryfów Śląski aus der Mitte des 16. Jahrhunderts) und Modernisierung mit Neuausstattung (zum Beispiel Landeshut/Kamienna Góra) zum Teil säkularer Gebäude (zum Beispiel Fraustadt/Wschowa) bewegte. Evelin Wetter (Riggisberg) wies im Umgang mit der vorreformatorischen Kirchenausstattung (Paramente, Altarretabel, liturgische Geräte) in Siebenbürgen eine Entwicklung von der konfessionel-

len Abgrenzung und Selbstvergewisserung hin zu einer Demonstration der Konfession bei gleichzeitigem Anknüpfen an ältere Traditionen nach.

In der fünften Sektion ging es um die Rezeption der Reformation respektive Martin Luthers seit dem 19. Jahrhundert. In Polen besetzen Luther bzw. die Lutheraner in der Erinnerungskultur des 19. und 20. Jahrhunderts, wie Anna Mańko-Matysiak (Breslau/Wrocław) aufzeigte, erwartungsgemäß nicht nur alle Varianten von Feindbildern, sondern es zeigten sich bereits ab dem 18. Jahrhundert auch Tendenzen einer konfessionellen Toleranz, wie etwa der »überkonfessionelle Kampf« im Novemberaufstand 1830/31 belegt. Katrin Boeckh (München, Regensburg) richtete ihren Fokus auf die evangelischen Gemeinden in Galizien, die im 19. Jahrhundert – lutherisch und reformiert ausgerichtet – fast ausschließlich deutsch geprägt waren. Nach den Umsiedlungs- und Migrationsprozessen des 20. Jahrhunderts stellen die Protestanten im Postkommunismus der Ukraine aktuell die viertgrößte Konfession dar, wobei die Lutheraner und Calvinisten eine deutliche Minderheit im Vergleich zu den Pfingstlern, Baptisten, Adventisten und Zeugen Jehovas bilden. Martin Zückert (München) zeigte das Spannungsfeld von Abgrenzung und Integration der evangelischen Kirchen in der Tschechoslowakei auf, die mit der Gründung der evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder (1918) sowie der Deutschen Evangelischen Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien (1919) eine nationale tschechische und deutsche, jedoch nicht trennscharfe Prägung bekamen. Auf der Grundlage von Befragungen ehemaliger deutscher und heutiger polnischer Bewohner untersuchte Małgorzata Balcer (Thorn/Toruń) die Rolle der 1654/55 errichteten protestantischen Friedenskirche im schlesischen Jauer/Jawor als transnationaler Erinnerungsort.

Am Ende der Tagung stellte Anne-Katrin Ziesak (Berlin) die Konzeption der vom Deutschen Historischen Museum vorbereiteten Ausstellung »Der Luthereffekt. 500 Jahre Protestantismus in der Welt« (Gropius-Bau Berlin, April bis November 2017) vor.

Das Themenspektrum wurde musikalisch erweitert durch ein vom Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam veranstaltetes Abendkonzert, bei dem das Ensemble »The Schoole of Night« polnische, litauische und deutsche Lieder und Psalmen der Reformationszeit darbot.

Im Vorfeld des Reformationsjubiläums leistete die Tagung einen wichtigen Beitrag zur Reformationsforschung in gesamteuropäischem Kontext sowie zur Vermittlung in die Öffentlichkeit. Die Referate sollen in einem Essayband zusammengefasst werden, der als Begleitpublikation zur vorstehend erwähnten Ausstellung des DHM erscheinen soll.

*Marco Bogade**

Tagung: »Der Luthereffekt im östlichen Europa. Geschichte, Kultur, Erinnerung.«

Veranstalter: Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg; Deutsches Historisches Museum (DHM) in Berlin; in Zusammenarbeit mit dem Historischen Institut der Universität Stuttgart, dem Institut für Germanistik der Universität Breslau und der Juniorprofessur für die Kunstgeschichte Ostmitteleuropas am Institut für Kunstwissenschaft und Historische Urbanistik der Technischen Universität Berlin Berlin, 8.–10. März 2016, Zeughauskino, Deutsches Historisches Museum

* Tagungsbericht von Marco Bogade: Der Luthereffekt im östlichen Europa. Geschichte, Kultur, Erinnerung. 08.03.2016 – 10.03.2016 Berlin. Variierte Textfassung in: H-Soz-Kult, <<http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6513>>, 03.05.2016.

LITERARISCHE TEXTE

Franz Hodjak

Einzugsbereich

Hier fühlen sich
vor allem die Vögel wohl
und der Tod, man spricht
mit ihnen,

als gehörten
sie dazu, zum Tohuwabohu,

das die Gleise zu
entwirren versucht, und
Gedichte

sind wie Züge,
die hier

außerplanmäßig
halten.

Habichtswald

Man schlendert in den weiten Morgen.

In letzter Glut wärmt sich der Hase,
wo mittags lagen Liebende im Grase.

Ein kleiner Habicht, noch nicht Täter,
kreist wie ein langes, freches Später

aus irgendeinem Land der Träume.
Schon werden enger alle Räume.

Die Bäche, Krankenhäuser gilben.
Die Flasche stammelt Weichselsilben

und draußen kurbelt irgendwer
die Zwerge bis ins Wattenmeer.

Nun gehen wir uns Tage borgen.

Leerer Leuchtturm

Für Günter Kunert

Dem Land den Rücken
zugekehrt, von dort
kam nichts Nennenswertes.
Von der See mußte es

kommen, was
Rettung bringen würde.
Als eine Art
Leuchtturm festgesessen

und gewartet und
gewartet, bis es
nichts mehr gab, worauf
man hätte warten können.

Müde steigt man die Treppen
hinunter und traurig –
der Nachwuchs
will nicht übernehmen,

er wartet
auf Godot.

Morgendämmerung

In die Welt gezogen und weiter weg.
Ein Ruhepunkt deine Schulter, auch hier,
zwischen Ebbe, Flut und Strand, wo tote Seelen
versuchen, Leben nachzuholen. Bald kippen

die Müllmänner des Olymps die Gäste
ins Meer, und die Hotelchefs haben etwas
Zeit zu fluchen. Die letzten Esel schleppen

Jahrhunderte zum Markt. Der Himmel
ist hart, die Hoffnung das weitmaschigste
unter den Netzen. Die kleine

Kapelle des Geldautomaten spendet
Segen zur Eröffnung des Tages. Und weil
es Hand und Fuß hat, täuscht

das Tohuwabohu über sich selbst hinweg.
Verschick keine lieben Grüße, die Münzen
wirf zu den kleinen Hoffnungen, wirf sie
dorthin, in den Brunnen.

Paris sowieso

In memoriam Paul Celan

Es muß wieder sein,
Paris. Von den Friedhöfen
ein Grab, vor

dem ich stand, gleich
nachdem aus dem Fleisch
der Stacheldraht

sich löste. Einen Stein
von meiner Zunge

legte ich auf deinen Stein. Heb
deine jüdischen Augen

aus dem Staub, zu dem
du wurdest, blinzle. Es mehren

sich die, welche lernen
zu sprechen, auch wenn
stets

etwas fehlen wird
von dem, was uns erreicht.

Wir kommen wieder vorbei

Ein alter, dürrer Akkordeonspieler schläft,
den Hut zwischen den Beinen,
neben dem Eingang von Kaufhof.

Wirf keine Münze
in den Hut,
du könntest ihn wecken.

Vielleicht ist er glücklich jetzt
über das, was er sieht
im Schlaf.

Wir kommen wieder vorbei,
wenn er spielt
und das sieht, was wir alle sehen.

Dann kannst du die Münze in den Hut werfen.

FRANZ HODJAK wurde 1944 in Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszeben) in Rumänien geboren. Nach dem Studium der Germanistik und Rumänistik in Klausenburg (rum. Cluj-Napoca, ung. Kolozsvár) wirkte er bis zu seiner Ausreise (1992) in die Bundesrepublik Deutschland als Lektor der deutschsprachigen Abteilung des Dacia Verlags. Er lebt heute als freiberuflicher Autor in Usingen bei Frankfurt am Main.

Franz Hodjak zählt zu den produktivsten und erfolgreichsten Literaten aus Rumänien, dessen Werk mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet wurde. Er veröffentlichte mehr als 27 Bände (Gedichte, Erzählungen, Romane, Kinderbücher, Aphorismen sowie ein Monodrama) und übersetzte bedeutende rumänische Autoren – u. a. Adrian Popescu, Ion Barbu, Eugen Jebeleanu, Ana Blandiana – ins Deutsche.

Kristiane Kondrat

Mit Pfennigschritten um
die Wette das Gesicht ab
gelegt den Stand auf
gegeben, so es schneller
geht mit Nurfüßen
mit einem Nichtgesicht
auch kommt zurück
dein Bumerang
das Fragezeichen
aus deiner Hand wie
der Friedensengel auf
bunten Sohlen, wenn
er in den Krieg zieht

Zufälle

Herbsttüren
aber auch
den Sommer
in den Ohren
eine Primzahl
das Wunschgeschenk
im Birnbaum zu hoch
wenn aber Gott doch
würfelt, wie damals
als Willi zufällig an einem
Sonntag im Josefinenpark
schlängelnd die Wege
am Josefinenhang
josefinenfein aber
steil, rüstig damals
als Willi jung war
Hedi begegnete
im Josefinenpark
als das Wetter so etwas
das man freundlich nannte
an Bänken vorbei ging
eine leichte Brise
über die Gräser
als Hedi ein Eis
haben wollte Vanille
Bin ich dann ein
Ergebnis von Zufall
oder Josefinenfall
oder Vanilleeis
oder bin ich doch
eine Primzahl

Juli noch

Hummelfriedhof
unter Lindenblüten
gehe ich weiter
höre ich
den Abflug der Kraniche
rieche ich die Ankunft
der Wildgänse
rosten schon
unsere Wege
Juli noch so
viele Tage
Julimann
bist du noch da
bleiben wir hier
bis September

KRISTIANE KONDRAT, 1938 in Reschitz (rum. Reșița, serb. Rešica, ung. Resicabánya) geboren, studierte Germanistik und Rumänistik in Temeswar und arbeitete als Deutschlehrerin und Kulturredakteurin u. a. für die *Süddeutsche Zeitung*. Zuletzt veröffentlichte sie den Lyrikband *Ein großer Buchstabe fällt von der Wand*.

Horst Samson

Im Wind

*Für Hilde Domin zum 80. Geburtstag
und für Walter Erwin Palm*

Die Wörter sind verzauberte
Vögel, heimwehgefiedert
Halten sie mich in den Lüften aufrecht

Fest – die Sprache fliegt nachts, sage ich
Dem Geburtstagskind, auf dunklen Wegen
Mit mir. Ins Offene. Sie lächelt,

Hölderlin, sagt sie, nickt. Der Tag endet
Bald, denke ich, als schöne Leich', mein Leben
Vielleicht, die Wörter schlafen in mir

Nie. Es sind wilde Tiere in der Landschaft
Meines Hirns – beim geringsten
Geräusch zucken sie zusammen, sind hellwach.

(Heidelberg 1989/2015)

Unterm Stiefel

In memoriam Miklós Radnóti (1909–1944)

Es krümmt sich
Der Zeigefinger, nichts
Ungewöhnliches, die Bewegung
Ist geübt. Zu seinen Füßen liegt
Ein Bündel – Fetzen, ein paar
Knochen, dünn wie trockene Äste
An der Straße bei Abda, nahe Győr.

Es knackt unter dem Stiefel, knallt,
Rotes Zeug sickert in den
Graben, Steckschuss im Genick klafft
Ein Loch, nicht ganz rund,
Die Haut unregelmäßig am Rande
Zerfetzt und nicht mehr
Zu gebrauchen. Für nichts!

(2014)

Nachdenken über Trakl

Auf dem Rand der Vernunft
Sitze ich über dem Hanauer Ring,

Denke an Trakl und Bossert,
Lasse im dritten Stockwerk

Die Füße baumeln. Verschicke
Im offenen Fenster Rauchzeichen.

Hinter mir das Zimmer, vor mir die dunkle
Stirn, unter mir Asphalt, über mir

Ein Fetzen Freiheit, dunkelblau wie mein
Auge – wann fliege ich los?

(1989/2014)

Zu dritt am Meer

Für Elvis und Edda

Die Zunge müde, die Augen
Fallen unerwartet
Von selber zu. Keiner fragt, warum

Sagst du nichts? Siehst du
Die Sonne, Papa? Ich höre es,
Die Sätze zerfallen mir

Im Mund. In der Fremde scheint es
Langsam so, als hätten wir alles
Überstanden. Mit 99 Mark in der Hand

Schlugen wir unser Iglu-Zelt
Auf, lebten spanisch vierzehn Tage
Aus dem Land in den Mund.

Nie, sagte mir Edda
Viele Jahre später, war das
Meer schöner als damals.

(2013)

Stille, ein Diktat

Gegen das Leben, denkst du,
Ist kein Kraut gewachsen: Du erwachst
Eines Tages blutjung im

Falschen Film, im
Falschen Land, im
Falschen Traum. Auf dem Boden

Liegst du, beim Schreiben verunglückt,
Fallen gelassen und gelassen
Denkst du Jahrzehnte später

Immer noch nach über Verrat,
Über die Stille danach, die Abwesenheit
Von Tönen, Stimmen, Freunden,

Über verblasste Bilder, in denen du
Vorwärts kriechst, ängstlich
Bis zur Felskante, wo der Abgrund

Dir still ins geweitete Auge blickt.

(2013)

Sonnenfänger

Der Anblick der Sonne heilt jeden
Schmerz. Im verwilderten Osten
Meines Hirns kehrt langsam das Grün
Zurück. Ich denke,

Lange hat es gedauert und streune
Schon als Virtuose durch
Den Himmel – verloren
Im Wort. An manchen

Tagen spüre ich das
Altern, die Jahre verschwinden. Ich
Streife durch den Herbst, suche mich
In seinen Farben und lerne langsam

Die letzte Lektion. Was nützt
Mir jetzt die Quantentheorie, die Gravitation,
Die Sprache, ein unendlicher Kosmos,
Der Schnee? Ich fische betrübt

Im Himmel, gehe mir ins eigene Netz
Und dichte und sichte und richte
Meine Zeit hin, begleiche irgendwann
Die seit der Geburt offene Rechnung.

(2013)



Leerer Leuchtturm

Annemarie Otten



Zu dritt am Meer

Annemarie Otten



Die Brücke über den Dnjestr

Annemarie Otten



Zeitsegel, Spinnenhain

Annemarie Otten

Überhörte Bartmeise

»Wie ein stilles Nachtgebet!«
Nikolaus Lenau (Schilflieder, 1831)

Im Sommer lebe ich
 Von Buchstaben
 Und Insekten, im Winter
 Von Schilfsamen. Ich schreibe
 Gesänge in die Luft, übe
 Kontaktrufe. Die klingen
 Gequetscht nach
 »Dschä« oder »Dä«,
 Das ist nichts für
 Verwöhnte
 Ohren. Werde gerne
 Überhört. Früh habe ich mich
 Von der Kolonie entfernt,
 Entfremdet, meide Schwärme,
 Wann immer
 Es geht. So wohne ich im
 Windkundigen
 Röhricht, brüte
 Von Zeit zu Zeit geknickt
 Unter Binsenbüscheln oder unter
 Gebrochenem
 Schilf, singe mein Lied.

(2014)

HORST SAMSON wurde 1954 im Weiler Salcâmi in der Bărăgansteppe, Rumänien, geboren, wohin seine Eltern aus dem Banater Dorf Albrechtsflor (rum. Teremia Mică, ung. Teremi) deportiert worden waren. Samson war Redakteur der Zeitschrift *Neue Literatur* in Bukarest und gab sein literarisches Debüt 1976. 1987 siedelte er in die Bundesrepublik Deutschland aus und lebt heute in der Nähe von Frankfurt am Main. Er ist Mitglied im Internationalen P.E.N. und im Verband deutscher Schriftsteller. Zu seinen jüngsten Werken gehören die Gedichtbände *Kein Schweigen bleibt ungehört* (2013) und *Das Imaginäre und unsere Anwesenheit darin* (2014). Seine Gedichte wurden ins Englische, Französische, Rumänische, Russische, Serbokroatische und Ungarische übersetzt. Neben vielen anderen Auszeichnungen erhielt er 2014 den Gerhard-Beier-Preis der Hessischen Literaturgesellschaft.

Tom Schulz

Die Brücke über den Dnjestr

Da war nur eine Wolke, Rauch
 du spürtest kaum einen Hauch
 in der Luft die Ablagerungen
 in den Lungen Hochofenzement

alles war Holz gewesen, auch die Seele
 und das Gotteshaus, alles Holz
 quietschte, wurde nass, die Seele
 knarrte, knarzte – alles war Beton geworden

auch der Schuh, der Fluss lag in flüssigem
 Beton, ich sah uns beide rudern, wir kamen
 kaum voran, der Brückenkopf, die nächste Schleuse
 führte zum Weißen Meer

ich sah nur eine Wolke, Krähenfüße, Rauch
 die Seele schwand – das Holz, Zement stob auf
 und ein Gebläse, eine Nebelkerze –
 ich spürte kaum die Füße mehr

lief halb durch Holz, Asbest und Blei
 da lagen eine Säge und die Geige
 der schwarze Kasten auch – da waren
 nur zwei Schlote, eine Wolke, Rauch

für Alexander Filiyuta

Auf der Straße nach Iwano-Frankiwsk

Wir tranken Kwass Taras, wir tranken
nach dem Untergang der Republiken
es dämmerte schon, Schmerz lass nach

die Sonne schien, als der Tag anbrach
küssten wir Heilige, Maria unter Glas –
abends kippten wir aus Tassen

das Land herunter, hinter jeder Stadt
lag eine Brikettfabrik, hinter jeder Halde
ein Dorf, zwischen den Dörfern Industrieruinen

wir tranken Brot, es schwamm ein See
dann Kohleberge, Bunker –
der Schweiß der Republiken war versunken

aus den Rübegärten kam jeder Franz Josef
Stalin allein – getreuer waren nur die Hunde
der Staub, vier besoffene goldene

Türmchen, rot der Morgentau –
es dämmerte schon, als der Tag anbrach
fuhren wir in die Mensch-und-Tierfabriken

sägten die Sau in zwei ungleich große Teile
Schmerz lass nach, wir tranken
nach dem Untergang der Republiken

TOM SCHULZ, geboren 1970 in der Oberlausitz, lebt heute als freier Autor, Herausgeber, Journalist und Dozent für Kreatives Schreiben in Berlin. Von 1991 bis 2001 arbeitete er als kaufmännischer Angestellter in der Bauindustrie. Seit 2002 ist er freiberuflicher Autor. Von 2011 bis 2014 leitete er die Schreibwerkstatt »open poems« an der Literaturwerkstatt Berlin. Er unterhält Lehraufträge für Kreatives Schreiben an den Universitäten Augsburg und Kassel sowie seit 2014/15 an der TU Braunschweig. 2015 erschien im Hanser Verlag sein Gedichtband *Lichtveränderung*. Ebenfalls im Hanser Verlag veröffentlichte er 2014 zusammen mit Björn Kuhligk *Wir sind jetzt hier. Neue Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Vor wenigen Wochen erschien *Das Wunder von Sadagora. Eine Polnisch-Ukrainische Reise* in der edition AZUR.

In dieser Ausgabe finden Sie auch einen kurzen Prosatext des Autors.

Orsolya Kalász

Ins Deutsche übertragen von der Autorin

A címertartó

*»A kötél sohasem lesz elég hosszú!«
Gertrud Kolmar: Irlich címere*

Fekete alap,
a díszhelyen
legsötétebb az éj.
Egy másik,
egy vörös mezőben
furcsa pózban
két emberalak.

Beszélnék? Nem beszélnek?

Cölöpök és hullámzó tó.
Akkor legyenek
aranynyelű kalapácsok is.

Lényecske, écu en couer,
kispajzs, valami nagyobb
vesz körül,
ha dönthetnél arról, hogy mi,
remek címer lenne a világ.

A víz
halucinált geometriából
lett és marad a mesteralak.
Bőrünk
túlzsúfolt, nem heraldikus,
elárulja,

Lényecske újra meg újra bajba keveredett.

Mindig másik transzmező,
amire alkuszunk,
egy fa tövében,
tizengyszer hasítva,
öklét szájába tömve,
még mindig
lapít valaki.

Lényecske álmodja,
az aranykalapácsok
vörösre
verik a vizet.

Lényecske,
a vöröset,
föl a díszmezőbe
vissza köpi,

kacag,

derekára kötött kötéllel,
a világ ezüst tetejéről
a világzokogástól,
elrugaszkodik és zuhan
a legalsó ábrák felé.

Sturzsucht

»Der Strick wird nie so lang.«
Gertrud Kolmar: *Wappen von Irlich*

Im oberen Feld ein Schwarz.

Unten
zwei Menschen in Rot.

Reden sie? Reden sie nicht?

Goldgestielte Hämmer
schlagen
Pflöcke ins Wasser.

Wesen geteilt.

Das Wasserfeld,
die Haut
schlägt Wellen.

Die Hämmer
rammen
die Stümpfe
tiefer
in die Nacht,
die hier ein See ist.

Wesen geteilt.

Im gleichen Feld,
 schräg rechts elfmal geritzt
 am Baum
 steht ein Mann
 mit der Faust im Mund.

Ein Rot versinkt.

Wesen träumt

und erwacht
 mitten in der Nacht.

Spuckt das Rot hoch,
 auf das obere Feld
 zurück
 und lacht.

Ein Seil
 um die Hüften
 gebunden,
 lässt es sich fallen.

Vom Weinen der Welt,
 Dach in Silber
 hinab
 ins aller-, allerunterste Feld.

In dieser Ausgabe finden Sie auch eine Auswahl ungarischer Gedichte, die Orsolya Kalász gemeinsam mit Monika Rinck ins Deutsche übertragen hat, sowie eine kurze Biografie der beiden Autorinnen bzw. Übersetzerinnen.

István Kemény

Ins Deutsche übertragen von Orsolya Kalász und Monika Rinck

Szégyen, háború

Hogy most az ember az összes átkozott gondolatával
ne a háborún csüngjön?! Amikor pedig
ott hordja a fejében ezt az egész
kétségbeejtően szép életet, amiben békésen
megfér egymással a madárdal, a patakcsobogás,
a meddő ifjonti viták és ártatlan emberek
vadállati lemészárlása?! Nem félek.
Még mindig okosabb vagyok mint a vacogó fogú
jósok, akik el merik mondani,
amit nem tudnak előre.
Itt ülök szemben a megismert önmagammal,
és arcátlanul hazudik nekem.

(1999)

Schande, Krieg

Wen wundert's, dass der Mensch seine verfluchten Gedanken
jetzt immerzu um den Krieg kreisen lässt?! Obwohl er doch
sein ganzes verzweifelt schönes Leben im Kopf trägt,
in dem das Vogelgezwitscher, das Plätschern
eines Baches, die sinnlosen Debatten der Jugend
und die bestialischen Massaker an unschuldigen Menschen
friedlich nebeneinander existieren können? Ich habe keine Angst.
Ich bin immer noch klüger als die Hellseher, die mit
den Zähnen klappern und es wagen, Dinge
auszusprechen, die sie nicht vorausahnen.
Ich sitze hier meinem neu kennengelernten Ich gegenüber,
und es lügt mir schamlos ins Gesicht.

Káin éneke közelről

»Tegnap az ördög járt nálam,
egy kicsit rendet is rakott.
Ezt nem szeretem, mert
utána mindent keresni kell.
Még mindig jobb, ha
csak beszélgetünk, bár
az meg abból áll, hogy
ő beszél.
Persze, mert mindent tud,
amit én tudok,
és a saját hangját
akarja hallani.
Az még néha őt magát is
meg bírja lepni.
Onnan tudom, hogy
mondta ezt is.
Neki se lehet könnyű.
Sose volt senkije.
Az embereit látogatja
körbe-körbe.
Neki mi vagyunk a családja,
ezt szokta mondani,
és hogy túl fogja élni
az egész kurva bandát.
De attól ő is fél ám,
mert a magány, az magány.
Amikor tegnap meglátta
a beesett pofámat,
észrevettem rajta, hogy
most megijedt.«

(2004)

Kains Lied vom Nabem

»Gestern kam der Teufel vorbei
und hat ein bisschen aufgeräumt.
Ich mag das nicht, weil
man danach nichts mehr findet.
Immer noch besser, als wenn
wir nur reden, obwohl
das bedeutet dann, dass
nur er redet.
Natürlich, weil er alles weiß,
was ich weiß, und er seine eigene Stimme
hören will. Denn die vermag ab und zu
sogar ihn zu überraschen.
Das weiß ich, weil
er es mir gesagt hat.
Er hat es auch nicht leicht.
Er hatte noch nie jemanden.
Einen nach dem andern
besucht er seine Menschen.
Wir sind seine Familie,
das sagt er immer wieder,
und dass er jeden aus dieser
Scheißbande überleben wird.
Aber genau davor hat sogar er Angst,
denn Einsamkeit ist Einsamkeit.
Als er gestern meine
eingefallene Visage sah,
habe ich genau gesehen, wie
erschrocken er da war!«

Ki fog törni

A prófétát sem gyűlöljük jobban
mint azt, aki órák óta köhög.
Aki nem üres szóra nyitja a száját
az nekünk már ugyanaz.

Kis kor autójából
a vezető mellől báméskodom ki.
Haldoklót szállítunk,
hátról ül szegény.

Micsoda gomolyfelhők
lehetek régen,
ha még ma is ennyire
valószerűtlen, hatalmas
és vakító fehér
páratornyok ígérik,
hogy kitör a vihar?!

(1999)

Es wird ausbrechen

Nicht mal Propheten ziehen so viel Hass auf sich
wie der, der nebenan seit Stunden hustet.
Einer, der seinen Mund nicht nur für leere Worte öffnet,
gehört bereits zu dieser Gattung.

Aus dem Auto eines kleinen Zeitalters
gaffe ich als Beifahrer aus dem Fenster.
Wir fahren einen Sterbenden,
der Arme sitzt auf der Rückbank.

Wie gewaltig müssen früher die
Gewitterwolken gewesen sein,
wenn auch heute noch so
unwahrscheinlich riesige
und blendend weiße Dampftürme
uns das Versprechen geben,
dass ein Gewitter ausbrechen wird?!

ISTVÁN KEMÉNY, 1961 in Budapest geboren, wurde schon mit seinen ersten Veröffentlichungen in den 1980er-Jahren zum geachteten Lyriker. Für Ungarns junge Schriftstellergeneration war Keménys Wohnung über Jahre ein Treffpunkt. Die 1999 erschienene Lyrikanthologie *Budapester Szenen. Junge ungarische Lyrik* ist hauptsächlich seinem Engagement zu verdanken. Neben Gedichtbänden veröffentlichte Kemény auch Essays, Kurzgeschichten, Drehbücher und Romane. Er erhielt zahlreiche Preise, darunter 2007 den Ehrenkranz der Republik Ungarn. 2010 war István Kemény Gast des Berliner Künstlerprogramms des DAAD. Eine Auswahl seiner Veröffentlichungen: *Állástalan táncosnő. Összegyűjtött versek 1980–2006* [Tänzerin ohne Engagement]. Gesammelte Gedichte. Magvető 2011; *A királynál* [Beim König]. Gedichte. Magvető 2012; *Kedves Ismeretlen* [Geliebter Unbekannter]. Roman. Magvető, Budapest 2009.

Katalin Ladik

Ins Deutsche übertragen von Orsolya Kalász und Monika Rinck

Idővitorla, pókliget

Havazik az élet. Porhóvá zúz
érzésemleket, kirajzolja a téridő
rostjait, melyekből megalkotott engem,
miként én is őt.
Átzuhan rajtam,
örvénylő életlétra,
féhéren izzó csontjaim között.

Ami anyag voltam, fényfonállá lett,
éhező, felhasogatott életsötét.
Érzéstérkép fáj járataimon,
hol az üresség is én vagyok.
Áthullanak rajtam az álmok,
a vérjel, ragaszkodás, újjászületés.
Elszüremlik belőlem az idő,
összecsukódik árnyékom,
ám ijedtfeszesen, de megtart még
a körkörös,
engem figyelő gyönyörsötét.

(2003)

Zeitsegel, Spinnenbain

Das Leben schneit. Erinnernte Gefühle zerstiebt es
zu Pulverschnee, umreißt die Fasern der Raum-Zeit,
aus denen es mich erschaffen hat,
wie auch ich sie erschaffen habe.
Es stürzt durch mich hindurch,
eine strudelnde Lebensleiter,
zwischen meinen weiß glühenden Knochen.

Was an mir einst Materie war, wurde zu Lichtfaden,
zu hungerndem, zerstückeltem Lebensdunkel.
Eine Gefühlskarte schmerzt auf meinen Gängen,
in denen ich auch die Leere bin.
Die Träume fallen durch mich hindurch,
das Blutmal, die Treue, die Wiedergeburt.
Die Zeit entschwindet aus mir,
mein Schatten klappt zusammen,
wenn auch in Schreckspannung, dennoch hält mich
noch das kreisrunde,
mich beobachtende Wonnedunkel aufrecht.

Csiga

Nézem a kőben: nincs.
Nézem a fában: nincs.
Lélegző dombok húsa alatt
a pirkadat fájós repedéseiből
elnő tőlem egy-egy szokás hűsége.
Ezüstben arcomon arcod.
Pikkelyeivel havazik.

Behavazott sötét zokogásom.

(2003)

A gyík

A tátongó pupillát
gyéren fakókék mező koszorúzza.
Nedvességnek nincs nyoma. Már nincs.
Üres tekintet. Mintha nem bírná elviselni
többé a csukott szemmel látottakat.
A napfény korbácsütése életbe rántja:
hamun innen, parázson túl.

(2003)

Schnecke

Ich schaue im Stein nach: Nichts.
Ich schaue im Baum nach: Nichts.
Unter dem Fleisch der atmenden Hügel,
aus den schmerzenden Spalten der Morgendämmerung
entwächst mir die Treue zu der einen oder anderen Gewohnheit.
Dein Gesicht auf meinem Gesicht in Silber.
Es schneit mit seinen Schuppen.

Mein verschneites dunkles Schluchzen.

Die Eidechse

Die sich weitende Pupille ist von
einem schütter blassblauen Feld umrundet.
Keine Spur von Feuchtigkeit. Nicht mehr.
Ihr leerer Blick. Als ob sie all das, was sie
mit geschlossenen Augen sah, nicht mehr ertrüge.
Ein Peitschenhieb der Sonne reißt sie ins Leben zurück:
diesseits der Asche, jenseits der Glut.

A lúd és a ló viadala

Parazsat adtak neked abrakul
hasadban fekete táska
templomot fújtál zöld szitába
s a felgyülemlett parazsat gyomrodból
fehér ludam az istállóban
ludam hátán sárga ló patája
fehér szárnya fölött gyűrött ló
az éj pedig ó a sárga éj
ne halj meg fekete ludam
gyönyörű hagymám gyilkos lovam.

(2003)

Der Kampf zwischen Gans und Pferd

Als Futter gaben sie dir Glut
eine schwarze Tasche in deinem Bauch
eine Kirche hast du in ein grünes Sieb geblasen
und die aufgestaute Glut aus deinem Magen
meine weiße Gans ist im Stall
auf ihrem Rücken die Hufe des gelben Pferdes
über ihren weißen Flügeln das zerknüllte Pferd
und doch die Nacht ach die gelbe Nacht
meine schwarze Gans du darfst nicht sterben
meine wunderschöne Zwiebel mein mörderisches Pferd.

KATALIN LADIK wurde 1942 in Neusatz (serb. Novi Sad, ung. Újvidék) in der Vojvodina, Serbien, geboren und lebt seit 1992 in Budapest. Sie studierte Wirtschaft und Schauspiel in Neusatz, arbeitete u. a. beim Neusatzer ungarischen Radio und Theater, war bei Zeitschriften für Lyrik zuständig und später als Dozentin tätig. Neben klassischer Lyrik verfasst sie auch Hör- bzw. audiovisuelle Gedichte und ist als Performance-, Happening- und Mail-Art-Künstlerin, Dramatikerin, Hörbuch-Autorin und -Sprecherin bekannt. Ihre Gedichte wurden ins Deutsche, Englische, Französische, Italienische, Kroatische und Serbische übersetzt. Sie erhielt mehrere Preise, darunter 2012 den Ehrenkranz der Republik Ungarn. Im selben Jahr erschien der Band *Die schönsten Gedichte von Katalin Ladik*.

Márió Z. Nemes

Ins Deutsche übertragen von Orsolya Kalász und Monika Rinck

Látogató

A veteményesnél kezdtem el fulladni,
és egyre erősödött, mire a kitömött
zsákokhoz értem. Mészfálnak dőltél,
és nem volt fejed. Hiába turkáltam
a nadrágomban, inkább nevettem.
Erre belépett az álanya, aki vad
alkudozásba fogott. Nem szóltál közbe,
biztos voltam benne, valaki éppen birtokol.
Persze lehet, hogy a pince leányékolt, mert
észre sem vettem, hogy megjött a lányapa is.
Ki kellett nyitnom a számat. Vacsorára
terítettek a zsákok között, de már csak
guggolni lehetett. Meleget ittunk, hogy
ne fázzak este, hiszen itt fogok aludni.
Ezt már akkor tudtam, amikor a kertben
megláttam a két emberszerű bokrot.

(2010)

Besucher

Bei den Gemüsebeeten bekam ich plötzlich keine Luft mehr, als ich die ausgestopften Säcke erreicht hatte, wurde es noch schlimmer. Du lehntest dich gegen eine Kalkwand und hattest keinen Kopf. Vergeblich grabschte ich in meiner Hose herum, fing doch lieber zu lachen an. Daraufhin trat die Scheinmutter ein und begann, wild zu verhandeln. Du hast dich nicht eingemischt, ich war mir sicher, dass sich jemand deiner bemächtigt hat. Es kann auch sein, dass mich der Keller abschottete, denn ich bemerkte die Ankunft des Mädchenvaters nicht. Ich musste den Mund aufmachen. Zwischen den Säcken wurde zum Abendessen gedeckt, aber man konnte nur noch hocken. Wir tranken Warmes, damit ich nachts nicht frieren sollte, weil ich ja hier schlafen würde. Das wusste ich bereits, als ich im Garten die zwei menschenförmigen Büsche erblickte.

Salakos délután

Péter antigravitációs gyára büszkén lebeg a domb fölött. Kéményeiből füstpamacsok meredeznek, mint őszülő orrszőrök. A nyugalmas délután nem nevetség tárgya, gondolja alatt a nyúl, miközben fejét ingatja a füst ritmusára. Közös lyukban élt Péterrel, amikor még gyerek volt az idő. A gyerek aztán megbetegedett, vérrögök szaporodtak a pince alján. Amikor már nem fértek el a közös szálláson, Péter elindult, hogy szerelembe essen. A nyúl azóta is borzongva gondol arra a napra, hiszen még mindig maga előtt látja a dühöngő legényt: »Levágom a fejem, és örökké szeretni fogom.« Miután Péter végrehajtotta a feladatot, izgatottan figyelte, ahogy az elvetett fejből kicsírázott a piros menyecske. Nem volt hozzá hasonlatos szépség az erdőben! Péter megtanította beszélni és enni, míg az állatok némán követték őket a bokrok mögött. Nemsokára elérkezett az esküvő ideje is, de akkor a menyasszony azt mondta, hogy amíg él, szeretni fogja magát, és a favágó kunyhójában talált baltával levágta a fejét. Péter ezután már csak lebegni akart. Megépítette a gyárát, és felköltözött a domb fölé. A nyúl nyakán barna folt szárad a délutáni fényben, míg a gyárból salak hullik a mezőre. Ez itt a menyecske vére, súgják az állatok, majd rohannak, hogy fürödhessenek benne.

(2014)

Schlackiger Nachmittag

Stolz schwebt Peters Antigravitationsfabrik über den Hügel. Aus ihren Schornsteinen ragen Rauchbüschel wie ergraute Nasenhaare. Über ruhige Nachmittage macht man sich nicht lustig, denkt unten der Hase, während er im Takt des Rauchs seinen Kopf wiegt. Er hat gemeinsam mit Peter in einem Bau gelebt, als die Zeit noch ein Kind war. Später wurde das Kind krank, Blutgerinnsel vermehrten sich in der Tiefe des Kellers. Als das gemeinsame Quartier zu klein wurde, machte sich Peter auf, der Liebe zu verfallen. Bis heute denkt der Hase mit Entsetzen an diesen Tag, er sieht den tobenden Jüngling vor sich: »Ich haue mir den Kopf ab und werde sie ewig lieben.« Nachdem Peter die Aufgabe durchgeführt hatte, beobachtete er aufgeregt, wie aus dem ausgesäten Kopf die Braut ganz in Rot entspross. Sie war die Schönste im ganzen Wald! Peter brachte ihr Sprechen und Essen bei, und im Unterholz folgten ihnen stumm die Tiere. Als der Tag ihrer Hochzeit näher rückte, sagte die Braut, solange sie lebe, werde sie nicht aufhören, sich selbst zu lieben, und hackte sich mit der Axt, die sie in der Hütte des Holzfällers gefunden hatte, den Kopf ab. Danach wollte Peter nur noch schweben. Er ließ die Fabrik bauen und zog nach oben, über den Hügel. Am Hals des Hasen trocknet ein brauner Fleck im Nachmittagslicht, während aus der Fabrik Schlacke auf die Wiese herunterwirbelt. Das ist das Blut der Braut, flüstern die Tiere und rennen gleich los, um darin zu baden.

A csontpapa dalai

Zene fertőzi a lápot, kattogó hang, amikor csontokat reszelnek. Süket legyél, lányom, mondja a tumormadár, ha eltévednél az irtás mögött, szúrd ki a füled, hogy ne juthasson semmi a méhedbe. A madár átadja elsősegélykészletét Zsuzsinak, benne met-szőlló, géz és kötőtű. Csak így lehet megélni a csilingelő halált, miközben tőzeg füstöl a nedves agyakban. Zsuzsi elindul, hiszen iskolába kell mennie, mert elfelejtett olvasni. Az iskolaépület az erdőn túl van, ott már nem szól a zene, csak betűk esznek állatot, és állatok esznek szavakat. Ahogy a tumormadár könnyei kibuggyannak, az eső elered, Zsuzsi ijedten rohan az erdőben, petevezetékét maga mögött lóbálva. Egy fatörzs mohás oldalában végre ki tudja fújni magát, legalábbis reménykedik egy boldogabb befejezésben, de a moha rátekeredik arcára, és álmot köp a torkába. Az álomban repülés van, ernyedtt fulladás az esőfelhők mögött. Arany nyálkák ugrálnak, amikor Zsuzsi végre megpillantja az ujjongó csontembert. Az édesen kattogó hangok beférkőznek a lány fejébe, aki elfelejtkezik az elsősegélykészletről. A hang gyorsabban öl, mint a betű, hiszen a dobhártyát nem lehet olvasni, csak kitörölni. A csontember tudja ezt, vadul rázza a sípját. Száz éve várok rád, kislányom, mondja a csontapa, az utazás most véget ért.

(2014)

Die Lieder des Knochenvaters

Musik verseucht den Sumpf, klackernde Laute, als ob man Knochen sägte. Taub sollst du sein, meine Tochter, sagt der Tumorvogel, solltest du dich hinter dem Kahlschlag verirren, sticht er dir die Ohren aus, damit nichts in deine Gebärmutter dringen kann. Der Vogel gibt Susi seine Erste-Hilfe-Ausrüstung, darunter eine Gartenschere, Mullbinden und Stricknadeln. Nur so kann man den bimmelnden Tod erleben, während in den feuchten Gehirnen der Torf raucht. Susi bricht auf, denn sie muss in die Schule, weil sie das Lesen verlernt hat. Das Schulgebäude ist hinter dem Wald, dort gibt es keine Musik, nur Buchstaben, die Tiere fressen, und Tiere, die Wörter fressen. Sobald die Tränen des Tumorvogels fließen, beginnt es zu regnen. Susi rennt erschrocken durch den Wald, ihre Eierstöcke wedeln hinter ihr her. An der bemoosten Seite eines Stammes kann sie endlich Atem schöpfen, wenigstens hofft sie auf ein glücklicheres Ende, aber das Moos bewächst ihr Gesicht und spuckt Traum in ihre Kehle. Im Traum gibt es Fliegen, erschlaffte Atemnot hinter den Regenwolken. Goldene Speicheltröpfchen hüpfen, als Susi endlich den jubelnden Knochenmann erblickt. Die süßlich klackernden Laute dringen in den Kopf des Mädchens ein, worauf sie die Erste-Hilfe-Ausrüstung vergisst. Eine Stimme kann schneller töten als ein Buchstabe, denn das Trommelfell kann man nicht lesen, nur auslöschen. Der Knochenmann weiß das und schüttelt wild seine Pfeife. Seit hundert Jahren warte ich auf dich, mein Kind, sagt der Knochenvater, die Reise ist jetzt zu Ende.

MÁRIÓ Z. NEMES, geboren 1982 in Eikau (ung. Ajka), Ungarn, ist ein Dichter der Monster, Mythen und Mutationen. Er bezieht seine Einflüsse aus der Rekombination scheinbar vertrauter Topoi aus so verschiedenen Genres wie Western, Horror, Film noir, Pulp und Science Fiction. Er studierte Philosophie und Ästhetik an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest und promovierte über *Ästhetik und Anthropologie – Anthropologische Inszenierung als ästhetische Dehumanisierung*. Er war Mitbegründer der Lyrikgruppe *Telep Csoport* und des Fanzines *Technologie und das Unheimliche*. Nemes lebt und arbeitet in Budapest.

ORSOLYA KALÁSZ wurde 1964 in Neustadt an der Donau (ung. Dunaújváros), Ungarn, geboren und wuchs zweisprachig auf. Im Jahr 1984 begann sie zu veröffentlichen. Die eigene Lyrik schreibt sie mal auf Ungarisch, mal auf Deutsch. Sie überträgt die eigenen Texte selbst in die jeweils andere Sprache, was ihr eher als Variation gerät. Außerdem übersetzt sie neue ungarische Lyrik ins Deutsche, seit dem Jahr 2000 häufig in Zusammenarbeit mit der Lyrikerin Monika Rinck. Seit 1995 hat Orsolya Kalász ihren Wohn- und Arbeitsort in Berlin. 2007 erschien von ihr im Gutleut Verlag *alles was wird, will seinen strauch: Ami volt, még bokor akar lenni*. Von István Kemény übersetzte sie gemeinsam mit Rinck ausgewählte Gedichte *Nützliche Ruinen: 23 Gedichte deutsch, ungarisch (Célszerű romok und Ein guter Traum mit Tieren)*.

MONIKA RINCK wurde 1969 in Zweibrücken geboren und lebt heute in Berlin. Sie studierte Religionswissenschaft, Geschichte und Vergleichende Literaturwissenschaft in Bochum, Berlin und Yale. Heute verfasst sie Lyrik, Prosa und Essays, für die sie schon mehrfach, unter anderem 2015 mit dem Kleistpreis, ausgezeichnet wurde. Im Frühjahr 2012 erschien ihr jüngster Lyrikband *Honigprotokolle* bei kookbooks, für den sie 2013 den Peter-Huchel-Preis erhielt. Im gleichen Verlag erschien von Rinck im Frühjahr 2015 außerdem *Risiko und Idiotie. Streitschriften*. Monika Rinck ist Mitglied im P.E.N.-Club, der Lyrikknappschaft Schöneberg, der Akademie der Künste Berlin und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Sie übersetzt, kooperiert mit Musikern und Komponisten und unterrichtet zeitweise unter anderem an der Universität für Angewandte Kunst in Wien.

Titok

Háy János

1699, Buda

GYEREK

Tizenhárom éves vagyok, az alsó Vizivárosban lakom a szüleimmel. Életkorom szerint még gyerek, de a nap nagyrészében felnőtt, hisz apám asztalosműhelyében dolgozom, akár a felnőtt munkások. Apám döntött így. Már kisgyerekkoromban bevitt a műhelybe. Akkor még csak egy inas volt. Szegények voltunk, alig a török kiűzése utáni évek voltak ezek. Mindenütt romok, és törökmaradványok. Az apám műhelyének egyik oldala csak deszkázva volt, a réseken télen behúzott a hideg, néha itt-ott átszemerklét a hó. Mondta is az anyám, mért akarod, hogy ez a gyerek itt legyen, megfázik, s majd akkor nem lesz senki sem, aki megörökli a műhelyt. Hogy lássa a szerszámokat, mondta apám, hogy tudja mire valók. És engem lenyűgöztek a vésők, amint méret szerint sorakoztak a falon, a fűrők, a gyaluk és fűrészek. Ritkán nyúltam hozzájuk, csak a képzeletem játszott. Katonák voltak. A vésők gyalogosok, a fűrők a lovasok, a gyaluk voltak a parancsnokok, s a fűrészek a királyok, akik miatt az egész háború folyt. Volt egy, aminek a feszítőmadzagja már rojtokban lógott, ő volt nekem a török király, akit a magyarok kiűztek az országból. Néha apám megélezte ezeknek a királyoknak a koronáját, hogy jól fogjanak, ha a drága deszkába vág. A reszelő pengette a fűrészfogakat, csak úgy zengett a környék, s aztán válaszoltak rá a kovácsok, pengtek a kalapácsütések az izzó fémen, néha állatok bőgtek bele ebbe a zenébe, néha valaki ordibált, az asszonyok a kocsmába szökött uraikkal kiabáltak.

Hadd menjen az a gyerek játszani, mondta anyám apámnak, mikor már nagyobb voltam, s a kisebb fákból, polcokat, sámlit, egyszerű ládákat raktam össze. Hulladékfa volt ez, apám már nem használta volna, csak gyűltek, a gyalupad alatt voltak feltornyozva, egyszer úgyis megtelik ott, én meg gondoltam egyet, s azt mondtam, édesapám, ebből lehetne egy polc a pincébe, az ablak mellé, tarthatunk rajta bármit, hordódugót például, azt úgyis mindig keresni kell. Igazad van, mondta apám, egy pillanatra felgyenesedett, az tényleg hiányzik ott. Ez elég volt nekem ahhoz, hogy jobban menjen a munka, hogy szebbre csináljam annál, amilyennek lenni kellett volna, hisz ki nézi a

pince ablaka melletti polcot. De ez a mesterség lényege, ez az, amit senki nem tud megtanítani, hogy szebbnek kell lennie mindennek, mondta mindig apám, mikor készen lett valamivel és megmutatta, hogy szebbnek kell lenni, mint szükséges, hisz nem a szükség miatt készül, hanem miattunk. Hadd menjen, mondta anyám, apám meg, hogy mehet persze, de látja, itt akar maradni. És tényleg ritkán mentem. Összeverődtek a vizivárosi kölkök, ahogy a pap nevezett meg minket a templomban, és csak randalíroznak, a romos házakba bemásznak, életveszélybe sodorják az életüket. Ha kétszer hívtak, legfeljebb egyszer mentem, bár a romok közötti ugrádozás, a beomlott házak sötét zugaiban máskálás kedvemre való volt. Valami más tartott vissza. Anyám szerint, mert én akarok lenni a vezér, de nem lehetek, mert vezér már van. Holott nem. Másképp szólnak hozzám, mint egymáshoz, mondtam otthon vacsoránál, azért nem akarok. Anyám szerint nem, apám szerint, mindenkire kicsit másképp szólnak, mert mindenki kicsit más. Mindhiába volt a szülői magyarázat, mert ahogy egymáshoz beszéltek, nekem az egyforma volt, s csak az különbözött, ahogy hozzám. Talán mert gazdagok, mert ekkor már gazdagok voltak a szüleim, a várban újjáépülő paloták tulajdonosai nem győztek ágyat, asztalt rendelni, s némikor faragott lépcsőket. Apám immáron tíz munkással is alig bírta a megrendeléseket, de mindenki tőle akart, hisz a legjobb mester volt a környéken. Talán emiatt, gondoltam, de hisz más gazdag gyerek is van a csapatban, talán mert én másképp nézek ki. Néztem magam a Duna vizében, de nem találtam különbséget, sem természetben, hajszínben, sem más külsőségekben.

Ültünk a Duna parton, néztük a vizet szelő dereglyéket, milyen jó is volna csorogni lefelé a vízen, egészen a tengerig... Épp ezt gondoltam, amikor a kocsmáros gyereke megtörte a víz hangját. Vasárnap voltunk a nagyapámnál. Miért – kérdezte egy másik. Disznót vágtak, mondta és belefogott a hétvége részletes leírásába és én álmélkodva hallgattam, ahogy felsorolta az udvar minden zegzugát, ahogy felidézi az öreg szavait, és hogy az öreganyja mit mondott arra. Tetszik? Tetszik – mondtam. És a te öregapád hol él – kérdezte. Nekem nincsen – mondtam. Olyan nincs, hogy nincsen, mert mindenkinek van.

Miért nincs nekem nagyapám, kérdeztem akkor otthon, miért nem tudok semmit, azokról, akik régen éltek. Mert nincsenek, mondta az apám, akik meg voltak, olyanok voltak, akikre nem emlékszem. Messziről jöttem. Hol volt az a messzi, kérdeztem, mért nem nézzük meg azt a messzit, mennyit változott, mióta édesapám eljött onnét? Az olyan messzi van, mondta apám, hogy egy élet kevés lenne odaérni. Aztán hallgattott, én meg nem mertem tovább kérdezni.

Sokévet álmodoztam arról a különös messzi tájról. Azokról a színesruhás emberekről, mert színesruhásoknak képzeltem őket, akik ott élnek, akik az én rokonaim, akikkel félszavakból is megértjük egymást, mint a kovács és a fazekas gyerekei, akik unokatestvérek. És a többi gyerek is, ők mind olyanok, mintha unokatestvérek volnának, csak én vagyok, aki nem abból a családból való.

Ki volt a nagyapám – ezt kérdeztem, mikor kicsit nagyobb lettem, de az apám nem szólt semmit, azt mondta, egyszer már elmondta, s ő kétszer nem. Akkor éreztem, hogy ez titok. Titok, ami ott lappangott eddig és ott lappang majd ezután is minden napunkban. De a titokkal senki nem tud egy életet leélni. A titok azért titok, hogy zárjai egyszer felpattanjanak.

A budavári piacra baktattam egy októberi napon, mert ott volt egy fazekas, bizonyos von Finkenstein, hozzá küldött anyám. Alig elértem a piac sarkát, amikor látom, hogy egy halárus torkaszakadtából üvöltözik a gyerekével, hogy szétloccsantja a fejét, ha nem csinál ezt vagy azt, nem értettem pontosan mit, annyira üvöltött, már

forgatta a kezében a botját, amikor egy vásárló odakiáltott: Hogy lehet így bánni egy gyerekkel, nem szégyelli magát apa létére. Mire az halárus mondta: Örüljön, hogy felneveltem a török fattyút. Néztem a bottal fenyegetett fiút. Velem lehetett egyidős. Feketearcú kölök, hasonlított is rám. Álltam ott, mintha hirtelen gyökeret növesztettem volna. Mit bambulsz itt te gyerek, kiabált rám az árus, de nem bírtam moszolni, a gyökér nem eresztett. Íme hát itt van előttem a titok, az én szomorú sorsú testvérkém felfedte nekem. Az én apám, nem az én apám, az én anyám nem az én anyám. Én egy vagyok abból a sok-sok anyátlan maradt török gyerekből, akik a harcok után itt maradtak. És már értettem, mért nem beszéltek róla a szüleim. Nem akarták, hogy bárki ujjal mutogasson rám, ez az ellenség gyereke, nem akarták, hogy ne legyek: magyar. És nem is mutogattak, csak furcsán néztek, de nekem ez a furcsa nézés épp elég volt és ez a gyanakvó nézés rosszabb volt, mint tudni, hogy én török vagyok.

APA

A várban laktunk. A szüleim, az anyám szülei és három nővérem. A törököt nem érdekelte, hogy kik vagyunk, csak az, hogy amit csinálunk, jó minőségű legyen. Erre voltunk berendezkedve, már a nagyszüleim is így éltek. Százötven év, nagy idő. Senki nem gondolta, hogy ez meg fog változni, hogy vége lesz Törökbudának. És senki nem gondolta, ha vége lesz, akkor épp így lesz vége. Hónapokig tartott az ostrom, szétomlott minden, ami még nem omlott szét a török kezében. Romokban heverték a falak és a bástyák, romokban a várkapuk, a polgárházak. Mikor a keresztény sereg katonái megjelentek az utcán, már tele volt a kövezet tetemekkel, de még foghíjas volt ez az utcaszőnyeg. Csörtettek végig a váron és rárontottak a maradék lakosságra, jogosan gyilkolnak és fosztogatnak, mondta valaki közülünk, hisz mindenki a törököt támogatta. A halottakból font szőnyeg teljes lett A Nagyboldogasszony templom romjaitól a Bécsi kapuig sűrűn egymásra hányva heverték szétvagdalva az ismerős lakosok. Milyen szörnyű érzés keresztneven ismerni a halottakat: Mári, Sami, Nazil, Stefán, Judit. Előbújtam a fészerből, mikor csendesedett az öldöklés hangja, apám, anyám és a testvérek, mind vérbe fagyva. Magam sem értem, hogy miképpen történt, hogy hiába a fájdalomtól majdnem szétszakadt szív, az agy, mint egy gyors gépezet elkezdett működni. Menekülj, míg sötét van, mondta az agy az apám hangján, s hogy a láda mögött talállok öt zacskó aranyat, azt vigyem, és minél előbb jussak a romokon kívülre.

A menekülés nem volt veszélytelen. Egy őrség, egy zsák arany, egy másik randalírozó csapat, újabb zsák. A rév, amivel a Dunán átjutottam még egy zacskó. Meghúztam magam a közeli zombékban, ekkorra újra világos lett, a zöld biztonságában aludtam át a napot. Katonák kurjongatására ébredtem, már megint részegek, ez szokatlan volt, hisz a janicsárok is ittak, de nem merték kimutatni. Egy lányt cipeltek, megismertem, két házzal messzebb laktak a szülei. Fiatalabb volt nálam, akkor még úgy gondoltam rá, gyerek, de az ostrom napjai, s a menekülés úgy tűnik gyorsan felnövesztették. Érett nő, gondoltam magamban, meg más emlék nem is maradt azok közül, akikkel az ostrom kezdetéig együtt éltem. Újabb zsák arany, és a lány szabad lett. Magamhoz húztam, megöleltem, örült, hogy megmentettem a katonáktól. Vajon ez volt-e az első eset, amikor a testét használta, ahogyan én a zsák aranyat, latolgattam, de hirtelen feledtem a gondolatot, annyira jó volt érezni a meleg testet, és csodának éreztem, ajándéknak a teremtőtől, hogy ez a lány épp ott van, ahol én. Később tudtam csak meg, hogy ahány zsákom nekem elfogyott, neki annyiszor lett szeplős a teste. És fájt, hogy csak a negyedik alkalommal tudtam ott lenni, hogy másra költöttem az első zsákot. Néha mikor haragudtam rá, eszembe jutott az ő három zsákja.

Kiabáltam vele, hogy mások ujjnyomai maszatolták be a bőrét, s ő csak sírt, ha nem így lenne, mondta, nem élnék.

Napokig bujdosunk ott a zombék biztonságában, enyhe őszt, a környék parasztjaitól szereztünk élelmiszert. A hadak továbbvonultak, űzni lefelé délnek a törököt, elkotródtak a randalírozó utóvédek, a háborúk fosztogatói, hisz már nem volt mit ellopni. Menjünk vissza, mondtam akkor neki. Oda? – kérdezte. Oda, mondtam. Felejtésük el, ami volt és kezdjünk el az egészséget előlről. A lány nézett, olyan furcsa, hogy kék szeme volt, tükörkék, csillogott, vagy a nap benne, nem tudom, hirtelen nem tudtam volna különbséget tenni. Csak szeretni tudlak, mondta, felejtetni nem. Ha szeretsz, mondtam, felejtene is tudsz, amit meg nem feledsz, arról hallgatsz, hisz amiről nem beszélünk, az nincsen.

ANYA

Mért, akarsz épp oda visszamenni? Nem tudott válaszolni. Oda akart menni, ahol elbukott. Ilyenek. Férfi. Én meg követtem, mert szeretem. Mindig is szerettem, annyit néztem, amikor még kislány voltam, ő persze csak nálam nagyobb lányokkal, de arra gondoltam, én csak vele tudom elképzelni, hogy élek. Minden úgy látszott, ez nem történhet meg, s mégis megtörtént. Ki tudhatja, hogy milyen fordulatot hoz az ember sorsa, s hogy minek mi lesz a következménye. Hogy Budavár pusztulásából is születhet valami. Hisz ha ez nincs, nem lesz a mi szerelmünk, nem születik meg a mi kisfunkt, aki majd folytatja az életünket ezen a földön.

Visszajöttem hát vele, mert vissza kellett jönnöm. Senki nincs már azok közül, akik között éltünk, anyáink, apáink testvérkéink, a mellettünk és a velünk szembe lakók, mind, mind nincsenek. Csak mi vagyunk. Egy apa, egy anya és egy gyerek. Felejtettem, bár nem tudom, mi az, ami tényleg kilépett a szívből, s mi az, ami ottmaradt, s csak a titok bilincseit vertem rá. Mert hiába minden felejtés, idegenek vagyunk, s nem azért, mert mások vagyunk. Nem az az idegen, aki más, hanem az, aki se ilyen, se olyan. A fejemben megvan a régi naptár, megvannak a gyerekkori képek. Gondolatban ülöm meg a szédert.

Geheimnis

Von János Háý

1699, Buda

Aus dem Ungarischen von Eva Zador

KIND

Ich bin dreizehn Jahre alt und wohne mit meinen Eltern in der unteren Wasserstadt. Dem Alter nach bin ich noch Kind, aber den Großteil des Tages bin ich ein Erwachsener, denn ich arbeite in der Tischlerei meines Vaters, wie die erwachsenen Arbeiter. Mein Vater hat so entschieden. Schon als kleines Kind hat er mich in die Werkstatt mitgenommen. Damals gab es nur einen Gesellen. Wir waren arm, das waren die Jahre kurz nach der Vertreibung des Türken. Überall Trümmer und Türkenreste. Eine Seite der Werkstatt meines Vaters war nur mit Brettern verschlagen, durch die Ritzen kam im Winter die Kälte herein, manchmal rieselte hie und da Schnee hindurch. Meine Mutter sagte auch, warum willst du das Kind hier haben, es erkältet sich, und dann wird es niemanden geben, der die Werkstatt erbt. Damit es das Werkzeug sieht, sagte mein Vater, damit es weiß, wozu man es benutzt. Und mich faszinierten die Meißel, wie sie sich der Größe nach an der Wand reihten, die Bohrer, die Hobel und die Sägen. Ich fasste sie selten an, nur meine Fantasie spielte. Es waren Soldaten. Die Meißel Fußsoldaten, die Bohrer Reiter, die Hobel waren die Kommandanten und die Sägen die Könige, ihretwegen fand der ganze Krieg statt. Es gab eine, deren Spannschnur schon in Fransen hing, sie war für mich der türkische König, den die Ungarn aus dem Land vertrieben hatten. Manchmal wetzte mein Vater die Kronen dieser Könige, damit sie gut griffen, wenn sie in das teure Brett schnitten. Die Feile spielte auf den Sägezähnen, dass es in der Gegend nur so schallte, und dann antworteten die Schmiede, auf dem glühenden Metall spielten die Hammerschläge, manchmal brüllten Tiere in die Musik, manchmal kreischte jemand, die Frauen zeterten mit ihren ins Wirtshaus geflohenen Männern.

Lass doch das Kind spielen gehen, sagte meine Mutter zu meinem Vater, als ich schon größer war und aus den kleineren Holzstücken Regale, Hocker, einfache Kästen zimmerte. Holzabfall war das, mein Vater hätte das Holz nicht mehr benutzt, es sammelte sich nur, lag gestapelt unter der Hobelbank, einmal wäre der Platz da ohne-

hin voll, mir aber kam plötzlich ein Gedanke, und ich sagte, Vater, daraus könnte doch ein Regal für den Keller werden, neben dem Fenster, da könnten wir alles Mögliche aufbewahren, Fasskorken zum Beispiel, die muss man sowieso immer suchen. Du hast Recht, sagte mein Vater, für einen Augenblick richtete er sich auf, das fehlt da wirklich. Mehr brauchte ich nicht, damit die Arbeit mir besser von der Hand ging, damit ich es schöner machte, als es eigentlich hätte sein müssen, denn wer sieht sich schon das Regal neben dem Kellerfenster an. Aber das ist das Wesentliche dieses Handwerks, das ist es, was dir niemand beibringen kann, dass es schöner als alles andere sein muss, das sagte mein Vater immer, wenn er mit etwas fertig war und es mir zeigte, dass es schöner sein muss als nötig, denn es entstehe nicht wegen der Notwendigkeit, sondern wegen uns. Lass ihn doch gehen, sagte meine Mutter, und mein Vater, er kann gehen, natürlich, aber er sehe doch, dass ich hier bleiben wolle. Und ich ging wirklich selten. Die Bälger aus der Wasserstadt, wie der Pfarrer uns in der Kirche nannte, rotteten sich zusammen und randalierten nur, kletterten in zerstörte Häuser, brachten ihr Leben in Gefahr. Wenn sie mich zweimal riefen, ging ich höchstens einmal, obwohl mir das Herumspringen zwischen den Trümmern, das Herumstreifen in den dunklen Winkeln der eingestürzten Häuser gefiel. Es war etwas anderes, das mich abhielt. Meine Mutter meinte, weil ich der Anführer sein wolle, aber nicht sein könne, weil es schon einen Anführer gebe. Dabei stimmte das nicht. Sie reden anders mit mir als untereinander, sagte ich zu Hause beim Abendessen, deshalb will ich nicht. Meine Mutter dachte das nicht, aber mein Vater meinte, sie redeten mit jedem ein bisschen anders, weil jeder ein bisschen anders sei. Die Erklärungen der Eltern waren vergebens, denn so wie sie miteinander redeten, das war für mich gleich, nur wie sie mit mir redeten, das unterschied sich. Vielleicht weil meine Eltern reich waren, denn damals waren sie schon reich, die Besitzer der in der Burg neu errichteten Paläste bestellten ohne Unterlass Betten, Tische, zuweilen sogar geschnitzte Treppen. Mein Vater schaffte die Aufträge auch mit zehn Arbeitern kaum, aber jeder wollte seine Sachen von ihm, weil er der beste Meister in der Gegend war. Vielleicht deshalb, dachte ich, aber es gibt doch auch andere reiche Kinder in der Truppe, vielleicht weil ich anders aussehe. Ich betrachtete mich im Wasser der Donau, fand aber keinen Unterschied, weder in meiner Gestalt noch in der Haarfarbe oder in anderen Äußerlichkeiten.

Wir saßen am Donau-Ufer, sahen auf die über das Wasser gleitenden Barken, wie gut es doch wäre, auf dem Wasser hinunterzutreiben, ganz bis zum Meer ... Das dachte ich gerade, als das Kind des Wirtes die Stimme des Wassers durchbrach. Am Sonntag waren wir bei meinem Großvater. Warum, fragte ein anderes. Zum Schweineschlachten, sagte dieses und begann mit der ausführlichen Schilderung des Wochenendes, und ich hörte verwundert zu, wie es alle Winkel des Hofes aufzählte, wie es die Worte des Alten beschwor und was seine Großmutter darauf erwidert hatte. Gefällt dir das? Ja, das gefällt mir, sagte ich. Und wo lebt dein Großvater, fragte es. Ich habe keinen, sagte ich. So etwas gibt es nicht, dass du keinen hast, jeder hat einen.

Warum habe ich keinen Großvater, fragte ich da zu Hause, warum weiß ich nichts von denen, die früher gelebt haben. Weil es sie nicht gibt, sagte mein Vater, und die, die es gab, waren solche, an die ich mich nicht erinnere. Ich bin von weither gekommen. Wo war dieses Weither, fragte ich, warum wir uns dieses Weither nicht ansähen, wie sehr es sich verändert hätte, seit mein Vater von dort fortgegangen sei. Das sei so weit weg, sagte mein Vater, dass ein Leben zu kurz wäre, dorthin zu gelangen. Dann schwieg er, und ich traute mich nicht, weiter zu fragen.

Viele Jahre träumte ich von diesem besonderen, fernen Land, von den Menschen in den bunten Kleidern. Denn ich stellte mir die, die dort lebten, in bunten Kleidern vor, meine Verwandten, mit denen ich mich mit halben Worten verstand wie die Kinder des Schmiedes und des Töpfers, die Cousinsen und Cousins waren. Und auch die anderen Kinder, allesamt waren sie so, als seien sie Cousinsen und Cousins, nur ich war der, der nicht aus dieser Familie stammte.

Wer war mein Großvater, das fragte ich, als ich ein wenig größer war, aber mein Vater erwiderte nichts, er sagte, einmal habe er es mir schon erzählt und ein zweites Mal werde er das nicht tun. Da spürte ich, es war ein Geheimnis. Ein Geheimnis, das bis jetzt verborgen lag und auch hiernach an jedem unserer Tage verborgen liegen würde. Aber mit einem Geheimnis kann keiner ein Leben lang leben. Ein Geheimnis ist ein Geheimnis, damit seine Schlösser einmal aufspringen.

An einem Oktobertag stapfte ich auf den Markt der Burg von Buda, weil es dort einen Töpfer gab, einen gewissen Finkenstein, zu ihm hatte meine Mutter mich geschickt. Kaum war ich an die Ecke des Marktes gelangt, da sah ich, wie ein Fischhändler lauthals mit seinem Kind brüllte, er würde ihm den Kopf zu Brei schlagen, wenn es nicht dies oder jenes machte, ich verstand nicht genau, was, so sehr brüllte er, er fuchtelte schon mit dem Stock in der Hand, als ein Käufer hinüberrief: Wie kann man ein Kind so behandeln, schämen Sie sich nicht als Vater? Woraufhin der Fischhändler sagte: Freuen Sie sich, dass ich diesen türkischen Bastard großgezogen habe. Ich musterte den mit dem Stock bedrohten Jungen. Er mochte so alt sein wie ich. Ein Bengel mit schwarzem Gesicht, er ähnelte mir auch. Ich stand da, als hätte ich plötzlich Wurzeln geschlagen. Was glotzt du so, Junge, schrie mich der Händler an, aber ich konnte mich nicht regen, die Wurzeln ließen mich nicht. Hier lag das Geheimnis also vor mir, mein Brüderchen mit dem traurigen Schicksal hatte es mir enthüllt. Mein Vater war nicht mein Vater, meine Mutter nicht meine Mutter. Ich bin eines von den vielen, vielen mutterlos gebliebenen türkischen Kindern, die nach den Kämpfen hier geblieben sind. Und ich verstand schon, warum meine Eltern nicht darüber gesprochen hatten. Sie wollten nicht, dass jemand mit dem Finger auf mich zeigte, das ist das Kind des Feindes, sie wollten nicht, dass ich kein Ungar war. Und sie zeigten auch nicht auf mich, blickten mich nur seltsam an, aber mir reichte dieser seltsame Blick vollkommen, und dieser argwöhnische Blick war schlimmer, als zu wissen, ich bin Türke.

VATER

Wir wohnten in der Burg. Meine Eltern, die Eltern meiner Mutter und meine drei älteren Schwestern. Den Türken kümmerte es nicht, wer wir waren, nur dass das, was wir machten, von guter Qualität war. Darauf hatten wir uns eingerichtet, schon meine Großeltern hatten so gelebt. Hundertfünfzig Jahre sind eine lange Zeit. Niemand hatte gedacht, dass sich das ändern würde, dass es mit Türkisch-Buda einmal zu Ende wäre. Und niemand hatte gedacht, dass es gerade so zu Ende ginge, wenn es zu Ende ginge. Monatelang dauerte die Belagerung, alles zerfiel, was in der Hand des Türken noch nicht zerfallen war. Die Mauern und Basteien lagen in Trümmern, in Trümmern die Burgtore, die Bürgerhäuser. Als die Soldaten des christlichen Heers auf der Straße erschienen, war das Kopfsteinpflaster schon voller Leichen, doch gab es noch Lücken in diesem Straßenteppich. Sie polterten die Burg entlang und gingen auf die restliche Bevölkerung los, es ist rechtens, dass sie morden und plündern, sagte jemand unter uns, denn jeder hat den Türken unterstützt. Der aus Toten gewebte Teppich wurde voll-

kommen, von den Trümmern der Liebfrauenkirche bis zum Wiener Tor lagen die bekannten Einwohner zerstückelt dicht übereinander. Ein schreckliches Gefühl, die Toten beim Vornamen zu kennen: Märi, Sami, Nazil, Stefan, Judit. Ich kroch aus dem Schuppen hervor, als der Lärm des Gemetzels verklungen war, mein Vater, meine Mutter und die Geschwister lagen in Blut erstarrt. Ich verstehe selbst nicht, wie es dazu kam, dass es mir das Herz fast zerriss vor Schmerz, mein Gehirn aber wie eine schnelle Maschine zu arbeiten begann. Flieh, solange es dunkel ist, sagte das Gehirn mit der Stimme meines Vaters, und dass ich hinter der Truhe fünf Beutel Gold fände, die solle ich mitnehmen und so schnell wie möglich aus den Trümmern hinausgelangen.

Die Flucht war nicht ungefährlich. Eine Wache, ein Sack Gold, eine andere marodierende Truppe, ein weiterer Sack. Die Fähre, mit der ich über die Donau gelangte, noch ein Säckchen. Ich versteckte mich in einem nah gelegenen Moor, als es gerade wieder hell wurde, in der Obhut des Grüns schlief ich den Tag durch. Ich erwachte vom Johlen der Soldaten, schon wieder waren sie betrunken, das war ungewohnt, denn auch die Janitscharen tranken, wagten aber nicht, es zu zeigen. Sie schleppten ein Mädchen, ich erkannte es, seine Eltern hatten einige Häuser weiter gewohnt. Es war jünger als ich, früher hatte ich noch gedacht, ein Kind, doch die Tage der Belagerung und die Flucht, so schien es, hatten es schnell erwachsen werden lassen. Eine Frau, dachte ich bei mir, und andere Erinnerungen waren mir von den Menschen, mit denen ich bis zu Beginn der Belagerung zusammengelebt hatte, auch gar nicht geblieben. Ein erneuter Sack Gold, und das Mädchen war frei. Ich zog es an mich, umarmte es, es freute sich, dass ich es vor den Soldaten gerettet hatte. Ob das wohl der erste Fall gewesen war, dass es seinen Körper benutzt hatte so wie ich den Sack Gold, überlegte ich, doch plötzlich vergaß ich den Gedanken, es war so gut, den warmen Körper zu spüren, und ich empfand es als ein Wunder, als ein Geschenk des Schöpfers, dass dieses Mädchen gerade hier, bei mir war. Erst später erfuhr ich, dass sein Körper so oft befleckt worden war, wie ich einen Sack hatte hergeben müssen. Und es schmerzte, dass ich erst beim vierten Mal dort sein konnte, dass ich den ersten Sack für etwas anderes ausgegeben hatte. Manchmal, wenn ich böse auf sie war, fielen mir ihre drei Säcke ein. Ich brüllte sie an, die Fingerabdrücke anderer hätten ihre Haut beschmutzt, und sie weinte nur, wenn es nicht so wäre, sagte sie, würde sie nicht leben.

Tagelang versteckten wir uns dort im sicheren Moor, es war ein milder Herbst, von den Bauern in der Umgebung beschafften wir uns Lebensmittel. Die Heere zogen weiter, um den Türken nach Süden zu vertreiben, die marodierende Nachhut, die Plünderer der Kriege schlichen sich davon, denn es gab nichts mehr zu stehlen. Lass uns zurückgehen, sagte ich da zu ihr. Dorthin? – fragte sie. Dorthin, sagte ich. Lass uns vergessen, was war, und das Ganze von vorn beginnen. Das Mädchen sah mich an, es war so seltsam, dass sie blaue Augen hatte, spiegelblau, sie glänzten, oder die Sonne glänzte in ihnen, ich weiß es nicht, auf die Schnelle hätte ich keinen Unterschied machen können. Ich kann dich nur lieben, sagte sie, aber nicht vergessen. Wenn du mich liebst, sagte ich, kannst du auch vergessen, und was du nicht vergisst, darüber schweigst du, denn das, worüber wir nicht sprechen, gibt es nicht.

MUTTER

Warum willst du gerade dorthin zurück? Er konnte nicht antworten. Er wollte dorthin zurückgehen, wo er gescheitert war. So sind sie. Die Männer. Und ich folgte ihm, weil ich ihn liebte. Ich hatte ihn immer geliebt, hatte ihn so oft angeschaut, als ich noch ein

Mädchen war, er gab sich natürlich nur mit den größeren Mädchen ab, ich aber dachte, ich könne mir ein Leben nur mit ihm vorstellen. Alles schien, als könnte das nicht geschehen, und doch ist es geschehen. Wer weiß schon, was für eine Wende das Schicksal mit sich bringt und was zu was führt. Dass auch aus der Vernichtung der Burg von Buda etwas entstehen kann. Denn wenn das nicht ist, ist auch unsere Liebe nicht, wird unser Junge nicht geboren, der unser Leben auf dieser Welt fortsetzen wird.

Ich bin also mit ihm zurückgekommen, denn ich musste zurückkommen. Es gibt niemanden mehr von den Menschen, unter denen wir gelebt haben, unsere Mütter, Väter, Geschwisterchen, die Nachbarn nebenan und gegenüber gibt es allesamt nicht mehr. Nur uns gibt es. Einen Vater, eine Mutter und ein Kind. Ich habe vergessen, obwohl ich nicht weiß, was das Herz wirklich verlassen hat und was darin geblieben ist, dem ich nur die Fesseln des Geheimnisses angelegt habe. Denn vergebens alles Vergessen, wir sind Fremde, und nicht, weil wir anders sind. Nicht der ist fremd, der anders ist, sondern der weder so ist noch so. Ich habe den alten Kalender im Kopf, die alten Bilder aus der Kindheit. In Gedanken feiere ich den Sederabend.

JÁNOS HÁY wurde 1960 in Lorenzen (ung. Vámosmikola) geboren und lebt in Budapest. Er studierte Russisch, Geschichte und Ästhetik in Szegedin (rum. Seghedin, serb. Сегедин, ung. Szeged) und Budapest. Von 1989 bis 2004 arbeitete er als Lektor bei verschiedenen Verlagen und ist seitdem freischaffender Schriftsteller. Ab 1982 publizierte er zunächst Gedichte, später Novellen, Dramen sowie Romane und wurde damit zu den beliebtesten Autoren Ungarns. 2005 wurde ihm beim Heidelberger Stückemarkt für das Drama *Der Vater vom Herner Feri* der Publikumspreis verliehen, auf Deutsch erschien 1999 beim Budapester Palatinus Verlag sein Roman *Dschigerdilen – Die Schönheit des Herzens*. Geheimnis ist auf Ungarisch 2015 im Sammelband *Hozott lélek* [Mitgebrachte Seele] erschienen.

EVA ZADOR, geboren 1966 in Frankfurt am Main, studierte in Göttingen Germanistik und Finougristik. Sie arbeitet seit 1995 als freie Übersetzerin und ist redaktionelle Mitarbeiterin der Zeitschrift *Három Holló* [Drei Raben] und des Portals HuBook.de für ungarische Literatur. Seit 2006 ist sie beratend für das Übersetzungsprogramm des Budapester Balassi-Instituts tätig. Sie übersetzte u. a. Werke von Géza Ottlik, László Márton, Noémi Kiss und Ferenc Barnás ins Deutsche.

Ostgalizien

Von Tom Schulz

Zwei Mal bin ich durch Ostgalizien gefahren, das eine Mal per Zug, das andere im Traum. Was ich von den Landschaften gesehen habe, entspringt den nächtlichen Phasen des Versinkens in einer eigenen Wirklichkeit. War es in einem Nachtzug oder in jenem Traum, als die Hügel, sanft geschnitten, anhoben zu einem Lied? Lied von der Heimat, die jemand besaß und verlor. Beides vermischt sich in der Erinnerung.

In Przemysl kündeten die Türme von den Weissagern. Wenn Weiß schwarz sagt und Schwarz weiß, bestehen Grenzen. Grenzen, die verwischt werden in den Phasen des Traums. Die einer inneren Landkarte gleichen, etwa aus den Aufzeichnungen von Manès Sperber. Galizien betrete ich mit verbundenen Augen am Tag, der übergeht in hell erleuchtete Nacht.

Ich überließ mich meinen Gedanken, die mich noch einmal zurück zu meiner ersten Fahrt nach Galizien führten. Damals kam ich den umgekehrten Weg, und es war Tag. Wir waren eine Gruppe von Schriftstellern aus Deutschland, Polen, Norwegen und der Ukraine. Wir saßen in einem Abteil mit offener Tür zusammen und machten Scherze über die Beschaffenheit unseres Zuges und der Gleise.

Als wir hielten, der Waggon stehen blieb und die ukrainischen Grenzpolizisten das Kommando übernahmen, meine Gedanken plötzlich unterbrachen, zeigte die Uhr zwei Uhr nachts. Einer von ihnen öffnete die Tür und forderte die Papiere zur Ansicht. Er schaute streng, blickte tief in die Pässe, blätterte von hinten nach vorn und von vorn nach hinten und nahm sie an sich. Stellte den ukrainischen Mitreisenden Fragen nach dem Grund der Fahrt, die diese in ernster Rede beantworteten. Es waren alles in allem in unserem Waggon vier uniformierte bewaffnete Männer und eine Frau, zwei Wachhunde. Einer schnüffelte den Gang entlang, der andere musste vor der Ausstiegstür liegen bleiben. Das Licht blieb überall an, und allgemeines Warten setzte ein. Nach einer Viertelstunde begann der Wachhund an der Ausgangstür zu winseln, es nützte nichts. Befehl ist Befehl. Alle im Zug hatten auszuharren, bis die fünf oder sechs Grenzer der Ukraine ihren Dienst nach Vorschrift verrichtet hatten. Dies konnte dauern. Eine weitere halbe Stunde ging vorüber, an Schlaf war nicht zu denken, da öffnete sich ruckartig die Tür und einer der Uniformierten reichte jedem von uns die Pässe, wobei

er die Vornamen nannte: Tom, Natascha und Oksana. Noch einmal zehn Minuten später durchsuchte ein weiterer Uniformierter vermutlich unteren Dienstgrades das winzige Abteil und hielt einen verwinkelten Spiegel an einem Holzstiel in den Unterschrank der Kommode. Weitere zehn Minuten später ruckte der Zug an und blieb nach kurzer Zeit stehen. Wir hatten die polnische Seite erreicht. Die Kontrolle verlief zügig und unaufgeregt. Ein einzelner Grenzpolizist scannte die Pässe und donnerte ohne viel Federlesen einen Stempel hinein. Ein zweiter kam und bat Oksana, die Stumme, die bis dahin kein einziges Wort gesprochen hatte, ihren riesigen Koffer zu öffnen. Er blickte stichprobenartig hinein. Nach wenigen Minuten ging das Licht aus, und wir alle konnten endlich schlafen. Der Zug rumpelte los wie der Deckel eines Kochtopfs auf der Herdplatte. Ein kurzer Schlaf nur oder allenfalls ein kurzer Traum: Die Abteiltür fliegt auf, drei Uniformierte laufen strammen Schrittes über den Gang. Ihre Gewehre im Anschlag. Sie tragen dunkelbraune Uniformen. Einer mit einem Schäferhund an seiner Seite. Alle Lichter gehen an. Dann ein vierter, kleiner als die anderen. Er hält einen schlappohrigen Hund an der Leine. Anstelle einer Uniform trägt er ein Zirkuskostüm. Und auf dem Kopf einen Zylinder. Er schneidet Grimassen und redet ohne Punkt und Komma auf mich ein. Nach ein paar Sätzen sage ich auf Russisch, dass ich ihn nicht verstehe. »English?« Ich nicke. »Good morning. Welcome in the Ukraine! This is a free country! Do you have weapons or drugs?«

Ich wachte schweißgebadet auf. Alles war ruhig, schlief.

Wie sehr ich mich bemühte, mir zu versichern, dass alles nur ein Traum sei, so wenig glaubte ich mir, denn längst ist der Traum nicht einfach nur ein Traum, sondern die Erweiterung der sogenannten Realität. Eine Traumwirklichkeit, in der die Zeitkoordinaten aufgehoben sind, jeder Raum sich öffnet wie von unsichtbarer Hand. Wie ich genau hier her (in diesen Traum) gekommen war, schien fraglich oder zweifelhaft. War dies Ostgalizien?

Ich spürte keine Müdigkeit an Füßen oder im Nacken, die Beine waren trotz der längeren Reise, die ich hinter mir haben musste, wenn überhaupt, nur wenig geschwollen. In die Gedanken war kein Anflug von kurzem Herunterfahren der Geistesgegenwart geschlichen. Wo war der Fremde, der mir im Traum mit kalter Hand an die Schulter fasste?

Ich schloss die Tore einer sanft entschlafenen Stadt auf, deren Namen ich nicht kannte. Kurz davor war eine Hängebrücke herunter gelassen worden. Sie führte über einen breiten Burggraben, auf dem Wasserlinsen schwammen. Die Torflügel waren aus massivem Holz und grün gestrichen. Ein für Jahrhunderte geschnittenes Holz, schwer beschlagen von Gottesfurcht. Eine feste Burg mit nächtlich verlassenem Gassen, befreit von dem Gelübde, die Lust im Körper zu versiegeln.

Ich musste im Traum, ohne es zu merken, weitergegangen sein. Als ich erwachte, anderen Tags, war ich schon an jenem Ort.

Wir erreichten Lemberg in der Frühe eines kühlen Taus. Diese Fahrt wird uns erzählen als Sonderlinge in einem Land zwischen dem Tag aus Kunsthonig und der Nacht aus Blenden. Wer die Wahl hat, muss mit dem Kaffeelöffel den Zucker umrühren, bis er auf dem Grund angekommen ist. Guten Morgen, Lemberg, du Schöne.

In der Rubrik »Lyrik« finden Sie zwei Gedichte und eine Kurzbiografie des Autors.

Illustrationen

ANNEMARIE OTTEN, geboren 1989 in Hamburg, studierte Kommunikationsdesign und Animation in Kiel, München und Wales. Sie arbeitet als freiberufliche Illustratorin und Grafikerin. Aktuell studiert sie Kunstpädagogik an der Akademie der Bildenden Künste in München. Sie ist Gründerin der Wortbildwerkstatt, ein künstlerisches Angebot speziell für geflüchtete Jugendliche und junge Erwachsene. Sie ist Autorin der Graphic Novel *Elternerde*, in der sie sich mit der Flucht ihrer donauschwäbischen Großmutter auseinandersetzt. Das Buch kann gegen eine freie Spende für den Verein der Förderer des Hauses des Deutschen Ostens e. V. beim Haus des Deutschen Ostens, Am Lilienberg 5, 81669 München, bestellt werden.

Elternerde





Geheimnis

Annemarie Otten

(K)(l)eine Heim@ten

Heimat ist das, wovon die anderen reden lautet der Titel von Rosemarie Bovierts Roman, der eine donauschwäbische Geschichte von Flucht, Vertreibung und Integration erzählt. Ja darf man denn das Wort Heimat überhaupt wieder benutzen? Ohne Schubladisiert zu werden, antiquiert zu wirken oder sich gar des Revisionismus verdächtig zu machen? Man darf und man tut es in zunehmenden Maße auch ohne zu »-tümeln«. Ein Glück. Als Beleg dafür kann gelten, dass im gerade in den Nachwehen liegenden Wahlkampf um das Amt des österreichischen Bundespräsidenten nicht nur »die Rechte« wie zu erwarten recht vaterländisch für ihren Kandidaten warb. Auch »die Linke« affizierte ganz explizit ein sehr positiv konnotiertes Heimat-Bild, um ihren Kandidaten, ein baltisches Flüchtlingskind mit holländischen Wurzeln und Tiroler Verbundenheit, zu bewerben. Wie kommt es, dass der Begriff nun auch losgelöst von ganz bestimmten, keineswegs immer treffsicheren und angebrachten, ideologischen Zu- und Einschreibungen, verwendet wird? Es kam wohl so, weil *sie* kommen: die Flüchtlinge, die Emigranten, die Aus- und Einwanderer. Und sie kommen seit über 70 Jahren, wie nun auch der publizistische Mainstream entdeckt hat. Wie sich also die aktuelle Migrationsdebatte mittels eines Gedenk- und Gedächtnisprogramms zum Schicksal der »Volksdeutschen« nach dem Zweiten Weltkrieg erdet, stellt man stehenden Fußes fest: Zugereiste dürfen also nun auch eine (alte) Heimat haben, gerade wenn sie diese nicht freiwillig zurückgelassen haben. Schön.

»da wo deine atemzüge san, da bin i für alle zeit daham ... wo unsre kinder schlafen, da bin i daham«, hat der große österreichische Liedermacher Georg Danzer (1946–2007) gedichtet, und er kommt, wenn er mit diesen Zeilen jeden territorialen und ethnischen Bezug auflöst und auf die ihm nächsten Menschen zuschreibt, den Empfindungen von durch Migration aufgeriebenen Gemeinschaften wohl am nächsten. Und das völlig zeitlos. Es sind also Geschichten der Bewegung und der Begegnung, wie sie uns auch in diesen *Spiegelungen* erreichen und die wir im Kulturteil besprechen: Terézia Mora – *Nicht sterben!* – verordnet uns genau solche Geschichten, die uns »in Bewegung setzen, damit wir nicht sterben«. Dieter Schlesaks *TransilWAHNien* kündigt von einem endgültigen Bruch in der siebenbürgischen Tradition, der vom »massenhaften Exodus der Ceaușescu-Ära« und der unmittelbaren Umbruchphase danach ausgelöst wurde. Uwe Pelgers Film *Freiheit in Kinderschuh* erzählt diese Geschichte in bewegten und bewegenden Bildern. Aber es brach wohl schon früher – siehe den wissenschaftlichen Themenschwerpunkt dieses Heftes.

Gehen oder bleiben? Zumindest die jüdische Kleinfamilie in Krisztina Tóths Roman findet keinen Ausweg aus dem *Aquarium* des drückend ideologisierten Alltags.

Für viele galt jedoch eher: *Geben und doch bleiben*. Nicht zufällig ist daher die Frage nach der Qualität des Angekommen-Seins die schwierigste: Zur lexikalischen Standardausstattung des allgemeinen Migrationsdiskurses gehört ja der unvermeidliche Begriff der »Integration«. Zweifellos hat sich ein guter Teil der Deutschen aus dem Südosten tadellos »integriert« – so sehr, dass man sie von außen kaum als eigene Typen wahrnimmt, wenn sie nicht gerade den Mund aufmachen. Ob man zu dieser Form der Assimilation gratulieren soll? Dahinter stand wohl auch eine gewisse Schicksalsergebenheit, ein durch exklusive, aber proaktiv betriebene Erinnerungsarbeit geformter Hybrid aus Leit- und Leidkultur, der die Landung auf der volkklichen, völkischen, dann bundesrepublikanischen Piste möglichst sanft gestaltete. Aber zum Glück bewahrten viele doch ihre *Eigentümlichkeit*.

Aus Migrationserfahrungen werden also Migrationsgeschichten. Wer erzählt sie heute? Zsófia Bán (*Als nur die Tiere lebten*) spricht vom Eigenen, »das einem sonst nicht gewährt wird, ein[em] Erlebnis, das uns gehört, ohne dass wir in der Lage wären, es zu besitzen, denn es gehört immer dem Anderen, dem nämlich, der es sieht, dem, der es weiß, dem, der es erzählt, es aufschreibt, dokumentiert und archiviert«. Wie aber kann das Eigene, nimmt man diese Beobachtung ernst, seine Eigenheit bewahren?

Heimat, so lässt sich beobachten, wird wohl in Stücken mitgenommen und konserviert – so als wäre sie in tausend Teile zerbrochen und fände sich nun in homöopathischen Dosen auf die reale und die virtuelle Welt verteilt – auf Truhen und Bibliotheken, auf Facebook und Homepages. (Ist das die Dezentralisierung, die man so lange ersehnt hat, als Minderheit?) Diese Erinnerungsstücke zu eigen macht sich auch eine nächste Generation, wenn sie wie Bovier und Ulrike Schmitzer (*Die gestoblene Erinnerung*) den Weg der Eltern- und Großelterngeneration gleichsam im Krebsgang zurückmarschiert, die Donau abwärts, den Karpatenbogen entlang. Diese Suche nach den Wurzeln, nach den Ursachen, begnügt sich jedoch nicht mit der Wiedergabe von Versatzstücken aus dem alten Kanon: Ganz deutlich vernimmt Elmar Schenkel in seiner Doppelrezension zu den beiden siebenbürgischen *Expats* Ursula Ackrill (*Zeiden, im Januar*) und Iris Wolff (*Leuchtende Schatten*) »neue Stimmen über alte Zeiten«. Und wenn das diesjährige Motto des Heimattags der Siebenbürger Sachsen in Deutschland »Ich gehör dazu!« lautete, dann geht es nicht mehr allein um orchideenhafte Exklusivität. Hybridität heißt heute, mehrere Heimaten haben zu können, zunehmend europäisch verklammert. Unüberhörbar und eigenwillig zu sein, Akzent zu haben, Akzente zu setzen. Sprachlich, geografisch, emotional, mental. Trachtenrock und Rockertracht schließen sich nicht mehr aus. Über Heimat spricht man wieder. Und es ist gut, dass das meistens ganz anders klingt als damals.

Schöne Lesestunden, nicht nur mit unseren Buch- und Filmgesprächen, wünscht Ihnen

Florian Kübrer-Wielach

Fühlen Sie sich bitte wie zu Hause!

ingo glass

dass rot sei rund und gelb das dreieck sei
 und blau für das quadrat sei reserviert
 so sieht es ingo und ist enerviert
 dass itten einst den kreis für blau gab frei

denn rotes rund will rollen ungeniert
 dieweil quadratisch blau bleibt einerlei
 so trägt er eigenes symbolisch bei
 und wird des bauhaus' regelfall negiert

er schlägt für klarheit sichtlich eine schneise
 geht sinnlich gern bei goethe in die lehre
 und fährt auf dessen sittlichem gelese

mit farbe gibt er auch skulptur die ehre
 erinnert an konkrete art und weise
 und wünscht dass weltweit sie präsender wäre

Eugen Gomringer
 (März 2012)*

PROF. DR. EUGEN GOMRINGER, 1925 geboren, ist bolivianisch-schweizerischer Lyriker und Kunstkenner. Er studierte Nationalökonomie, Kunst- und Literaturgeschichte in Bern und Rom. Seit 1951 hat er die Weltpoesie um eine ganz neue Spielart bereichert: die Konkrete Poesie, als deren Begründer er seitdem bezeichnet wird. Von 1977 bis 1990 lehrte er als Professor für Theorie der Ästhetik an der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf. Er war 1966 bis 1968 Mitglied des *documenta*-Rates zur 4. *documenta* im Jahr 1968 in Kassel. Als Wahl-oberfranke lebt in Rehau, wo er seit dem Jahr 2000 zusammen mit seiner Frau und seinem Sohn das Institut für Konstruktive Kunst und Konkrete Poesie (IKKP) leitet. Im Jahr 2008 wurde er für seine Verdienste mit dem Bayerischen Verdienstorden ausgezeichnet.

* Erstveröffentlichung in: Eugen Gomringer: *der begegnungen sonette – encounter sonnets*. edition signathur 2013, S. 29. Abdruck hier mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Der Bildhauer Ingo Glass

Ingo Glass ist eine maßgebende Persönlichkeit der zeitgenössischen Kunstszene in Ungarn. Sein bildhauerisches Schaffen und seine kunsttheoretische Beschäftigung finden in den drei Ländern – Deutschland, Rumänien und Ungarn –, in denen er lebt und arbeitet, große Anerkennung. Anlässlich seines 75. Geburtstags unterhielt sich Borbála Cseh mit ihm in seinem Atelier in Budapest.

Herr Glass, Ende 2015 ist ein biografisches Interview-Buch über Ihr Leben in Ungarn erschienen.¹ Die Aufzählung Ihrer wichtigsten Werke, Ausstellungen und künstlerischen Tätigkeiten füllt fast ein Drittel des Buches, und damit ist nur die Menge der Daten gemeint. Wie kann man in einem Leben so viel leisten?

Mit Leidenschaft und Lust. Seit meinem 13. Lebensjahr besuchte ich die Bildhauerklasse der Volkshochschule in Lugo (rum. Lugo, ung. Lugos), geleitet von Elisabeth Popper. Fleiß und Leistungskraft habe ich von zu Hause. In einer schwäbischen Familie saugt man die positive Einstellung zur Arbeit mit der Muttermilch ein. Im Kommunismus wurde einem die Wahl zwischen Wollen und Müssen nicht angeboten. Gleich nach dem Zweiten Weltkrieg war mein Vater mehrmals im Gefängnis unter der Anklage »Spionagetätigkeit nach 1947«. Dadurch musste die Familie viele Tragödien erleben – auch den Tod meines jüngeren Bruders Alarich. Ich fühlte mich verpflichtet, einen Teil der Verantwortung für die Familie in jungen Jahren zu übernehmen. Bereits mit 13 Jahren arbeitete ich von 8 bis 15 Uhr in einer Fabrik und von 17 bis 22 Uhr besuchte ich das Abendgymnasium. Für meine Schulaufgaben hatte ich nur in der Nacht Zeit. Es war für manche, zumal aus der deutschen Minderheit, kein leichtes Dasein.

Nach der Universität haben Sie in den siebziger Jahren in Galatz (rum. Galați) als Museologe gearbeitet. Damals war es den Hochschulabsolventen nicht erlaubt, sich selbst eine Anstellung zu suchen. Außerdem war man verpflichtet, drei Jahre an einem Arbeitsplatz zu verbringen. Den Absolventen aus westlichen Teilen des Landes wurde meistens ein Arbeitsplatz im Osten zugewiesen – und umgekehrt, möglichst weit von der Heimatstadt entfernt. Manche

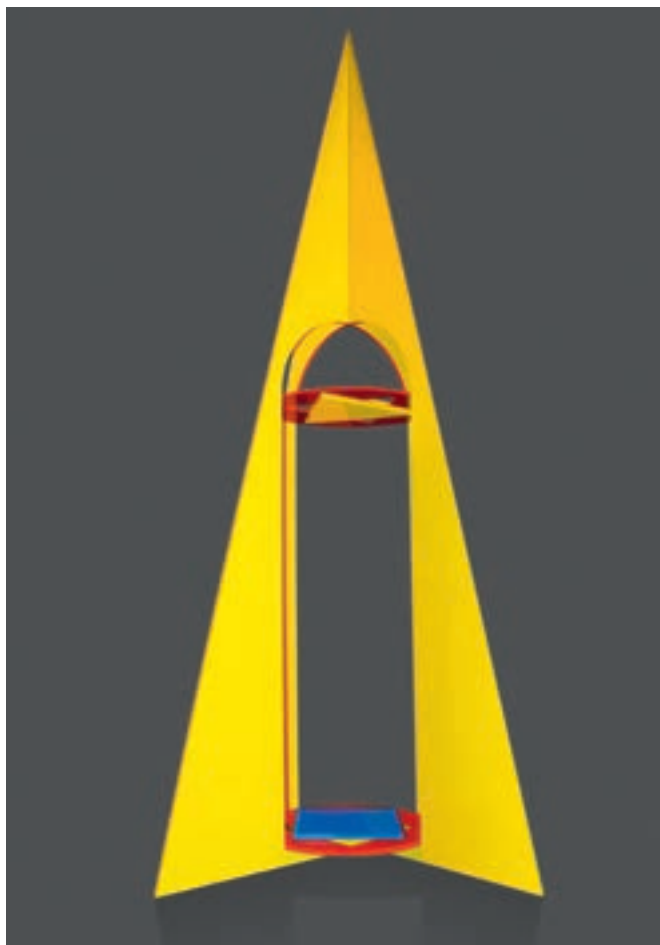
¹ P. Szabó Ernő: Szellemet adni a térnek. Beszélgetés Ingo Glass-szal. [Dem Raum Geist geben. Gespräch mit Ingo Glass.] Budapest 2015.

haben diese Jahre als Zwang empfunden – Sie aber haben diese Zeit sehr aktiv verbracht. Wie kam es dazu?

Ja, Galatz war ein sehr wichtiger Ort in meinem Leben. Im Museum für zeitgenössische rumänische Kunst, das im Jahr 1967 gegründet worden war, konnte ich sinnvolle wissenschaftliche Arbeit leisten und hatte Gelegenheit, zeitgenössische Künstler des Landes einzuladen und kennenzulernen. Interessant für mich war auch, dass das Museum mir Besichtigungstermine für die wichtigsten Ateliers Rumäniens finanzierte. Zusammen mit Eugen Holban und Simion Mărculescu durfte ich die Kunstsammlung des Museums auswählen und aufbauen. In Galatz entdeckte ich als Arbeitsmaterial den Stahl, inspiriert von der dortigen Schiffswerft. In dieser lernte ich Fachleute kennen, die mir das Handwerk des Schweißens von grundauf beibrachten, und so entwickelte sich meine Liebe zum Stahl. Mir wurde seitens der Museumsleitung ein Atelier zur Verfügung gestellt, und so hatte ich das Gefühl, ein relativ freies Leben zu führen. Meine Frau Gyöngyvér Kozma arbeitete als Pianistin an der Oper in Bukarest, sie musste viel pendeln wegen unserer Tochter Krista, die in Galatz zur Welt kam. Diese Jahre waren in meiner künstlerischen Entwicklung entscheidend, da ich durch die Entdeckung des Arbeitsmaterials Stahl meine eigene Ausdrucksweise gefunden habe.

Wie verliefen Ihre Schritte von der gegenständlichen Kunst, die Sie als Student kennengelernt hatten, hin zur Selbstfindung? In Osteuropa konnte man zu dieser Zeit ja keine aktuellen Informationen über die künstlerische Welt außerhalb bekommen. Ihre Professoren an der Kunstakademie hatten nämlich eine sehr markante Formensprache im Bereich der gegenständlichen Kunst. War es möglich, ihr zu folgen?

Ich habe meine Professoren Jenő Szervátiusz und Artur Vetró sehr verehrt. Sie und die anderen Professoren der Kunstakademie in Klausenburg (rum. Cluj-Napoca, ung. Kolozsvár) haben von den Studenten Selbständigkeit erwartet. Die bedeutendsten Bildhauer wie Constantin Brâncuși, Henry Moore oder Alberto Giacometti waren für uns damals nicht einfach zu rezipieren. Schon ein Album, eine Zeitschrift oder hin und wieder Fotos waren begehrenswerte Schätze und wertvolle Schmugglerware. Diese Informationen waren eine Rarität, wir hatten aber Zeit genug, den geringsten Hinweis sehr gründlich zu verarbeiten, zu verinnerlichen und Zusammenhänge zu untersuchen. Nach meinem Abschluss an der Kunstakademie war ich auf der Suche nach meiner eigenen Stilrichtung. Durch kontemplative theoretische Forschungen entdeckte ich für mich als Deutschstämmigen im Osten die gotische Stilrichtung, die dort unbekannt war. So beeindruckten mich die Strebepfeiler der gotischen Kathedrale sowie die *Endlose Säule* von Brâncuși. Meine Skulptur *Menschenfestung* (1968), eine Beton- und Stahlkonstruktion, zeigt, wie ich mich von der figurativen Kunstauffassung entfernte hin zur konstruktiven Kunst. 1976 entstand die dreizehn Meter hohe Stahlkonstruktion *Septenarius* als die erste Skulptur meines Donauprojekts. Ich, der Museologe, arbeitete gewissenhaft wie ein Beamter. Als Familienvater kümmerte ich mich um meine Kinder Krista und Ingmar, der 1972 in Bukarest zur Welt kam. Während die Mutter als Pianistin tätig war, experimentierte der Künstler im Atelier und suchte nach Möglichkeiten zur Bearbeitung des Stahls in der Schiffswerft. Zwischen 1965 und 1975 war die Kulturpolitik in Rumänien bedeutend offener als zur selben Zeit in Ungarn.



Das Erbe Abrahams

Ende der 1970er-Jahre sind Sie nach München übersiedelt. Wie kam es dazu?

Ab 1975 begann sich in Rumänien eine unerträgliche Diktatur zu entwickeln. Eins ist sicher: In einer Diktatur verblasst und verschwindet das Individuum. Der Drang nach persönlicher Freiheit veranlasste viele deutschstämmige Bürger, das Land zu verlassen, so auch meine Familie. Leider wurde es keine normale Familienzusammenführung, obwohl meine Tante schon lange in Nürnberg lebte. Seit 1972 lebte ich in der Hauptstadt Bukarest und war Kulturreferent des Schillerhauses. Durch diese Tätigkeit hatte ich gute Kontakte zu Diplomaten, da wir damals noch ein deutschsprachiges Kulturhaus waren. Da bekannt war, dass ich das Land verlassen wollte und keine Auswanderungsunterlagen ausgehändigt bekam, wandte ich mich an den österreichischen Botschafter, der für mich den Kontakt zu dem bekannten Ostblockkenner Paul Lendvai herstellte. Auf Grund der Artikel von Paul Lendvai, die 1978 und 1979 in den Zeitungen *Die Presse* und *Financial Times* erschienen,



Alpha & Omega

wurde ich von der Securitate zu einem Gespräch vorgeladen. Die Artikel setzten sich mit der wirtschaftlichen und politischen Realität Rumäniens auseinander – unter anderem mit meiner familiären Situation, verbunden mit der mich betreffenden Frage: Warum verhindert diese Regierung trotz des Abkommens mit der Bundesrepublik Deutschland die Familienzusammenführung im Fall Glass? Kurz zusammengefasst: Ich musste in der Folge das Land binnen zwei Wochen verlassen, die Miete für ein Jahr im Voraus zahlen und den Haushalt auflösen. Wir durften das Land mit einem Koffer pro Person und ohne Wertgegenstände verlassen. In München wurden wir zunächst für ein Jahr in einem Übergangslager untergebracht. 1980 bekam ich eine Kuratoren-Stelle im Üblacker Häusl, einer Einrichtung des Kulturreferates der Landeshauptstadt München. Ab 1984 war ich Angestellter des Kulturreferates der Stadt München, zuständig für die Betreuung der Galerie im Rathaus und der Künstlerwerkstatt Lothringerstrasse 13, in der ich bis zu meiner Pensionierung für die zeitgenössische Kunst zuständig war.

Als Bildhauer waren Sie in Rumänien und Ungarn bekannt und anerkannt. Wie war das in Deutschland?

Ja, natürlich auch in Deutschland. Beispielsweise hat Siegfried Salzmann, der Direktor des Wilhelm Lehmbruck Museums in Duisburg, von mir den *Glockenturm* 1970 in Bukarest gekauft. Er hat mich der Kölner Galerie Glaub vorgestellt, wo ich dann eine Einzelausstellung zeigte. Aufgrund dieser Ausstellung erhielt ich 1980 den Auftrag von der GHH, heute MAN, in Oberhausen eine Großskulptur von dreizehn Metern Höhe nach dem Entwurf *Gotische Quadratur* vor der Hauptverwaltung zu realisieren. 1981 wurde die Skulptur *Schwere Stunde des Strebepfeilers* – erworben durch das Museum, heute Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Regensburg – mit dem Lovis-Corinth-Preis gewürdigt. 1987 wurde ich nach Dunaujváros in Ungarn eingeladen. Dort konnte ich mein Donauprojekt weiterführen. So entstand am Donauufer die dreizehn Meter hohe Skulptur *Alpha und Omega*.

Können Sie Etappen und Entwicklungen in Ihrem künstlerischen Programm erläutern, gerade was die Neuordnung der Grundformen und Grundfarben betrifft?

Mein geometrisches und konstruktiv-konkretes Interesse hat tiefe philosophische Wurzeln. Die Wirkung und Komposition der Grundformen und der Grundfarben beinhaltet ein Streben nach dem Elementaren. Ich vertrete eine der Kunstrichtung des Bauhauses zuwiderlaufende Theorie, was die Zuordnung der Grundfarben zu den Grundformen betrifft. 1996 habe ich meine Anschauungen dazu in einer Studie veröffentlicht. Was mich antreibt, ist die Suche nach einer Reduzierung und Neuordnung der drei Grundformen und deren von mir neu festgelegten Grundfarben in Bezug zum Raum. Ich vertrete eine andere Auffassung als das Bauhaus, das das Quadrat mit Rot und den Kreis mit Blau assoziierte. Vereinfacht gesagt, strahlt das Quadrat für mich Ausgeglichenheit aus, somit soll es blau sein. Der Kreis ist der Inbegriff der Bewegung und des Lebens, also gebe ich ihm die Farbe Rot.

»Die drei Primärformen nimmt Ingo Glass fast erschöpfend an und zeigt mit immer neuen Konstellationen auf«, sagte einmal Professor Eugen Gomringer mit Blick auf Ihre Kunst. »Ihre große Gegensätzlichkeit von rund zu eckig ist geradezu von lebensähnlicher Kraft und transzendiert das Streng-Konstruktive. Die Kunst-Welt des Ingo Glass gibt der Ästhetik wieder eine positive Funktion in der Gestaltung von Umgebung und Umwelt zurück und stellt überzeugend die Ganzheit konstruktiver Gestaltung vor Augen.« Können Sie den Kontext erläutern?

Eugen Gomringer ist für mich eine außerordentlich wichtige und künstlerisch einflussreiche Person. Max Bill, Joseph Beuys, Daniel Spoerri und Rupprecht Geiger sind für mich nicht nur Namen von Kunstgrößen, ich verstand mich mit ihnen in schöpferischer Zusammenarbeit. Mit Timm Ullrich bin ich befreundet, wir beide gehören zu der »Neuen Gruppe«. Sehr wichtige ungarische und rumänische Künstler sollte man hier auch noch erwähnen, die ich persönlich kennenlernen konnte, hier aber nicht aufführe, da die Namensliste den vorgeschriebenen Platz sprengen würde. Natürlich kümmere ich mich darum, dass die Künstler, die ich hoch schätze, auch einander ken-

nenlernen. Eigentlich ist es einfach für mich: Egal, wo ich lebe und arbeite, ob in Ungarn, Deutschland oder Rumänien, meine Kollegen und Freunde sind um mich.

1993 haben Sie den Dokortitel in Kunstgeschichte der Bukarester Universität erhalten. Ihre Dissertation trägt den Titel: »Constantin Brâncuși und sein Einfluss auf die Skulptur des 20. Jahrhunderts«. Als Kunsttheoretiker sind Sie auch sehr aktiv, Sie nehmen regelmäßig an wissenschaftlichen Tagungen und Symposien teil. Außerdem haben Sie mehrere Bücher und Einführungen für Kunstkataloge geschrieben. Ihr Buch *Form, Farbe, Licht, Raum* ist meinem Empfinden nach eher eine theoretische Arbeit. Als Bildhauer haben Sie mehrere Denkmäler geschaffen, die ich als eine Art von Dialog betrachte.

Ja, ich behaupte unter anderem, dass Constantin Brâncuși mit seiner eiförmigen Skulptur *Weltanfang* und Kazimir Malevich mit dem Bild *Schwarzes Quadrat* die Reduktion an ein Ende gebracht haben. Ich beschäftige mich in den letzten Jahren sehr intensiv mit der Reduktion, denn sie ist die ultimative Existenz, die sich noch verkörpern lässt. Ein Denkmal beispielsweise kann Essenz sehr komplexer Geschehenszusammenhänge sein. Man darf keine eigene Stellungnahme aussprechen, sondern sollte aus der Realität eine realisierbare Gegenwart schaffen und formen. Wichtig ist, dem Geist Raum zu geben und den Raum mit Geist zu vervollständigen. Jede Epoche der menschlichen Gesellschaft feiert ihr Dasein und ihre Geschichte. Die jeweiligen Generationen formen aus ihren Erfahrungen ein Kulturerbe für die Nachkommen. Entsprechend hoffe ich, dass mein Skulpturenpfad in Vaterstetten bei München als ein Zeichen des 20. Jahrhunderts nachhaltig wirksam bleibt.

Sie haben das Bundesverdienstkreuz am Bande in Deutschland und weitere Auszeichnungen und Preise in Ihren drei »Heimatländern« bekommen. Ist Anerkennung für Sie wichtig?

Für mich ist es eine Ehre, wenn man mir eine Auszeichnung oder einen Preis verleiht. Dies ist ein Beweis der Mitmenschen, die deine Leistung schätzen und anerkennen. Anerkennung ist für jedermann wichtig. Leistung und Anerkennung sollen nicht voneinander getrennt werden, da man nicht nur für sich selbst arbeitet. Es ist für mich eine große Freude, wenn ich erfahre, dass beispielsweise meine erste Donauskulptur aus dem Jahr 1976, *Septenarius* in Galatz, meine *Pyramidenstrebe* in Neu-Ulm (1993), die Großskulptur *Tor zur Röbn* (1987) in Hünfeld, meine *Alpha & Omega*-Skulptur (1987) in Sárospatak oder die Skulptur *Tor zu Serbien* (2009) in Temeswar oder auch die *TRINITAS* in Kulmbach (2014) als sehr beliebte Landschaftselemente zu dem jeweiligen Stadtbild gehören und von den Bürgern geliebt werden.

Ich gratuliere zum 75. Geburtstag und wünsche viel Kraft und weiterhin viel Freude und Lust zur Arbeit.

Dr. Ingo Glass, geboren 1941 in Temeswar (rum. Timișoara), studierte an der Akademie der Bildenden Künste in Klausenburg (rum. Cluj-Napoca) und war später Assistent an der Universität für Architektur und Stadtplanung in Bukarest, wo er auch promoviert wurde. Von 1967 bis 1971 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter des Museums für zeitgenössische rumänische Kunst in Galatz (rum. Galați), an dessen Aufbau er beteiligt war. 1979 siedelte er nach München über, wo er jahrelang als Bildhauer und Ausstellungsgestalter für das Kulturreferat der Landeshauptstadt München wirkte. Mit zahlreichen Ausstellungen machte sich Glass weltweit einen Namen – seine Arbeiten prägen Stadt- und Landschaftsbilder etwa in Deutschland, Israel, Rumänien und Ungarn. Etliche deutsche und internationale Preise würdigen seine Tätigkeit innerhalb und außerhalb Deutschlands. Sein Geburtsland Rumänien verlieh ihm 2004 den kulturellen Verdienstorden für Bildende Kunst im Rang eines Offiziers. 2013 wurde er mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. Ingo Glass lebt und arbeitet derzeit in Budapest.

Borbála Cseh hat an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest Geschichte und Germanistik studiert, lebt in Dunakeszi und arbeitet als Kunsthistorikerin. Sie ist Mitglied im Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler und als Kuratorin im Verein Studio für junge angewandte Kunst (Fiatel Iparművészeti Stúdiója Egyesület) tätig.

Herzliche Gratulation an Ingo Glass zum 75.

Ingo Glass ist als Mensch, Freund und Künstler eine vorbildliche Erscheinung. Als Künstler setzt er in Erstaunen, weil er es geschafft hat, mit seinem Kanon der Erscheinung von drei Formen und drei Farben, deren Verteilung subjektiv festgelegt ist, realistisch und zugleich reflektiv unser Bewusstsein zu konkretisieren. Sein Platz wird bleiben. Und so auch seine weltbürgerliche Begegnung.

Eugen Gomringer

Leichtfüßiger Sisyphos

Peter Motzan zum Siebzigsten

Deutsche Wissenschaft welcher Gattung auch immer hat keinen Spaß zu machen, wo es doch so viel anderes zu tun gibt. Peter Motzan ist selbst ein Ausbund an wissenschaftlicher Tüchtigkeit, seine Publikationsliste würde den Rahmen heillos überdehnen. Nie aber war er bereit, auf Spaß zu verzichten. Damit hat er Jahrgänge um Jahrgänge der Klausenburger Germanistik so für Literatur und die Wissenschaft davon eingenommen, dass selbst in den düsteren Jahren kommunistischer Abenddämmerung gar manche/mancher Morgenluft zu schnuppern meinte und bereit war, an Literatur zu glauben in einem Land und einer Zeit, wo man längst von allem Glauben abgefallen war. Dieser Motzan nämlich nahm sich in der Theorie heraus, was vermeintlich der literarischen Praxis vorbehalten ist und bei Grabbe pauschal umrissen wird als Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Mitten im Schattenreich der Lichtgestalt Nicolae Ceaușescu und seiner Pistolen- und Kerzenhalter gingen Jugendlichen Lichter auf, die sogar ein bisschen wärmten.

Wie kam das? Den historisch-dialektischen Materialismus vermochten auch die rumänischen (und rumäniendeutschen) Apparatschiks nicht zu fassen, aber sie trugen ihn vor sich her. Das Dialektischste daran war, dass andere, die ihn nicht vor sich her trugen, ihn so fassen und nutzen konnten, dass Kultur trotz des ganzen Verhinderungsapparats möglich wurde. Peter Motzan ist einer von denen, die in den sechziger und siebziger bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dergestalt deutschsprachige Funken aus der stalinistisch versteinerten Szenerie zu schlagen wussten, dass es jüngeren Menschen damals trotz aller düsteren Familien- und sonstigen Geschichten, die gerade mal ein paar Jahre zurücklagen, sinnvoll und aussichtsreich erschien, ihnen nachzueifern.

Blind war der Eifer, ja verzweifelt »ergebnisoffen« das Eifern, aber da waren nun mal etliche kluge Leute mit scharfem Blick und spitzer Feder, die sich an den ideologischen Diktaten abarbeiteten und lehrten, dass man dem um sich greifenden Widersinn widerstehen konnte, standhalten musste.

Die Lehrer an den deutschen Gymnasien und Germanistik-Lehrstühlen, die Text- und Kunstarbeiter in den Verlagen und Redaktionen jener sechziger und siebziger Jahre bis hin zu den Chorleitern und Mundartdichtern haben schier Unmögliches vollbracht. Der Endzeitstimmung im Banat und Siebenbürgen, die schon angesichts der sich verschärfenden Auswanderung der Deutschen um sich griff, haben sie Bildung im umfassendsten Sinn entgegen- und so eine Freiheit in diese eng begrenzte und verkrampte Welt gesetzt. An dieses merkwürdige Phänomen kann nicht oft ge-

nug erinnert werden, zumal wenn man von Phänomenen spricht wie diesem Peter Motzan. Mit der Flucht der *einen* nach Westen einher ging so für *andere* eine geistige Flucht nach vorn, ins Ungewisse mit einer Gewissheit: Es gilt Dinge zu tun und Werte zu wahren, die einem niemand nehmen kann, nirgends.

Mit der ihm eigenen Ironie, die er in erster Linie sich selbst angedeihen lässt, wird Peter Motzan bei solchen Vokabeln schmunzeln wie die meisten seiner Mitstreiter auch. Denn bei allem geschäftigen Bemühen und bei aller Professionalität, die man sich und seinen Schülern und Hörern und Lesern auferlegte und die in keinem Verhältnis standen zum prekären sozialistischen Alltag, wusste man doch um die »auf Widerruf gestundete Zeit«. Von heute auf morgen konnten die *andern* zu den *einen* werden – und wurden es schließlich auch, fast alle. Auffällig an den Textsammlungen, die Peter Motzan damals ediert hat, ob in Rumänien oder in der DDR, sind die vagen und doch »finalen« Zeitbestimmungen, die sie schon im Titel tragen: »Vorläufige Protokolle«, »Ein halbes Semester Sommer«, »Der Herbst stöbert in den Blättern«. Illusionen zu pflegen war seine Absicht beileibe nie, aber es galt zu leben im Dort und Damals – auf Widerruf zwar, aber möglichst mit Anstand.

Die thematische Bandbreite von Motzans editorischer und literaturwissenschaftlicher Arbeit von Rainer Maria Rilke über Alfred Margul-Sperber bis zu Hans Liebhardt, vom deutschen Expressionismus (dem seine exemplarische Germanistik-Vorlesung gewidmet war) bis zur rumäniendeutschen Lyrik, der seine stetige kritische und exegetische Aufmerksamkeit galt und gilt, zeugt nicht allein von wissenschaftlicher Akribie und philologischem Fleiß, sondern vor allem von unbeirrtem Festhalten an der Überzeugung, dass Literatur kein Lebensersatz sein, aber am Leben erhalten kann in einer kulturwidrigen Lebenswelt.

Selbst in der weitaus lebenswerteren westdeutschen Welt, in die schließlich auch Familie Motzan auswanderte, hat der Literaturträger und -getragene einer nunmehr neuen Fremde durch eben diese Arbeit widerstanden. Die Universität Mar-

Denn bei allem geschäftigen Bemühen und bei aller Professionalität wusste man doch um die »auf Widerruf gestundete Zeit«.



Peter Motzan und Hans Bergel (2015)



Peter Motzan, Stefan Sienerth,
Axel Azzola auf der Leipziger
Buchmesse 2004 (v. l.)

burg hat ihm zwar nur zwei Lehrsemester eingeräumt – immerhin konnte er dabei feststellen, was alle wissen, er selbst sich aber nicht einräumt: dass die in Klausenburg erarbeitete germanistische Substanz durchaus auch hierzulande vermittelt werden könnte, ja sollte, wenn es denn die Institutionen zuließen, durch die zu marschieren wäre. Auch diesen *Conjunctivus irrealis* hat Peter Motzan voll auskosten müssen wie einst den historisch-dialektischen Materialismus – und auch daraus die Kraft bezogen, weiterzumachen.

Das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München ist ein zwar wenig glamouröser, aber schicklicher Ort, von dem aus man gelinde nostalgisch, aber stets kritisch und mit heiterem Ernst auf all das blicken kann, was unsereins Ein und Alles gewesen ist, gewesen sein mag, ja *sein mag*: die Kultur-, die Literaturlandschaft zumal deutscher Sprache im europäischen Südosten, über der die Sonne seit einem Jahrhundert nicht mehr auf-, sondern stets untergeht, allerdings in einem verhaltenen Rausch gedeckter Farben.

Peter Motzan genießt diese Farben und lehrt sie genießen. Als Übersetzer hat er es vermocht, auch die rumänischen Koloraturen in die Skala einzubringen, vor allem aber hat er stets am Genießen vulgo Spaß festgehalten. Selbst vom Vorlesungspult her, wo sich der stilsichere Meister in freundlich gestrenger Belehrung übte, wies stets ein Augenzwinkern auf das hin, was Dichtung an Hinter- und Tiefgründigem bereithält. Vor irgendwelchen Räuschen aber hat der Kritiker stets gewarnt, und das mit einer geradezu berausenden Eloquenz – dialektisch eben. Ein deutscher Germanist, der in aller Freundlichkeit ein volles Rohr an ebenso bedenkenswerten wie leichtfüßig daherkommenden Salven abfeuert, ist ein seltenes – nun ja: Phänomen. Oft wird gerade in der Germanistik auf sprachlich dürrtigger Flamme gekocht.

Bevor wir nun aber der Begeisterung anheimfallen, die er selbst sich nur gestattet, wenn er sich auf Leseabenteuer jenseits der rumäniendeutschen Gefilde begibt: Den Sisyphos Peter Motzan kann man sich mitnichten als einen glücklichen Menschen vorstellen. Gleichwohl – und konsequenterweise – gibt es meines Wissens auch niemanden, den er unglücklich gemacht hätte. Wenn es etwas wie intellektuelle Freundlichkeit gibt, Peter Motzan kultiviert sie stets bis hin zur Freundschaft. Die Arbeit

ASPEKTE

am Münchner Institut, die vielen Bücher und die *Südostdeutschen Vierteljahresblätter*, an deren Verspiegelung zu *Spiegelungen* er neben dem bewährten Kollegen Stefan Sienerth mitgewirkt hat, das sind Zeichen empathischer Großzügigkeit und kreativen Ungenügens.

Ein Peter Motzan kann auch mit siebzig nicht zufrieden sein, am allerwenigsten mit sich selbst. Trost braucht er keinen, ihm genügt das Ungenügen.

Georg Aeschl

Wilhelm Droste hat mich bekehrt

David Denk über die eine und andere Institution im deutsch-ungarischen Kulturleben – ein Kaffeehaus und sein Betreiber

Nicht, dass ich vorher ungläubig gewesen wäre – ich war, was mir im Rückblick fast noch schlimmer erscheint, gleichgültig. Kaffee war für mich wie Wasser, ein Getränk, das ich regelmäßig zu mir nahm, aber nicht genoss. Und Cafés waren eben die Orte, an denen ich ihn trank, wenn ich nicht zu Hause war. Weder um Kaffee noch um Cafés machte ich mir irgendwelche Gedanken. Bis ich Wilhelm kennenlernte und sein Café Eckermann an der schicken Andrassy út im Zentrum von Budapest. Es war Liebe auf den ersten Blick. In beiden Fällen. Zugegeben, das klingt vielleicht ein bisschen kitschig. Aber wenn es nun mal stimmt.

Dabei kann ich mich an meinen ersten Besuch im Eckermann gar nicht mehr genau erinnern, genauso wenig wie an meine erste Begegnung mit Wilhelm (neben Kaffee trinke ich übrigens auch sehr gern Bier und Wein). Klar ist nur, dass es nicht lange gedauert haben kann, nachdem ich im Spätwinter 2004 als Erasmus-Student aus Leipzig nach Budapest kam. Denn das Eckermann war eine Institution im deutsch-ungarischen Kulturleben der Stadt – ein Ort, an dem Kultur lebt –, Treffpunkt für Künstler, Literaten, Intellektuelle und solche, die es werden wollten. Ich fühlte mich sofort wohl und wurde – in kompromissloser Verfolgung meines Lebensplans – bald Mitglied der Redaktion der Literaturzeitschrift *Három Holló/Drei Raben*. Ihr Leiter hieß: Wilhelm Droste.

Dabei interessierte ich mich, ehrlich gesagt, gar nicht besonders für ungarische Literatur. Ich hatte (zu) viel Zeit und war von diesem so wuchtigen wie empfindsamen Typen fasziniert, den ich auch als Dozenten einer meiner wenigen Lehrveranstaltungen an der ELTE-Universität kannte. Mir imponierte Wilhelms Lässigkeit im Umgang mit uns Studenten, was in einem bemerkenswerten Widerspruch dazu stand, dass er es sich selbst nie leicht zu machen schien. Man spürte die Anstrengung, die das Leben für ihn offenbar (auch) bedeutete – und war umso beeindruckter von seinem Tatendrang. Man spürte, dass Wilhelm Verbündete brauchte und wollte unbedingt einer davon sein. Ich glaube, das Gefühl kennen viele. Nur so ist wohl zu erklären, dass Wilhelm von einer Art Jüngerschaft umringt war, die als Kellner im Eckermann oder *Három-Holló*-Autoren für und mit ihm arbeiteten. Wilhelm ist ein Menschenfischer. Auch ich bin ihm mit Wonne ins Netz gegangen und würde es jederzeit wieder tun.

Das Eckermann im Erdgeschoss des damaligen Goethe-Instituts wurde mein zweites Wohnzimmer – oder eher: mein erstes, denn zu Hause in meinem kleinen Apartment in Buda war ich nur zum Schlafen. Da ging es mir wie Endre Ady, dem Erneuerer der ungarischen Lyrik, der 100 Jahre zuvor am gleichen Ort Stammgast im Három Holló war, dort schrieb, zechte, diskutierte und flirtete – kurz: sehr öffentlich lebte. Und im Gegensatz zu Ady hatte ich hier sogar Internet an einem der drei Computerterminals, von denen eines eigentlich immer defekt war. Über dem Kaffee-

Er ist ein so leidenschaftlicher Botschafter der ungarischen Kultur, wie es vielleicht nur Ausländer sein können, die einen Vergleich haben und eine Wahl.

haustischchen gleich am Eingang erinnerte eine Plakette an Ady, dessen Werk und seiner Verbreitung im (deutschsprachigen) Ausland sich Wilhelm, selbst Ady-Übersetzer, verpflichtet fühlt.

Er ist ein so leidenschaftlicher Botschafter der ungarischen Kultur, wie es vielleicht nur Ausländer sein können, die einen Vergleich haben und

eine Wahl. Wilhelm hat sich für dieses Land, für diese Stadt, entschieden, als er vor mehr als 25 Jahren nach Budapest kam. Und blieb. Er hat seine Frau, die Filmemacherin Ildikó Enyedi, kennengelernt, sie geheiratet, zwei Kinder bekommen, Wurzeln geschlagen. Er möchte diese Entscheidung nicht doch noch bereuen, nach all den Jahren ... Bei unserem letzten Treffen 2014 haderte er sehr mit der »Resignationsdiktatur« und »kollektiven Gehässigkeit«, in der er im Orbán-Ungarn lebt, richtet sich aber immer wieder an seinen Plänen – Wilhelm plant immer irgendetwas, im Zweifel ein Café – und seinen Studenten auf: »Ich finde diese jungen Leute einfach so unverschämt gut.«

Für seine Mitarbeiter in den Cafés – neben dem Eckermann gab es zu meiner Zeit noch das Dürer an der Germanisten-Uni – war Wilhelm, wie oben angedeutet ... (Mist, das klingt zu sehr nach Nachruf! Um Missverständnissen vorzubeugen: Es ist das Eckermann – und auch das Dürer –, das es nicht mehr gibt, und um Himmels Willen nicht er!) meist weniger Boss als vielmehr Vaterfigur, ein wegen seiner Körpergröße weithin gut sichtbarer Orientierungspunkt: Liebe, Reibung, Emanzipation – alles war drin. Um ihr Deutsch zu verbessern, hat er Mitarbeitern ermöglicht, im Café eines Freundes in Hamburg zu arbeiten, das beide vor Jahrzehnten gemeinsam gegründet haben. Das nur als Beispiel für Wilhelms Förderdrang, der auch in der Redaktion der *Drei Raben* zum Tragen gekommen ist. Wilhelm hat Spuren hinterlassen im Leben seiner Studenten – mehr kann ein Lehrer wohl nicht erreichen.

Aber auch denen, die nicht bei ihm studiert haben, hat Wilhelm etwas geschenkt: einen Ort der Einkehr und Begegnung gleichermaßen. Inmitten von Menschen alleine sein kann man schließlich nirgendwo so gut wie im Kaffeehaus. Aber auch als Kommunikationsraum ist es einmalig. Stefan Zweig war zwar nie im Eckermann, in Wien aber ständig im Kaffeehaus. Für den österreichischen Schriftsteller ist es, wie er in seinen Erinnerungen *Die Welt von Gestern* schreibt, »eine Art demokratischer, jedem für eine billige Schale Kaffee zugänglicher Klub, wo jeder Gast für diesen kleinen Obolus stundenlang sitzen, diskutieren, schreiben, Karten spielen, seine Post empfangen und vor allem eine unbegrenzte Zahl von Zeitungen und Zeitschriften konsumieren kann. Täglich saßen wir stundenlang, und nichts entging uns.«

Das kommt mir sehr bekannt vor: Das Eckermann strukturierte meine Tage. Morgens – oder sagen wir besser: vormittags – fuhr ich mit der Ring-Tram von Buda bis zum Oktogon und flanierte von da aus die Andrassy út bis zum Eckhaus direkt neben

der Oper hinunter. An guten Tagen waren mein Stammplatz und die *Süddeutsche Zeitung* noch frei, an schlechten musste ich auf beides warten. Am liebsten saß ich im vorderen Raum in der Ecke, gleich neben der Theke, weil man von da aus den besten Überblick hatte und niemanden im Rücken. Bei einer großen Schale Caffè della vita, ein Milchkaffee mit Kakao war das, glaube ich – wie gesagt: Ich war Anfänger – ließ ich die Stunden vorbeiziehen, las oder unterhielt mich mit den Kellnern oder Bekannten, mit denen man sich dort nicht extra verabreden musste. Sie waren einfach da. Im Eckermann hatte, so zumindest mein Eindruck, jeder das Gefühl, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein.

Dann, irgendwann zwischen eins und drei, machte ich Mittagspause vom Eckermann, ging in der Umgebung etwas essen, kam danach aber selbstverständlich wieder (wenn ich nicht doch mal zur Uni musste). Und nun dauerte es nicht mehr allzu lange, bis das erste Gläschen ungarischen Rotweins aufs Tischchen mit der Marmorplatte kam und die Feierabendkundschaft sich einfand. Das war in der Regel mein Zeichen, vor den Erasmus-Partys doch noch mal für zwei, drei Stündchen nach Hause zu fahren.

An dieser Stelle muss ich kurz auf meinen Biolehrer zu sprechen kommen, der eine eigene Geschichte wert wäre, aber in diesem Zusammenhang wegen einer Aussage von Belang ist. »Die Erfindung des Stuhls war der Anfang vom Ende der Menschheit«, hat Herr Beeg einmal gesagt. Ich habe mir nicht viel aus seinem Unterricht gemerkt, aber diesen Satz schon – weil ich ihm, so korrekt er aus orthopädischer Perspektive

»Die Erfindung des Stuhls war der Anfang vom Ende der Menschheit«

sein mag, so herzlich wenig abgewinnen kann. Ich liebe Stühle, sitze für mein Leben gerne. Menschen, die sich abends in der S-Bahn nicht hinsetzen, »weil ich ja den ganzen Tag gegessen habe«, sind mir so suspekt wie Hütchenspieler.

Fünf, sechs Stunden am Tag konnte ich locker im Eckermann verbringen. Langweilig wurde mir nie. Ich konnte Menschen beobachten – im Sommer draußen auf der Terrasse ging das am allerbesten – und mich selbst. Die Tage im Eckermann haben sicher ihren Anteil daran, dass ich, so gern ich unter Menschen bin, auch sehr gut allein sein kann, ja diese Momente regelrecht suche. Manchmal habe ich, so aussichtslos das im Eckermann war, gehofft, niemanden zu treffen, meine Ruhe zu haben. Warum ich dann nicht zu Hause geblieben bin? Das wäre langweilig gewesen.

Schlimm waren die Sonntage. Da hatte das Eckermann zu und ich musste etwa ins Múvész schräg gegenüber ausweichen, das genau so museal daherkam, wie ich mir Kaffeehäuser vor meiner Zeit in Budapest vorgestellt hatte. Es gab keinen Caffè della vita und auch keine *Süddeutsche Zeitung*. Ich blieb nie lange.

Noch heute beginne ich meine Tage – zumindest am Wochenende – am liebsten mit der *Süddeutschen Zeitung* im Café. Das Eckermann hat mein Leben als Gast begründet. An jedem meiner Wohnorte danach habe ich mir erste bis zweite Wohnzimmer gesucht wie das Eckermann. Ich mag es, Stammgast zu sein. Dass Leute meinen Namen kennen und meine Getränkevorlieben (ohne zwingend allzu viel mehr über mich zu wissen), gibt mir eine Grundration Geborgenheit – ein schönes Gefühl, das in der Großstadt ja nicht unbedingt im Übermaß anzutreffen ist. Als Gast bin ich treu – allerdings auch sehr sensibel. Was ich am meisten hasse: Veränderung. Neuer Name, neuer Eigentümer, neue Karte, neue Preise, neue Möbel – nur ein Punkt davon muss erfüllt sein, und ich bin so gut wie weg. Ich weiß, dass Wilhelm mich da versteht. Nicht umsonst mag er das Bambi Eszpressó in Buda beson-

ders, das zumindest den Anschein erweckt, als habe sich dort seit der Eröffnung 1961 rein gar nichts verändert.

Erst recht hasse ich Veränderung, wenn sie Cafés das Leben kostet. Das Eckermann existiert nach dem Umzug des Goethe-Instituts nur noch in der Erinnerung seiner Gäste. Ein Trost – aber leider ein schwacher. Heute verkauft im Eckhaus direkt neben der Oper das Luxuslabel Louis Vuitton seine überbewerteten Taschen.

Auch am neuen Goethe-Standort im weniger zentralen Stadtteil Ferencváros hat Wilhelm es mit einem Eckermann versucht. Doch nach dreieinhalb Jahren musste er es 2010 zusperren. Weder der Geist noch die von der Wirtschaftskrise gebeutelte Kundschaft haben den Umzug mitgemacht: »Man hat es sich einfach abgewöhnt, öffentlich zu konsumieren.« Auch wenn man im Eckermann nie offensiv zum Konsumieren angehalten wurde: Ganz ohne Umsatz funktioniert kein Kaffeehaus. Sogar die Selbstausbeutung von Wilhelm Droste hat ihre Grenzen.

Als Geschäftsmann jedenfalls habe ich ihn nie erlebt – eher als Utopisten. Die für ihn relevante Rendite war stets eine immaterielle. Wilhelm nennt Kaffeehäuser »die potentesten therapeutischen Einrichtungen, die sich die Menschheit bis jetzt hat einfallen lassen«. Dieses Eröffnen von Frei- und Begegnungsräumen für sich, aber vor allem für andere, geht schon stark in Richtung Philanthropie.

Bei unserem letzten Treffen in Budapest 2014 – im Bambi, versteht sich – hat Wilhelm schon wieder Pläne geschmiedet. Mit ihm und den Kaffeehäusern ist es wie mit Lorient und seiner Lieblingshunderasse. »Ein Leben ohne Mops ist möglich, aber sinnlos«, sagte der große deutsche Humorist. Auch ein Leben ohne Kaffeehaus ist möglich, für Wilhelm aber sinnlos: »Ich kann mir nicht vorstellen, ohne ein Café in Budapest zu sterben.«

David Denk

David Denk, geboren 1981 in Düsseldorf, studierte Diplom-Journalistik und Theaterwissenschaft in Leipzig. Ab 2008 war er bei der *taz* verantwortlich für die Medienseite »Flimmern & Rauschen«, 2011 wurde er Leiter des Gesellschaftsressorts »tazzwei/Medien«. Seit 2014 ist David Denk Mitglied der Medienredaktion der *Süddeutschen Zeitung*. Er lebt in München und Berlin.

Bretter, die die Zeit bedeuten

Erfahrenes und Erfahrungen im Scheinwerferlicht als unorganisierte Gedankensplitter zum Theaterjubiläum

Nichts ohne Gründungsmythen: So war jene legendäre Freilichtaufführung am 12. August 1956 mit Brechts *Mutter Courage* im Ursulinengarten (bei der Jahre später Tausende dabei gewesen sein wollten) nicht die erste Aufführung der neugegründeten deutschen Bühne in Hermannstadt (rum. Sibiu) – die gab es damals offiziell noch gar nicht. Erst am 17. November 1956 wurde aufgrund des positiven Urteils der Prüfungskommission (»comisia de vizionare«) mit dem Dekret 56.771 die Deutsche Abteilung des Staatstheaters Hermannstadt offiziell ins Leben gerufen. Angestellt waren 27 Schauspielerinnen und Schauspieler sowie ein entsprechend großes technisches Team, das beide Abteilungen bediente. Die erste Premiere – mit *Mutter Courage* – war am 27. November 1956 und stieß auf eine eigentlich gar nicht so große Resonanz: Insgesamt sahen 3.500 Theaterinteressierte das Brecht-Stück. Bei einem Unterhaltungsprogramm, das rund einen Monat später Premiere hatte, gab es in Summe 13.000 Zuschauer ...

Spätgeburt und Renaissance: Den 60 Jahren deutsche Bühne in Hermannstadt nach dem Zweiten Weltkrieg stehen bald 265 Jahre seit dem ersten Auftritt von Berufsschauspielern in Hermannstadt gegenüber: 1752 stand die erste »Theater-Bretterbude« auf dem Kleinen Ring. Sie missfiel den Nachbarschaften des Großen und Kleinen Rings, die sofort einen Abriss forderten, den der Magistrat 1753 auch bewilligte. Die braven Bürgen befürchteten wohl den Verfall der Sitten. Als Gertrud Bodenburg, die erste namentlich bekannte Prinzipalin, 1761 beim Magistrat um einen Vorstellungsraum anfragte, erhielt sie eine kategorische Absage. Erst nach der Intervention des Gubernators und des Kommandierenden Generals bewilligte gnädig der Magistrat statt des gewünschten »Platzes auf dem kleinen Markt« sinnigerweise den »großen Platz vor dem Pranger«!

Konstanz der Konflikte: Die Gegensätze zwischen Hermannstädtern und der Staatsmacht blieben all die Jahre hindurch eine Konstante. Anfangs waren die habsburgischen Beamten, die Offiziere der Garnison die Befürworter; seit Ende des 19. Jahrhunderts mit der Magyarisierungspolitik der Budapester Regierung und ab 1918 bzw. 1921 mit der Rumänisierungspolitik der Bukarester Regierung wurden die Bürger zu Verteidigern der Hermannstädter Bühne gegen die jeweilige Staatsmacht. Im Prinzip hat sich

das auch in der kommunistischen Zeit fortgesetzt. Die von der Politbürokratie intendierte ideologische Gleichschaltung mit »linientreuen« Texten und Inszenierungen provozierte bei den deutschen Theaterzuschauern eine »Abstimmung mit den Füßen«: Sie kamen in hoher Zahl zu den Klassikern und boykottierten die »Parteistücke«.

Kontrolle als Daueraufgabe: Die Angst der Kulturbürokratie vor dem Theater äußerte sich vor allem in drei Bereichen – Spielplangestaltung, Inszenierungskonzept und »falsche« Rezeption. Hanns Schuschnig, lange Jahre Leiter und Spiritus rector der Bühne, berichtet von den immensen Schwierigkeiten bei der Absicht, eines der wichtigsten Stücke der Gegenwartsdramatik, Dürrenmatts *Physiker* (Premiere am 6. November 1970), auf den Spielplan zu setzen: »Geschlossene Anstalt«, »Irrenhaus« oder »verrückte Chefin« waren Reizwörter, die bei der Kulturbürokratie Assoziationen mit Ceaușescu Rumänien weckten; ähnlich bei *Absurda comica* von Gryphius (14. September 1979), wo schon der Begriff »absurd« alle Alarmglocken läuten ließ; ganz massiv bei dem einzigen Stück über die Auswanderung der Deutschen Rumäniens, Ignaz Stössers *Die Dürre*: Endlose Diskussionen des Autors und des Regisseurs mit der Zensurbehörde, dem Kulturkomitee. Immerhin konnte am 2. Juli 1982 Premiere gefeiert werden. Wie sehr das Thema die Zuschauer konkret und in der künstlerischen Darstellung beschäftigte, belegen die Besucherzahlen: mit 12.495 die höchsten der Spielzeit 1981/1982, mehr als das Unterhaltungsprogramm *Sonne unterm Regenschirm*. War die Hürde Text genommen, folgte die strenge Prüfung der Inszenierung durch die sogenannten »vizionare« in einer geschlossenen Vorstellung vor meist kulturell unbedarften Parteifunktionären, die aber überzeugt waren, dass ihre Polit-Karriere sie befähigte, künstlerische Werturteile zu fällen. Ihnen gegenüber trickreich Argumente zu finden, die aus der Inszenierung ein Fanal der gerade angesagten Parteipolitik machten, war mühsam, oft frustrierend – aber auch beglückend, wenn man es geschafft hatte, dass die Inszenierung endlich dem Publikum gezeigt werden durfte. Allerdings konnten die »richtigen« Lacher der Zuschauer an den »falschen« Stellen die Vorstellungssreihe jäh kappen ...

Werbung von der Kanzel, Ökumene bei der Premiere: Man kannte seine Pappenheimer, wusste, wer zur Premiere kommen würde, und war enttäuscht, wenn jemand, mit dem man fest gerechnet hatte, doch wegblieb. In der ersten Reihe saß die Prominenz – nicht die Politprominenz, die natürlich Wichtigeres zu tun hatte, als ins Theater zu gehen, sondern die kulturell interessierte Prominenz, beispielsweise die hohe Geistlichkeit: Christoph Klein, Dekan der Theologischen Fakultät und danach evangelischer Landesbischof, sowie der katholische Stadtpfarrer, Prälat Otto Nutz, einträchtig nebeneinander –, gleichsam eine vom Theater initiierte »Ökumene«. Übrigens gehört es sicher zu den »Alleinstellungsmerkmalen« der deutschen Bühne Hermannstadts in einem atheistisch-kommunistischen Staat, dass die evangelischen Pfarrer auch in den Dörfern zu den aktivsten Förderern gehörten: Von der Kanzel herunter mahnten sie am Sonntag ihre Gemeinde, man solle ja nicht vergessen, dass nächste Woche das Hermannstädter Theater im »Kulturheim« auf-trete, und gefälligst daran denken, dass Theaterleute nach ihrer Abendarbeit hungrig und durstig seien. Manchmal konnte die »geistige Instanz« auch nerven, zum Beispiel, wenn sie in der ersten Reihe mit einer ledergebundenen Klassiker-Ausgabe saß und penibel jeden Strich, jeden Versprecher, jede Improvisation mit Kopfschütteln missbilligte.

Die Klassik war Mainstream: Spitzenreiter in der 60-jährigen Nachkriegsgeschichte der Bühne war – natürlich – ein Schiller: *Kabale und Liebe* in mehreren Inszenierungen wurde 232 Mal gespielt, vor mehr als 75.000 Zuschauern. Auf Platz zwei folgte ein thematisch gar nicht unähnliches Werk, Lessings *Emilia Galotti* (151 Vorstellungen, rund 50.000 Zuschauer). Aber schon an dritter Stelle ein Werk der einheimischen Dramatik (nach einer »klassischen« Vorlage von Hauff), *Das kalte Herz* von Christian Maurer und Kurt Conradt (128 Vorstellungen, mehr als 35.000 Zuschauer). Man muss sich natürlich fragen, wieso gerade diese »alten« Texte so gut ankamen. Sicher, ein Grund ist der bildungsbürgerliche Anspruch an das Theater – aber so viele »Bildungsbürger«, wie die Besucherzahlen suggerieren, gab es gar nicht. Entscheidend dürfte gewesen sein, dass man bei den klassischen Werken sicher sein konnte, dass sie keiner »Partei-direktive« entsprungen waren.

Balkanische Plansoll-Erfüllung im Theater: Wirtschaftliche Parameter spielten erst in den 1980er-Jahren eine Rolle. Bis dahin genügte der Nachweis, dass soundso viele Zuschauer in den Aufführungen waren. Dabei war die Erfüllung des Plansolls besonders schwierig, wenn »Parteistücke« auf dem Spielplan standen. Es gab aber einen Trick: Der Theaterbesucher bekam statt einer normalen Eintrittskarte zwei ermäßigte zum halben Preis – und prompt verdoppelte sich die Zahl der verkauften Karten, also der Zuschauer. Insofern sind die offiziellen Zuschauerstatistiken bei solchen Stücken mit Vorsicht zu zitieren ...

Der Blick über den Tellerrand: Beide deutschen Bühnen Rumäniens – die zweite befand sich in Temeswar – agierten in einer gewissen Selbstisolation. Man führte ein »Orchideen-Dasein« in der rumänischen Theaterlandschaft. Man hatte sein eigenes Publikum, das kaum in rumänische und ungarische Aufführungen ging, während das rumänische Theaterpublikum sich kaum in deutsche Vorstellungen verirrte. In den 1970er-Jahren entstand – auch dank der Initiative des rumänischen Starkkritikers Valentin Silvestru – ein Netz von Theaterfestivals unterschiedlicher thematischer Ausrichtung. Die Hermannstädter Bühne wagte sich 1979 in einen renommierten Wettbewerb mit Athol Fugards *Die Insel* (Inszenierung Hanns Schuschnig, Darsteller: Christian Maurer und Siegfried Siegmund). In Großwardein (rum. Oradea) hatte sich das Nationaltheater aus Bukarest mit demselben Stück angemeldet. Nach dem Auftritt der Hermannstädter war die Sensation perfekt: Die Provinzbühne wurde für die Inszenierung und die schauspielerische Leistung von Siegfried Siegmund ausgezeichnet, also höher bewertet als das Bukarester Nationaltheater! Denkwürdig die Preise beim »Festival des zeitgenössischen Theaters« in Kronstadt (rum. Braşov) mit *Jocul* von Ion Băieşu – ein schrecklich schlechtes, pathetisches Stück des erfolgreichen Komödienautors. In den Spielplan war es dank eines Kuhhandels mit dem Kulturministerium in Bukarest gekommen, das den Auftrag erhalten hatte, ein Theater zu überzeugen, dieses misslungene Werk aufzuführen. Aber kein Regisseur war bereit gewesen, seinen guten Namen aufs Spiel zu setzen. Peter Tömöry hatte schließlich in Hermannstadt auch nur zuge-sagt, weil er einen Antrag auf Ausreise nach Ungarn gestellt hatte und eigentlich mit Berufsverbot belegt war, das es offiziell nicht gab und vom dem man offiziell in Hermannstadt auch nichts wissen musste. Es wurde eine fulminante Inszenierung, die prompt zum Festival in Kronstadt eingeladen wurde. Allerdings fehlte der Spielleiter bei der obligaten Fragerunde mit der Jury zum Abschluss. Das Lob war groß, die Verwunderung, dass man aus so einem minderwertigen Text solch ein wunderbares Thea-

tererlebnis schaffen konnte, ebenfalls. Von der Absicht, der deutschen Bühne aus Hermannstadt den Regiepreis zuzuerkennen, nahm die Jury allerdings Abstand, als der Dramaturg insgeheim Valentin Silvestru gestehen musste, dass der Regisseur – der übrigens gar nicht auf dem Plakat auftauchte – *Persona non grata* war. Trotzdem reichte es für den Gesamt-Inszenierungspreis, den Preis für das beste Bühnenbild (Judith Fekete-Kotay) und jenen für die beste darstellerische Leistung einer Nebenrolle (Marietta Lissai).

Heute eröffnet der Blick über den Tellerrand ganz andere Dimensionen: Darsteller aus ganz Europa haben ein Engagement an der Hermannstädter deutschen Bühne, die Produktionen werden in ganz Europa gezeigt, gerade jüngst Frieder Schullers *Ossi Stein* in Bruchsal bei der Badischen Landesbühne, die 2015 beim Internationalen Theaterfestival in Hermannstadt mit Kafkas *Der Bau* Erfolge feierte und die im Februar 2016 in Hermannstadt gastierte und eine Kooperation der beiden Theater anstrebt.

Totgesagte leben länger: Nach dem Exodus von 1990 ff. wettete kaum jemand einen Leu auf den Fortbestand der deutschen Theaterkultur in Rumänien. Zwar hat im Auftrag der Donauschwäbischen Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg ein Experten-Team, bestehend aus Stephan Behrmann, Franz Csiky, Titus Faschina, Rolf P. Parchwitz, ein eher optimistisches Konzept zur »Perspektivsicherung des institutionellen deutschen Theaters in Rumänien« erarbeitet und als Studie publiziert, aber die Skepsis – um nicht zu sagen: der Defätismus – blieb: Zu wenig Schauspieler, zu wenig Zuschauer, lautete das Urteil der Pessimisten. Es gehört zu den ganz großen kulturpolitischen Leistungen von Renate Müller-Nica, im Extremfall mit nur drei Darstellern die »Institution« aufrechterhalten zu haben, wohl wissend, dass nach einer Schließung eine Neugründung eigentlich unmöglich ist. Sie sollte mit ihrem Optimismus Recht behalten. Heute hat das Ensemble – mit Festengagierten und Gästen – rund 15 Mitglieder, eine Größe, die mit jener in den 1960er- bis 1980er-Jahren vergleichbar ist. Sicher, als vor 60 Jahren die Bühne (wieder)gegründet wurde, gab es andere Ziele, andere Erwartungen. Heute steht die Mittlerrolle zwischen deutscher Kulturtradition und rumänischer Theaterkultur im Vordergrund; die Zuschauer sind »Expats« aus dem binnendeutschen Sprachraum, Schüler der deutschen Schulen, theaterinteressierte Rumänen, und die wirtschaftlichen Bedingungen haben sich stark gewandelt: Verschlechtert in Bezug auf die 1960er-, Anfang 1970er-Jahre und unvergleichbar verbessert in Bezug zu den späten 1980er-Jahre. Auf jeden Fall ist die deutsche Abteilung des Nationaltheaters »Radu Stanca« stabil und wachstumsfähig. So betrachteten die sechs Jahrzehnte beglückende Höhen und belastende Tiefen – gleichsam entsprechend der klassischen dramatischen Pyramide. Also Applaus für die Leistung auf den Brettern, die in Hermannstadt nach dem Weltkrieg weniger Welt – die war ja hinter dem Eisernen Vorhang –, eher Zeit bedeuten. Und »Toi, toi, toi!« für die Zukunft!

† Franz Csiky

Notwendiger Nachtrag: Der Leser wird manch einen liebgewonnenen Namen im obigen Text vermissen. Aber dieser soll weder eine Geschichte noch eine wissenschaftlich fundierte Chronik sein ...

Die Badische Landesbühne Bruchsal – die »Rumänien-Spezialisten«

Am 6. Februar 2016 spielte die Badische Landesbühne Bruchsal (BLB) im Hermannstädter Radu-Stanca-Nationaltheater ein Stück über die fiesen Tricks bei Bewerbungsgesprächen internationaler Multis. Fazit der *Grönholm-Methode* von Jordi Galceran: »Wir suchen nicht einen guten Menschen, der nach außen ein Arschloch ist. Was wir suchen, ist ein Arschloch, das nach außen ein guter Mensch ist.« Der menschenverachtende Umgang mit den bezeichnenderweise als »Humankapital« eingestuften Mitarbeitern ist ein global auftretendes Problem.

Denn die Reaktionen der rund zweihundert begeisterten Zuschauer lassen schlussfolgern, dass solch eine Thematik auch in Rumänien bekannt ist. Übrigens spielt die gastgebende deutsche Abteilung des Nationaltheaters mit *Die Firma dankt* von Lutz Hübner ein Stück, das wie ein Pendant zur Bruchsaler Aufführung wirkt. Folgerichtig haben die beiden Bühnen, gemeinsam bei einem Treffen mit Schülerinnen und Schülern des Brukenthal-Lyzeums, auf die Inszenierungen vorbereitet und für sie erworben – ein weiterer Schritt in Richtung inhaltlicher Kooperation der beiden Theater. BLB-Intendant Carsten Ramm betonte nach der Vorstellung bei dem von der deutschen Konsulin Judith Urban ausgerichteten Empfang, dass nun die Phase des gegenseitigen Kennenlernens nach den Austauschgastspielen – beim Hermannstädter Theaterfestival 2015 beteiligte sich Bruchsal mit Kafkas *Der Bau*, und die Hermannstädter hatten im November 2015 Frieder Schullers *Ossi Stein* in Bruchsal gespielt – abgeschlossen sei und nach engeren Verzahnungen in der Kooperation gesucht werde.

Die Bruchsaler Bühne ist dafür geradezu »prädestiniert«: Kein anderes staatlich subventioniertes Berufstheater aus Deutschland war so früh, so häufig und in so vielen Städten in Siebenbürgen und dem Banat präsent wie die Badische Landesbühne. Schon drei Monate nach der rumänischen »Revolution« 1990 war das Ensemble unter dem damaligen Intendanten Rolf P. Parchwitz als erste deutsche Bühne unter teilweise abenteuerlichen Bedingungen dort unterwegs. Seither haben Zuschauer in Temeswar (rum. Timișoara), Arad, Hermannstadt (Sibiu), Kronstadt (Brașov), Mediasch (Medias), Neumarkt (Tîrgu-Mureș), Klausenburg (Cluj), Sathmar (Satu Mare) und Großwardein (Oradea) Stücke des Abendspielplans sowie des Kinder- und Jugendtheaters besucht. Die Gastspiele waren Kooperationen mit dem Demokratischen Forum der Deutschen in Rumänien, den beiden deutschen Bühnen Rumäniens, den deutschen Kulturzentren in Temeswar und Klausenburg. Maßgebliche Unterstüt-

Beatrice Ungar interviewt
BLB-Intendant Carsten Ramm für
die deutsche Sendung des rumäni-
schen Fernsehens im Bühnenbild
der Grönholm-Methode



zung erhielt die BLB dabei vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg sowie von der Donaueschinger Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg.

»Wir haben in der deutschen Theaterlandschaft den Ruf, die ›Rumänien-Spezialisten‹ zu sein«, so BLB-Intendant Carsten Ramm beim Konsulats-Empfang in Hermannstadt, »nicht nur wegen der langjährigen und breitgefächerten Erfahrung auf diesem Gebiet, sondern auch weil unser Ensemble als reisende Landesbühne mit technischen und organisatorischen Improvisationsanforderungen umgehen kann. Ganz abgesehen davon, dass durch die zahlreichen Kontakte die Bruchsaler Mitarbeiter von Rumänien mehr wissen und das Land mehr zu schätzen wissen als die eingleisig fixierten Dracula-Fans.« Zur effizienten Intensivierung der Zusammenarbeit zwischen BLB und TNRS (Teatrul Național Radu Stanca) trägt sicher auch bei, dass »die Chemie zwischen uns stimmt«, wie Daniel Plier, der neue Leiter der deutschen Abteilung, betonte.

»Man darf gespannt sein, welche engeren und anregenden Kooperationsformen gefunden werden«, schloss Beatrice Ungar ihr Interview für die deutsche Sendung des Rumänischen Fernsehens mit Carsten Ramm. Tatsächlich: Man darf gespannt, neugierig und zuversichtlich sein!

† *Franz Csiky*

Das Ende vom Lied

Subjektive Anmerkungen zur Temeswarer Rockband »Phoenix« und ihrem legendären Aufstieg aus der Asche

Der »Phönix« (lateinisch *Phoenix*) ist ein mythischer Vogel, der am Ende seines Lebenszyklus verbrennt oder stirbt, um aus dem verwesenden Leib oder aus seiner Asche neu zu erstehen. 1961 tat sich in der Banater Metropole Temeswar eine Gruppe junger Musiker zusammen, um im weitgehend proletarisch-bäuerlich geprägten rumänischen Milieu eine andere Art von Musik zu machen. Mit dem Notenschlüssel gelang es ihnen, die bereits für ewig im stalinistischen Morast des »sozialistischen Realismus« verloren geglaubte musikalische Moderne ans Licht zu ziehen. Sie holten sie aus dem trockengelegten Sumpf jenes Banater Landstriches hoch und schufen daraus ein gelungenes rumänisch-deutsch-ungarisches Joint Venture. Diese Idee sollte alsbald in einem blendend eigenartigen Licht erscheinen, es in der kulturellen Praxis zu einem nie geahnten Glanz bringen.

Am aschegrauen, mit Geigen, Flöten und mit Tonnen von Volksmusik verhangenen, ja vermüllten Himmel eines zurückgebliebenen Agrar-Landes erschien eines Tages unerwartet in der geistigen Röte jener Jahre dieser seltsame Vogel. Kein Wunder, dass die vom Wunder des Neuanfangs geprägten Helden dieser Musikgeschichte, die den mythologischen Vogel herbeizitiert hatten, sich von Anfang an wie Heilige vorkamen. Folglich wollten sie die neugegründete Band auch danach benennen: »Die Heiligen«.

In jener kommunistischen, kirchenabgewandten Epoche des rumänischen Parteichefs und Staatsratsvorsitzenden Gheorghe Gheorghiu-Dej (1901–1965) gab es nur eine Gruppe von Heiligen, und das waren Erzheilige, keineswegs Musiker, es waren die Parteigenossen selber. Alle anderen hatten in den rigiden stalinistischen Jahren nichts zu vermelden. Anbetungswürdig waren vor allem das kommunistische Manifest und der noch zu erfindende neue sozialistische Mensch, der es lediglich als ideologische Missgeburt auf die osteuropäische Erde schaffen sollte.

Als Musikformation wären »Die Heiligen« damals gewiss nicht weit gekommen, und man hätte sie mitsamt Noten und Instrumenten schnell »eingeschert«. Es war vielleicht der Zuruf des himmlischen Vaters, den die Musiker rechtzeitig hörten und der den Gitarristen Claudiu Rotaru veranlasste, seine Freunde von dem Namen »Die

**Kein Wunder, dass die vom
Wunder des Neuanfangs ge-
prägten Helden dieser Musik-
geschichte, sich von Anfang an
wie Heilige vorkamen.**

Heiligen« abzubringen und sich stattdessen »Phoenix« zu taufen. Das passte schon vom Namen her weit besser in den damaligen nicht nur vom Stalinismus geprägten, sondern auch von elektrischer Gitarrenmusik durchklungenen Kosmos Rumäniens, den Bands mit Namen wie »Uranus« oder »Kometen« beherrschten.

Mal verboten, mal aufgelöst, entstieg »Phoenix« immer wieder dem Aschehaufen.

Wie trefflich dieser Name die Geschichte der Band umschrieb, das konnte damals niemand ahnen. Aber es war ein Volltreffer. Mal verboten, mal aufgelöst, entstieg »Phoenix« immer wieder dem Aschehaufen – zuletzt 2014 – und schuf in stets neuer Besetzung Ohrwürmer und Seelentröster. Einer aber war jedes Mal dabei: Nicolae (Nicu) Covaci, der Gründer der Gruppe, der heute in Spanien lebt und in jeder Hinsicht als Übervogel und »Máximo Líder« zu bezeichnen ist. Er ist und bleibt der stilprägende Musiker der Band. Nicu Covaci verstand es, herausragende Komponisten und Musiktalente um sich zu scharen. Dazu zählte auch der 1950 in Temeswar geborene Keyboarder, Sänger und Komponist Günther »Spitzly« Reininger, der in der Nacht vom 21. zum 22. Dezember 2015 im Alter von 65 Jahren gestorben ist. Reininger gehörte als Richtgröße zur ersten »Formel« der Gruppe »Phoenix«, zusammen mit Nicu Covaci (Gitarre, Gesang), Moni Bordeianu (Gesang), Dorel Vintilă (Schlagzeug), Béla Kamocsa (Bass) und Claudiu Rotaru (Gitarre).

Das Debüt gab »Phoenix« ein Jahr nach der Gründung, 1962. Damals coverte man in der noch weitgehend experimentellen Nachahmerphase vor allem Werke der Beatles und der Rolling Stones und löste mit den Konzerten unter den jugendlichen Fans eine wahre musikalische Euphorie aus. Von weither reisten die Fans zu den Konzerten an, die schönsten Mädchen lagen den Musikern zu Füßen, sie waren plötzlich Götter und wollten doch nur »Heilige« sein.

Die »Truppe Phoenix«, wie sie oft genannt wurde und wird, ist in der rumänischen Rockmusik einzigartig. Es dürfte aber auch weltweit keine andere Band geben, in der derart viele Musiker ihre Talente zisierten und zusammenschmiedeten, um auf dem Balkan eine einzigartige Musik, den Ethno-Rock, zu etablieren.

Auf der Grundlage der rumänischen Folklore entstanden alsbald die ersten Eigenkompositionen der Band, mit eigenwilligem Sound als rockige Knaller: »Te întreb pe tine, soare«, »Jocul caprelor« »A oilor«, »Negru Vodă«, »Strunga«, »Andrii Popa« oder »Mica țiganiada« mit sehr anspruchsvollen Texten von Victor Carcu und Șerban Foarță und mit einer verspielt phantastischen und zugleich kraftvollen Musik von Nicu Covaci.

Nachdem sich Sänger Florin (Moni) Bordeianu in die USA abgesetzt hatte, wurden Auftritte der Band zeitweilig verboten, auch die Radiostationen durften ihre Lieder nicht mehr senden. Als dann auch noch Claudiu Rotaru die Gruppe verlassen hatte, versuchte man mit Blues-Rock eine neue musikalische Linie zu finden. Damals bestimmten die mit englischen Texten versehenen Kompositionen von Günther Reininger zeitweise das Repertoire, mit dem man samstags im Club PM6 vor das Publikum trat. Konzerte im Rahmen des Studentenfestivals in Bukarest 1970 sowie ein Benefizkonzert für die Opfer der großen Überschwemmungen von 1970 zündeten aber nicht so richtig. 1970 wird dennoch zu einem Schlüsseljahr. Auch Béla Kamocsa verlässt die Band, wird durch Zoltán Kovács ersetzt, und es stößt Mircea Baniciu zur Gruppe. Damals gelingt es dem Englischlehrer, Theatermann und genialen Texter Victor Carcu, die Musiker zu überzeugen, in seiner Bühnenumfassung des Epos »Țiganiada« von Ion Budai-Deleanu (1760–1820) als Schauspieler aufzutreten und sich in der expe-

rimentellen Inszenierung vor allem selbst zu spielen und zu spiegeln. Die Tournee mit dem Stück wird ein krachender Erfolg. Es stoßen damals Liviu Butoi und Josef Kappl zur »Truppe«, und Nicolae Covaci beschließt, mit der Band neue musikalische Wege einzuschlagen. Er wendet sich noch intensiver der rumänischen Folklore zu, prägt mit modernen rockigen Bearbeitungen den unvergesslichen Sound der Gruppe.

Zu diesem Zeitpunkt sind einige Songs der Band, so zum Beispiel die zeitkritische, melancholische Ballade »Canarul«, schon Legende. Der Kanarienvogel vegetiert im engen Käfig dahin und träumt von der weiten, weiten Welt, von der ihn Gitterstäbe trennen. Die Ballade ist herzerreißend, war politisch brisant und wurde ein Riesenhit, den damals jeder Spatz vom Dach pfeifen konnte und der jedem aus der »Erlebnisgeneration« bis heute Gänsehaut verursacht.

Ohrwürmern wie »Hei tramvai« folgen die Singles »Vremuri« (1968) und »Floarea Stinciilor« (1969), ferner die LP »Cei ce ne-au dat nume« (1972) und die großartige Single »Meșterul Manole« (1973), schließlich ihre beiden wichtigsten LPs »Mugur de fluiet« (1974) und »Cantofabule« (1975), ihr absolutes Meisterwerk mit exzellenten Texten von Șerban Foarță und Andrei Ujică, in perfekter und originärer Instrumentierung von den Komponisten Nicu Covaci, Josef Kappl, Mircea Baniciu und Günther Reininger. Diese LP mit insgesamt 14 Songs (u. a. »Invocație«, »Norocul Inorogului«, »Sirena« »Pasărea Rock and roll« und »Phoenix«) über die Entstehung der Welt und ihre Frühgeschichte ist ein musikalischer Geniestreich, wie es ihn kein zweites Mal gibt – ein Solitär in der europäischen Rockmusik.

»Phoenix« ist mehr als nur eine Band aus Osteuropa, »Phoenix« ist ein musikalisch-literarisches Phänomen und der Gipfel der rumänischen Rock- und Synthesizermusik.

»Phoenix« ist mehr als nur eine Band aus Osteuropa, »Phoenix« ist ein musikalisch-literarisches Phänomen und der Gipfel der rumänischen Rock- und Synthesizermusik.

Nach einer Zeit, in der gesellschaftskritische und politische Lieder grandiosen Erfolg verbuchen konnten, versucht das Regime des Diktators Nicolae Ceaușescu, die Zeit der Liberalisierung zurückzudrehen, und drangsaliert die Jugend. Lange Haare sind plötzlich verboten, aufmüpfige Künstler werden als Parasiten angeklagt, viele Lieder der »Phoenix« kommen auf den Index, Konzerte der Band dürfen nicht mehr stattfinden. Es ist, das begreifen Nicu Covaci und seine Freunde, das Ende vom Lied. In der Nacht vom 1. zum 2. Juni 1977 gelingt es der Band in einer Nacht- und Nebelaktion durch Bestechung, sich in einem Lastkraftwagen zu verstecken und damit am Eisernen Tor die Donau nach Jugoslawien zu überqueren. Tagelang hört man nichts von ihnen, Bekannte vermissen sie. Der im Lande verbliebene Mircea Baniciu wird vom rumänischen Geheimdienst Securitate drangsaliert, und es kursiert kurz das Gerücht, dass die Musiker eingelocht worden seien. Umso größer ist daher die Erleichterung, als wenige Tage später Radio Europa Liberă (Radio Free Europe) aus München die Fans in Rumänien wissen lässt, dass die daheim »verbrannten« Phoenix-Musiker in der Bundesrepublik Deutschland heil angekommen sind.

Damit beginnt eine neue Phase der Band »Phoenix«, die immer mal wieder auftaucht, eine LP produziert, sich auflöst, sich ins Scheinwerferlicht aufschwingt und wieder untertaucht in einem Haufen Asche. So ist es bis heute geblieben. 2014 produziert Nicu Covaci erneut eine LP, »Vino, Țepeș« (»Komm, Pfähler«) und greift dazu auf Texte der rumänischen Klassiker Mihai Eminescu, George Coșbuc und Alexandru Macedonski zurück.

»Die Erfüllung eines Künstlers, speziell eines Musikers, ist es, zu geben. Die Kunst der Musik ist das Urbedürfnis aller Kunst. Niemand hat noch die Musik gesehen, niemand hat sie betastet, gerochen, gekostet. Es ist ein physisches Phänomen: Die Luft vibriert, und es vibriert dein Trommelfell. Wenn es mir gelingt, die Luft so zum Vibrieren zu bringen, dass du weinst, auf den Tisch springst oder Kasatschok tanzt, dann bedeutet es, dass ich die Mittel des Ausdrucks beherrsche. Und in dem Moment, in dem du sie beherrschst, bist du automatisch in der Lage, sie weiterzugeben«, sagte Nicu Covaci bei der Präsentation der jüngsten LP »Vino, Țepes« im rumänischen Fernsehsender Digiz4.

Totgeglaubte leben länger, behauptet der Volksmund. Günther Reininger ist so ein Spezialfall. Der eine oder andere mag glauben, dass Reininger tot sei, aber er ist es nicht, er lebt fort durch seine Musik in der Band »Phoenix«. Die wird in der rumänischen Rockgeschichte als Meilenstein bleiben und die Jahrhunderte überdauern. »Phoenix« war in Osteuropa eine einzigartige Größe, authentisch, aufmüpfig und musikalisch originär.

»Phoenix« ist – über die musikalische Begeisterung hinaus – auch Teil meiner Biografie. Ich kenne einige der Band-Mitglieder, besonders gut die Texter Șerban Foarță, mit dem ich der gleichen Schriftstellervereinigung Temeswar angehörte, Adrian Ujică, mit dem ich in Marienfeld (rum. Teremia Mare) in die gleiche Schule gegangen bin, und Victor Carcu, mit dem ich Mitte der 70er anderthalb Jahre lang im Bus von Temeswar in die Kleinstadt Busiasch pendelte, wo wir an der gleichen Schule unterrichteten, er als Englischlehrer an der rumänischen Abteilung, ich als Grundschullehrer an der deutschen Abteilung des Gymnasiums. Und mit dem Maler und Schlagzeuger Valeriu Sepi war ich schon lange vor unserer gemeinsamen Zeit als Emigranten in Heidelberg sehr gut befreundet. Seine damalige Frau, die Künstlerin Elisabeth Sepi (heute Ochsenfeld), mit der mich bis heute eine tiefe Freundschaft verbindet, hat übrigens das faszinierende barock verspielte Cover der wichtigsten Phönix-LP »Cantofabule« gemalt.

»Phoenix«, das war und bleibt eine vielbewunderte Band, ein seltener Vogel in meiner musikalischen Welt. Unter Freunden spiele ich schon mal gerne auf der Gitarre jenes wunderbar melancholische Lied »Canarul« vom eingesperrten Kanarienvogel, dessen Blick aus erloschenen Augen zwischen den silbernen Gitterstäben seines Käfigs hindurch mit-

»Phoenix«, das war und bleibt eine vielbewunderte Band, ein seltener Vogel in meiner musikalischen Welt.

samt den Gedanken in die Ferne schweift, während er vom Westen träumt. Und alle Freunde

singen mit. Es war das Lied nicht nur meiner Generation, sondern auch das Lied der schon Verbrannten und Scheintoten vor uns, aber gerade auf spezielle Weise dennoch der besondere Song dieser meiner Generation, die wie noch keine vor ihr in dem ideologisch abgepackelten Balkanland danach drängte, dass sich der Käfig öffne, um im freien Flug ins Licht der Zeit zu steigen, die Welt zu befliegen, statt die Jahre im kommunistischen Muff zu vergeigen.

Wir wollten – ähnlich wie das Nicu Covaci in seinem Statement über die Musik sagt – die Welt sehen, fühlen, kosten und in Auferstehung aus der sozialistischen Asche und eingeübten Genügsamkeit die eigene Sehnsucht mit neuen Träumen befeuern, die Verlogenheit des verkommenen Systems überwinden. Für diesen virtuellen Akt der Selbstbefreiung stand die Musik der Gruppe »Phoenix«.

Ähnlich wie die Songs der Beatles oder der Rolling Stones galten für uns junge Menschen in der Blüte des Überlebens damals die »Phoenix«-Songs als kunstmächtige Signale für den ersehnten Aufbruch und den Ausbruch in eine andere Zeit. Mit der Vergangenheit hatten wir – zumindest vorübergehend – abgeschlossen. Wir wollten mehr! Das Ende vom Lied.

Horst Samson

Beispiele des eigenen lyrischen Schaffens von Horst Samson und ein kurzer biografischer Abriss sind im Ressort »Literarische Texte« dieser Ausgabe zu finden.

Rund drei Dutzend Musiker standen im Laufe der Jahre an der Seite von Nicolae (Nicu) Covaci und »seinem« Phoenix: Bassist und Schlagzeuger Kamocsa (Kamo) Béla (1962–1970), Sänger Florin (Moni) Bordeianu (1962–1970, 1977–1978), Schlagzeuger Ovidiu Lipan (1974–1978, 1984–1998, 2001), Pianist Miti Cîmpan (1962–1964), Gitarrist und Sänger Adi Pavlovici (1962–1963), die Gitarristen Doru Cresneac (1963–1965) und Claudiu Rotaru (1963–1968), Schlagzeuger Ioan (Pilu) Stefanovici (1963–1968), Pianist Günther (Spitzly) Reininger (1966–1971, 1974–1976), Schlagzeuger Dorel Vintila Zaharia (1968–1970), Oboist und Flötist Liviu Butoi (1970–1973), Bassist Zoltan Kovacs (1970–1971); Schlagzeuger Cornel Liuba (1970–1971, 1976–1977), Gitarrist und Sänger Mircea Baniciu (1970–1977, 1990–1992, 2001–2007), die Percussionisten Valeriu Sepi (1971–1974), Costin Petrescu (1972–1975, 1990) und Ionuț Conraș (1998–2010), Schlagzeuger und Percussionist Eugen Gondi (1975), Gitarrist und Geiger Erlend Krauser (1976–1978), Bassist Christoph Bank (1978), Cellist und Sänger Bubi Dobrozemsky (1978–1981), Gitarrist, Geiger und Sänger Ulli Heidelberg (1978–1980), die Sänger Ivan Kopilovic (1978–1982), Meinolf Bauschulte (1979–1980), Tavi Colen (1999–2000) und Malcolm J. Lewis (2000), Bassist Tom Buggie (1980–1981), Cellist Sabin Dumbraveanu (1980–1981), Sänger Dragos Badoi (1992–1994); Schlagzeuger Lucian Cioarga (1999–2000), Gitarrist und Sänger Alin Oprea (1999–2000), Bassist Eugen Tegu (2001–2002), Bassist, Sänger, Geiger und Blockflötist Josef Kappl (1971–1978, 1987–1991, 1994–1998, 2001–2008), Geiger und Blockflötist Mani Neumann (1979–1981, 1988–2008).

» ... *als würd' ich immer nach Hause geben* ... «

Das Internetprojekt »Schaufenster Enkelgeneration«

»Schaufenster Enkelgeneration« ist ein Internetprojekt des Goethe-Instituts und hat zum Ziel, junge Menschen in Ländern Osteuropas, deren Großeltern der deutschen Minderheit entstammen und die ihre Identität mit dieser Minderheit verbinden, zu zeigen. In einer Reihe von Kurzporträts sprechen die Vertreter der »Enkelgeneration« der deutschsprachigen Minderheiten darüber, welche identitätsstiftende Rolle die deutsche Sprache für sie heute noch besitzt.

Idee und Grundlagen des Projektes

Das Projekt »Schaufenster Enkelgeneration« wurde von Susan Zerwinsky, der damaligen Leiterin der Bildungsk Kooperation am Goethe-Institut Prag, ins Leben gerufen und wurde in Zusammenarbeit mit der an der Karlsuniversität Prag lehrenden Ethnologin Dr. Sandra Kreislová und dem Filmemacher Marc Bader im Herbst 2012 für Tschechien umgesetzt. Aufgrund des großen Erfolges dieser ersten Porträts wurden dann weitere Regionen, zunächst Polen, Ungarn und die Slowakei und danach auch Slowenien, die baltischen Staaten und die Ukraine mit einbezogen. Weitere Interviews in Rumänien sind in Planung.

In einem Forschungsprojekt zu Deutsch in Mittel- und Osteuropa, das ich zusammen mit Professor Ludwig Eichinger vom Institut für Deutsche Sprache und Kolleginnen und Kollegen aus Polen, Rumänien, Russland, Tschechien, der Ukraine und Ungarn Anfang 2000 durchgeführt habe, sind wir der Form und dem Gebrauch des Deutschen in diesen Gebieten nachgegangen und konnten feststellen, dass die deutsche Sprache meist nur noch von der älteren und mittleren Generation gesprochen wird. Außerdem wird Deutsch in vielen ehemals deutschen Gebieten (mit Ausnahme Rumäniens) außerhalb der Familie kaum gesprochen. Oft ist es nur noch eine »Privatsprache«, die als Sprache des Denkens, Träumens, Fluchens oder als Sprache mit Gott verwendet wird.

Daher war es im Zusammenhang mit dem Projekt »Schaufenster Enkelgeneration« auch interessant, der Frage nachzugehen, welche Faktoren für junge Menschen der deutschen Minderheit den Ausschlag dafür geben, die deutsche Sprache etwa als Fremdsprache zu lernen.

Die Fragen, die in den Interviews gestellt wurden, waren u. a.:

- Wie sehen diese jungen Menschen die Bedeutung der deutschen Sprache für ihr eigenes Leben?
- Wie bewerten sie die eigene Mehrsprachigkeit?
- Pflégten und förderten die Großeltern und Eltern bewusst die deutsche Sprache und reichten sie an die Enkel weiter?
- In welchen Kontexten lebt die deutsche Sprache heute noch, und wo wird sie überwiegend eingesetzt?

Inzwischen umfasst das Projekt 28 Porträts von jungen Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund: Die Aufnahmen reichen von Sprechern, die die deutsche Sprache tatsächlich noch zuhause von den Großeltern, teilweise sogar noch Eltern, in Form des ursprünglich in der Region angesiedelten Dialekts gelernt haben, über Sprecher, die noch eine passive Kompetenz im Dialekt hatten, dann aber die deutsche Standardsprache in der Schule und an der Universität erlernt haben, weiter über Semispeaker, die zwar deutsch sprechen können, aber das Interview lieber in ihrer jeweiligen Erstsprache führten, bis hin zu jungen Leuten, deren Eltern zwar noch deutsch sprachen, die es aber selbst nicht mehr gelernt haben und dennoch ihre deutschen Wurzeln bemerken und teilweise auch bedauern, die Sprache nicht gelernt zu haben.

Die jungen Sprecher stehen exemplarisch für ihre Generation. Die gefilmten Kurzporträts dokumentieren die ganze Bandbreite dessen, was das sprachliche Selbstverständnis junger Minderheiten-Angehöriger ausmacht. Vom selbstbewussten Bekenntnis der Zugehörigkeit zur sudetendeutschen Minderheit und dem Gebrauch des Sudetendeutschen als »Familiensprache« über eine weltoffene und grenzüberschreitende bikulturelle und bilinguale Identität bis hin zu dem Befund, dass die eigenen kulturellen und sprachlichen Wurzeln nur rudimentär erinnert werden.

Sprachgebrauch und Spracheinstellung

Von den 28 porträtierten jungen Menschen hat knapp die Hälfte das Deutsche bereits zuhause gelernt, einige sogar als Erstsprache. Dies ist aber fast immer ein deutscher Dialekt – Böhmisches (Tschechien), Donauschwäbisch (Ungarn), Mantakisch (Slowakei) u. a. Eine Ausnahme bildet hier Oberschlesien: Der sog. schlesische Dialekt (auch Schlonsakisch oder Wasserpolnisch) ist kein deutscher, sondern ein polnischer Dialekt mit vielen Lehnwörtern aus dem Deutschen (und auch Tschechischen). Das Deutsch, das dort gesprochen wird, ist dagegen eine regionale Umgangssprache. Man kann feststellen, dass diejenigen Sprecher, die zuhause den Dialekt gelernt haben, eine sehr emotionale Beziehung zu diesem haben. So äußert etwa Martin Kerner aus Fünfkirchen (ung. Pécs), über seine Mundart, das Donauschwäbische: »Diese Sprache erweckt in mir ein Gefühl, als würd ich immer nach Hause gehen [...] Wenn ich sie höre, dann ist das ein gutes Gefühl.« Im Gegensatz dazu hat er zum Standarddeutschen eine völlig andere Einstellung und sieht diese eher neutral, sprich ohne emotionalen Bezug.

Auch zwei Porträtierte aus Tschechien, Ines Goschalová aus Chomutov (dt. Komotau) und Sandra Kreisslová aus Louchov (dt. Laucha), sehen den Dialekt als Ausdruck ihrer Wurzeln, ihres Ursprungs und ihrer Familie.

Demgegenüber zeigt sich, dass Sprecherinnen und Sprecher, die nicht primär in der Mundart sozialisiert wurden oder diese nur passiv beherrschen, eher den Stolz auf die Wurzeln betonen oder den Mehrwert der Mehrsprachigkeit anführen (so etwa

Arnold Piklaps aus Klaipėda, Litauen). Sie haben durchweg eine positive Beziehung zur Sprache, lieben den Klang der Sprache oder hören den Dialekt der Großeltern gern, wenngleich sie manchmal ganz pragmatisch einfacher mit dem Englischen als dem Deutschen umgehen (z. B. Mónika Takács aus Palotabozsok, Ungarn).

Einige Sprecher verbinden mit der Sprache auch Werte, die ihnen von den Großeltern mit der deutschen Sprache vermittelt wurden und damit sozusagen ihr Deutschtum ausmachen. So äußert etwa Anna Awdeewa aus Odessa, dass das Deutsche für sie eine Frage der Mentalität und Moral sei. Auch Ilze Garda aus Riga verbindet mit dem Deutschen, das ihr die Großmutter beibrachte, Werte wie Gehorsam, Ordnung und Bescheidenheit.

Deutsche Sprache und Identität

Die Einstellung gegenüber der deutschen Sprache und Kultur und die Rolle, die die deutsche Sprache in ihrem Leben spielt, haben auch Auswirkungen auf die Identitätsbildung der jungen Menschen. Man kann insgesamt feststellen, dass die meisten der Porträtierten eine hybride Identität entwickeln, da sie sich zweier verschiedener Sprachen und Kulturen verbunden fühlen und einen gewissen Stolz zeigen, dass sie sich als moderne junge Europäer in mehreren Sprachen und Kulturen bewegen können. Manuela Leibig, aus Oberschlesien, drückt dies wie folgt aus: »Es ist schwierig zu sagen, wer ich eigentlich bin, also eine Mischung auf jeden Fall zwischen dem Deutschen, Polnischen und Schlesischen, denn wenn ich hier mein ganzes Leben lang hier in Polen wohne, dann prägt mich die Kultur natürlich auch irgendwie.«

Interessant sind auch einige der Porträtierten, die nicht Deutsch als erste Sprache im Elternhaus gelernt haben, sondern auf andere Weise zum Deutschen kamen, wie die gerade zitierte Polin Manuela Leibig, die Deutsch durch gleichaltrige Kinder lernte, die in den Sommerferien in Polen waren, und danach in der Schule »das offizielle Deutsch« erwarb. Durch ihre ursprüngliche Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit empfindet sie aber das Deutsche als Teil ihrer Identität.

Etwas anders sieht das dagegen die Slowenin Veronika Kovacic aus Maribor. Sie hat zwar von ihrer Großmutter das sog. Marburger Deutsch gelernt, aber die Großmutter erwarb dies als damalige Amtssprache und ist selbst keine »ethnische« Deutsche. So blieb für Veronika das Deutsche eine Fremdsprache.

Die komplexeste Reflexion über ihre eigene Identität stammt von der Tschechin Hana Filipicová, die zunächst als Kind den Egerländer Dialekt von der Großmutter gelernt hatte, aber dann das Hochdeutsche durch Fernsehen, Schule und Studium und einen Auslandsaufenthalt in Deutschland erwarb: »Ich wusste nicht, ob ich eine Tschechin bin, ob ich eine Deutsche bin. [...] Wohin soll ich mich hinstellen, oder wo soll ich mich finden? Ich hab mich wirklich gesucht. Ich hab mich daher entschieden eine deutsche Tschechin zu sein.«

Allerdings scheint auch der Status der deutschen Minderheit einen Einfluss auf die Identitätswahrnehmung der jungen Sprecher zu haben. Gerade in Ungarn, wo die ungarndeutsche Minderheit sich sehr gut organisiert hat, Nationalitätenschulen betreibt und das Deutsche als Minderheitensprache eine lange Forschungstradition hat (etwa an der Germanistik der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest), hat sich eine Identität »Ungarndeutscher« auch bei den jungen Leuten gefestigt. Hier ist interessant zu beobachten, dass diejenigen, die die Sprache selbst nicht mehr so gut spre-

chen, sich eher mit den Traditionen identifizieren. So äußert Zsanett Melcher aus Nemesnádudvar (dt. Nadwar): »Für mich ist Identität Tradition. Für Identität muss auch Sprache eine Rolle spielen, aber neben Sprache müssen auch andere Traditionen eine Rolle spielen, wie Tracht, Tanz, Speisen usw.« Da sie selbst die Sprache nicht so gut beherrscht, drückt sie das eher im Tanz aus.

In der Ukraine wiederum begegnen uns einige junge Menschen, deren Identitätsverständnis von der ursprünglichen Trennung zwischen Staatsangehörigkeit und Nationalität in der Sowjetzeit geprägt ist. So äußert etwa Anna Andeewa aus Odessa: »Ich fühle mich als eine ethnische Deutsche und ich bin stolz darauf.« Und Natalia Semagina aus Luzk (Wolhynien) sieht sich als »in der Ukraine lebende Deutsche«.

Viele der Porträtierten berichten, dass sie sich, wenn sie in Deutschland (oder Österreich) sind, nicht fremd fühlen. So erklärt das etwa die Litauerin Indrė Norviliėnė aus Klaipėda damit, dass sie vermutlich unbewusst die deutschen Wurzeln fühlte. Nur zwei der Interviewten beschränken ihre Identität auf ihr Herkunftsland, darunter Ilze Garda aus Riga, die sich »von Kopf bis Fuß« als Lettin bezeichnet. Zwei weitere, die ebenfalls nur wenig Deutsch sprechen, wollen sich überhaupt nicht festlegen. So konstatiert etwa Ondřej Hruška aus Karlsbad: »Ich fühle mich einfach als Mensch.«

»Ich fühle mich einfach als Mensch.«

Insgesamt zeigen die Kurzdokumentationen sehr eindrucksvoll, wie schwer es vielen jungen Menschen fällt, die eigene mehrsprachige Identität zu verorten. Die kulturellen und sprachlichen Wurzeln sind ein wichtiger Teil ihrer Biografien, und viele verbinden mit der deutschen Sprache positive Emotionen und Heimatgefühle. Gleichzeitig aber zeigen die Lebensgeschichten, dass diese Generation der deutschsprachigen Minderheiten begonnen hat, sich selbstbewusst des eigenen mehrsprachigen Erbes zu vergewissern und in diesem Kontext eine neue europäische Identität anzunehmen. Sehr schön fasst dies Lisa Kais aus Ust-Tschorna (dt. Königsfeld, Transkarpatien) zusammen: »Ich fühle mich als Ukrainerin mit österreichischen Wurzeln. Meine zweisprachige Identität bedeutet für mich die Zugehörigkeit zur europäischen Gemeinschaft.«

Das »Schaufenster Enkelgeneration« und die Zukunft der deutschen Sprache in Osteuropa

Das Projekt »Schaufenster Enkelgeneration« hat gezeigt, dass die Situation der deutschen Sprache im östlichen Europa sehr komplex ist. Daher ist es zunehmend wichtig, die Sprachminderheiten und ihre sprachliche Identität zu fördern. Denn sie nehmen eine bedeutende Rolle als Brückenbauer zwischen Ländern und Kulturen ein. Es gibt hier einige neuere Tendenzen, die sehr positiv zu werten sind und die zu einem Wiederaufleben der Mehrsprachigkeit führen, aber in einem anderen Sinn als in historischer Zeit. Dies schließt nicht nur die Angehörigen der Minderheit, sondern auch Sprecher der Mehrheitsgesellschaft mit ein:

- So gibt es etwa in Rumänien, Ungarn und Oberschlesien Minderheitenschulen, die durchaus auch von Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft besucht werden können – und im Falle von Rumänien sogar mehrheitlich von diesen besucht werden.

- Außerdem entwickelt sich ein neues Pendlertum zwischen Tschechien, Oberschlesien und Westungarn, das sich nicht nur in einer Arbeitsmigration, sondern auch in einem Bildungstransfer (Kinder aus Westungarn besuchen Schulen in Österreich) äußert.
- Eine weitere neue Entwicklung sind »Rücksiedler« aus deutschsprachigen Ländern, Angehörige der Minderheit, die nach 1990 ausgesiedelt sind und nun nach ihrer Pensionierung wieder in die alte Heimat zurückkehren und sich dort sehr für die deutsche Sprache engagieren.
- Außerdem wächst in osteuropäischen Ländern der Prozentsatz an bilingualen Familien mit einem deutschsprachigen Elternteil, der aus einem deutschsprachigen Land stammt.
- Weiter spielt eine Rolle, dass auch die deutschsprachigen Medien mittlerweile weltweit problemlos zugänglich sind.
- Völlig neue Möglichkeiten der Vernetzung über Grenzen hinweg bieten die neuen Medien: So können E-mailkontakte oder Kontakte über verschiedene Formen von *social media* mit Verwandten oder Freunden in den deutschsprachigen Ländern die Verwendung der deutschen Sprache und damit die neue Mehrsprachigkeit zusätzlich fördern.

All dies trägt zu einer neuen Form von Mehrsprachigkeit bei, bei der die deutschen Minderheiten die Rolle von Brückenbauern übernehmen können, die diese Mehrsprachigkeit als historisches Erbe und Teil einer neuen europäischen Identität erkennen und leben.

Claudia Maria Riehl

| Der **Link** zu den Video-Porträts: www.goethe.de/tschechien/enkelgeneration |

Prof. Dr. Claudia Maria Riehl ist Inhaberin des Lehrstuhls Germanistische Linguistik mit Schwerpunkt Deutsch als Fremdsprache und Leiterin des Instituts für Deutsch als Fremdsprache an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie ist außerdem Leiterin der Internationalen Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit an der LMU und seit April 2016 Vorstandsvorsitzende des IKGS e. V. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehört die Untersuchung der Kulturspezifik von Texten und Diskursen. Sie hat zahlreiche Forschungsprojekte im In- und Ausland zu Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit initiiert.

Besprechungen

Ursula Ackrill: Zeiden, im Januar. Roman. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach 2015. 256 S.; **Iris Wolff: Leuchtende Schatten.** Roman. Salzburg: Otto Müller Verlag 2015. 328 S.

Im Jahre 2015 kamen zwei Romane über dieselbe historische Zeit und ihre Thematik – Siebenbürgen in den Jahren des Zweiten Weltkriegs – heraus. Beide sind von Frauen geschrieben, die in Rumänien in den 1970ern geboren wurden und nun außerhalb des Landes leben – die eine in Großbritannien (Ackrill), die andere in Deutschland (Wolff). Darin liegen wichtige Unterschiede zu der bekanntesten literarischen Aufarbeitung dieser Zeit in Siebenbürgen, nämlich zu Eginald Schlattners *Der geköpfte Hahn* (1993). Hier sprach ein Zeitzeuge in einer autobiographisch-literarisch verhüllenden Form über eigene Erinnerungen, dazu war es ein Mann. Neue Stimmen über alte Zeiten sind also notwendig geworden. Die beiden Autorinnen haben sich durch intensives historisches Studium und durch Befragung von Zeugen, Verwandten und Bekannten ein Bild geschaffen, das sie literarisch umgeformt haben. Ob es näher an den Dingen ist als Schlattners Sicht, ist eine müßige Frage, denn diese »Dinge« sind immer subjektiv gefiltert und tradiert. Die meisten Erinnerungslinien der beiden Bücher gehen auf weibliche Überlieferungen zurück, Mütter und Großmütter, Tan-

ten und Großtanten, und das sorgt für ein erheblich anderes Bild. Letztlich kann nur bewertet werden, wie die jeweilige Subjektivität literarisch umgesetzt wird.

Ackrill, die als Bibliothekarin und Autorin in Großbritannien lebt, wo sie zuvor über Christa Wolf promoviert hat, macht keinen Hehl daraus, dass sie die Strategien der Moderne/Postmoderne übernommen hat. Ihre Geschichte Siebenbürgens stellt die aufmüßige Leontine in den Vordergrund, aber lässt das Geschehen durch Vor- und Rückblenden aufleuchten und verfinstern. Oft wird eine Live-Authentizität vorgetäuscht (»Sommerschloss des Barons Brukenenthal in Freck, Samstag, 25. Oktober 1913, 16.45 Uhr«). Man hört förmlich die Uhr der Geschichte, der privaten wie der öffentlichen, ticken und das erhöht die Temperatur des Lesens. Doch was dann geschieht, in den vielen Gesprächen und Begegnungen, bleibt opak. Die Figuren wollen nicht recht lebendig werden. Wie überhaupt die Sprache des Romans, die ja von der Kritik oft gelobt wurde, sperrig bleibt. Nicht weil hier siebenbürgisches Deutsch eingesprengt bliebe, sondern weil die Sprache ebenso wenig wie die Figuren Fuß fasst beim Lesen. Man merkt zudem die englischsprachige Umgebung der Autorin, die ihr Wörter wie »torpid« einflüstert oder Sätze wie »Es ist nun, in diesem Augenblick, als Maria

und sie vor sich hin kauend, dem Haus zuhören, wie es sich knatternd erwärmt, dass Leontines Sinne alle zugegen sind.« Auf derselben Seite 183 lässt die Budapester Jugend ihre Autos polieren, »um sie dann ... zu rennen.« Abgesehen von diesen Anglizismen versucht sich Ackrill an einer poetischen Sprache, die ihr oft gelingt, aber manchmal eben auch abstürzt: »Aus einem verflossenen Winter dicht an der Jahrhundertwende erhob sich Alberts Stimme an Leontines Ohr, hauchig durch die Kälte hastend.« (S. 10) Das Lektorat scheint an solchen Stellen versagt zu haben, vielleicht war die Begeisterung über den fremden Stoff und die fremdartige Sprache zu groß. Durch die Sprachsperrn wird der Gegenstand nicht so sichtbar, wie er es hätte sein müssen, denn es handelt sich ja um komplexe Geschichten, um verwickelte Lebensläufe von Opportunisten, Scharfmachern, stillen oder lauten Widerständlern – aus einer Welt, die uns weitgehend fremd ist und die der Vermittlung bedarf. Das ist ein schwieriger Balanceakt, wenn dabei auch künstlerische Qualität im Vordergrund stehen soll. Stellt man dieses Buch in eine Reihe mit den einschlägigen Werken von Eginald Schlattner (*Der geköpfte Hahn*) oder Dieter Schlesak (*Capesius, der Auschwitzapotheker*), so spannt sich ein Netz auf mit aus der Zeitgeschichte bekannten Figuren, die unter verschiedenen Verkleidungen immer wieder auftauchen: der Auschwitzapotheker Capesius oder der Anführer der Deutschen Volksgruppe in Rumänien, Andreas Schmidt. Im Zentrum steht das Haus, das Leontine Philippi von der Familie des Aviatikers Albert Ziegler gekauft hat, der als Test- und Chefpilot wohl der bekannteste Zeidener ist. Im Anhang werden die wichtigsten Protagonisten benannt, was eine notwendige Hilfestellung ist. (Aber ist Halle an der Saale wirklich nur »wenige Kilometer von Hameln entfernt«, wie es dort heißt?)

Ist Ackrills Buch sehr mühsam zu lesen, so ist der Roman *Leuchtende Schatten* von Iris Wolff zunächst einmal eine Erleichterung. Die Erzählung schreitet linear voran, die Figuren sind weniger verwickelt, sondern entfalten sich im Laufe der Zeit zu runden Gestalten. Aller postmodernen Theorie entgegen mögen und brauchen wir das – und es heißt nicht, dass Lesen nur Konsumieren heißt. Dem Roman der in Freiburg arbeitenden, aber aus Hermannstadt (rum. Sibiu) gebürtigen Autorin ist Brechts wunderbares Gedicht »Die Liebenden« vorangestellt. Die Liebe ist der rote Faden in diesem Buch: »Ich liebte Harriet vom ersten Augenblick an«, lautet der erste Satz, gesprochen oder gefühlt von der Erzählerin Ella, die zu den Siebenbürger Sachsen gehört und durch die wir Einblicke in das Denken und die Befindlichkeit dieser Gruppe in Hermannstadt erhalten. Es ist eine Schulgeschichte, ein lebendig werdendes Familienfoto in Sepia. Allmählich bewegen sich die Gestalten aus der Fotografie heraus, aus dem kitschig-silbrigen Rahmen ihrer Vergangenheit und lassen eine Welt des Kleinbürgertums entstehen, der Hoffnungen und Erwartungen, die man mit Deutschlands »Aufstieg« verknüpfte. Also auch hier Zusammenstöße zwischen politischen Gesinnungsträgern, einfachen Leuten und Aufsteigern im obigen Sinne. Ella bewundert und liebt die Neue, die aber auch fremd bleibt, da sie aus besseren Verhältnissen stammt. Hier gibt es konservativ-nationalistische und kritische Tanten, weise Großmütter, kluge Eltern und einen Vater, der gegen seinen Willen in den Krieg gezogen wird und schließlich fällt. Es gibt die ersten Liebesgeschichten, das Baden im Fluss, das auch bei Schlattner eine wichtige Rolle spielt. Und eine allmähliche Enthüllung der jüdischen Identität Harriets. Diese führt in die dunkelsten Abgründe

deutscher und rumänischer Geschichte. Wolff zeigt an den Schülern und Schülerinnen, wie sie die Gesellschaft, den Krieg, die Verfolgung im Kleinen widerspiegeln. Auch Wolffs Roman ist durchsetzt von psychologischen und sprachlichen Einsichten, aber sie sind besser eingearbeitet und passen genauer in das Fließmuster der Geschichte. Wolffs Sprache ist einfühlsam, sie sucht weniger den schwierigen Ausdruck als vielmehr eine Verbindung zur Poesie. Implizit reflektiert sie über ihre eigene Sprache, wenn sie über die Zeichensprache nachdenkt, die sich in der Familie entwickelt – ein Code, der von Fremden nicht verstanden werden darf. Genau gegen diesen Code aber muss sie anschreiben. Es ist letztlich auch ein Anschreiben gegen die Zeit, wie alles Schreiben es ist. Darin ähnelt der Schreibvorgang dem Schulhof im Roman: »Als würde die Zeit immerwährend und gleichförmig durch den Schulhof rauschen und keine Zeichen der Endlichkeit dulden.« (S. 79) Durch das Schreiben wird die Zeit angehalten, damit sie als fließende erkennbar werde. Es ist keine Geschichte von Heldinnen, eher eine traurige Verabschiedung von Illusionen. Aber eine Trauer, die leuchtet, wie die Schatten es nun auch tun.

Ursula Acrills *Zeiden, im Januar* wurde für den Leipziger Buchpreis 2015 nominiert und ist breit rezipiert worden; anders als Iris Wolffs Roman *Leuchtende Schatten*. Man fragt sich, warum, und kann eigentlich nur die Vernetztheit und Präsenz der Verlage im Betrieb als Grund anführen. Wagenbach ist klein, hat aber einen großen Ruf, Otto Müller ist irgendwie am Rand angesiedelt mit schönen Büchern über den Rand. Wenn aber ein zentraler Berliner Verlag den Rand aufgreift, dann muss das signifikant sein, denkt sich die gesammelte Journalistik. *Zeiden, im Januar* liest sich ungleich mühsamer als *Leuchtende Schat-*

ten. Spricht das für oder gegen den Roman? Es ist wohl eher ein Buch für Kritiker, während Wolffs Roman auch als Geschenk für Interessierte in Frage kommt.

Elmar Schenkel

Gabrielle Alioth, Martin Dreyfus (Hgg.): Gehen und doch bleiben. Autoren schreiben über Autoren. Eine Anthologie des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland. Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren 2014. 161 S.

Den Titel der Anthologie, die Gabrielle Alioth und Martin Dreyfus im Namen des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland herausgegeben haben, verdanken wir Hilde Domin: »Ihr könntet gehen und doch / bleiben / Und im Wort wohnen ...«. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten ins Exil getrieben, wurde sie in den Fünfzigerjahren Dichterin: »Da stand ich auf und ging heim in das Wort. Das Wort aber war das deutsche Wort. Deswegen fuhr ich zurück über das Meer, dahin, wo das Wort lebt.« 1954 kehrte sie nach 22 Exiljahren in der Dominikanischen Republik (Santo Domingo) nach Deutschland zurück. Hilde Löwenstein verneigte sich in der Wahl ihres Pseudonyms »Domin« vor dem Land, das sie aufgenommen hatte. Zurückgekehrt in die Heimat, veröffentlichte sie erstmals ihre »Worte« – »reife Granatäpfel«: »sie fallen zur Erde / und öffnen sich«. Genauso »unverlierbar« wie die deutsche Sprache entpuppte sich das Exil: »du trägst es bei dir«.

Christine Wolters Essay über Hilde Domin schließt die Anthologie *Im Schnittpunkt der Zeiten. Autoren schreiben über Autoren*, erschienen 2012, ab und ist ein willkommener Auftakt für den nachfolgenden Band *Geben und doch bleiben*. Erneut wurden Mitglieder des PEN-Zentrums von heute aufgefordert, »einen Blick auf jene von damals zu werfen, zu

schildern, wie deren Leben und Werk sie berührt oder geprägt hat« (S. 10). Während im ersten Band über bekannte Autoren wie Stefan Zweig, Erika Mann, Else Lasker-Schüler, Thomas Mann, Ernst Bloch, Oskar Kokoschka, Alfred Kerr u. a. geschrieben wurde, liegt der Fokus des zweiten Bandes auf »weniger bekannten und heute fast vergessenen Namen« (S. 10): Sie haben ebenfalls die deutsche Literatur bereichert. Wie der erste ist auch der zweite Band eine Sammlung von Erinnerungen, persönlichen Begegnungen, tiefgehenden Lektüreelebnissen und inspirierenden Gedanken. Einmal mehr erfahren wir, »wie lebendig die deutsche Sprache über den deutschen Sprachraum hinaus war und immer noch ist« (S. 10).

In seinem Essay über Max Herrmann-Neisse beschreibt Matthias Buth das »Lebensxil« (S. 19), in das jemand, der an Hyposomie (Kleinwüchsigkeit) leidet, hineinwächst: »In eine Welt, die mich nicht will, geboren, mir selbst mit jedem Atemzug zu viel« (S. 19), erfuhr der in Schlesien geborene Schriftsteller sein Exil dank seiner »Urteilskraft« (S. 22) nicht als Leidender. Obwohl er kein Jude war, zog er es vor, das Schicksal jener zu teilen, die verfolgt, verhaftet und vertrieben wurden. In einem Land mit »Lügen-, Mord-, Tortur-, Räuberluft« (S. 23) zu leben, kam für einen Mann mit »politischem Blick« (S. 22) nicht infrage. Und da sich deutsche PEN-Mitglieder mit dem NS-Regime gemein gemacht hatten, gründete er im März 1934 zusammen mit Lion Feuchtwanger, Balder Olden, Ernst Toller u. a. den deutschen Exil-PEN in London.

Bernadette Conrad widmet sich in ihrem Essay einem »Draußenmenschen« (S. 25): Marta Feuchtwanger, bekannt als Gattin des erfolgreichen Schriftstellers Lion, aber weniger bekannt als Autorin. 1983 veröffentlichte sie in ihrem kalifornischen Exil ihre Lebenserinnerungen

Nur eine Frau. Die Villa Aurora, die sie selbst gestaltet hatte, blieb bis zu ihrem Tode 1987 ihr Zuhause: »Ich mag Kalifornien lieber, weil es [...] wie ein – Donnerstag ist. Am Mittelmeer ist immer Sonntag.« (S. 27) Mit Sonntagen kam sie als »eine Frau der Tat« (S. 27) schwer zurecht. Martas »Haus mit Ausblick« (S. 27), in dem sie 29 Jahre allein gewohnt hat – ihr Mann war 1958 gestorben –, gehört heute der University of Southern California.

Zwar waren seine beiden Schul- und Jugendromane *Der Kampf der Tertia* (1928) und *Die goldne Horde* (1931) erfolgreich, doch geriet Wilhelm Speyer nach dem Krieg in Vergessenheit. Erich Kästners Bücher waren die Longseller. Wegen seiner jüdischen Abstammung verließ Speyer Deutschland 1933 und emigrierte über Österreich und Frankreich in die USA, wo er sich zunächst mit einem Einjahresvertrag von Columbia und Metro Goldwyn Mayer durchschlug – er verdankte ihn, wie viele andere deutsche Exilautoren, dem Agenten Paul Kohner, der seit den Zwanzigerjahren in Hollywood tätig war. 1949 kehrte Speyer nach Europa zurück und lebte bis zu seinem Tod am 1. Dezember 1952 in Riehen bei Basel. In seinem Nachruf würdigte Alfred Döblin ihn als einen Schriftsteller, »der in der Geschichte der deutschen Literatur wohl nicht eine der markantesten Stellen ausfüllen wird, denn er war [...] nicht ein Mann der großen Gebärde, aber das Einmalige seiner Art, die feinen Töne festzuhalten, [...] wird seinen Lesern ein freudiges Wunder [...] bleiben.« (S. 37) Für jenen, der in dieser Anthologie über ihn schrieb – Martin Dreyfus –, war es so.

»Wer war Arthur Holitscher?«, fragt sich Peter Finkelgruen. Seine Antwort ist ein Essay, das ein *Leben in der Pendelbewegung* nachzuvollziehen sucht. Sohn jüdischer Eltern, 1869 in Pest/Ungarn geboren, beschrieb Holitscher den west-

lichen Kapitalismus in *Amerika Heute und Morgen* (1912), den östlichen Kommunismus in *Drei Monate in Sowjet-Russland* (1921). Dann zog es ihn nach Asien, dem er ebenfalls ein Buch widmete: *Das Unruhige Asien. Reise durch Indien – China – Japan* (1926), und in den Nahen Osten (*Das jüdische Palästina* erschien 1922). Der Reiseschriftsteller hätte sich sein Leben unterwegs nicht leisten können, wäre er nicht ehe- und kinderlos gewesen – und hätte er nicht in Samuel Fischer einen dankbaren Abnehmer seiner Reiseberichte gefunden. Holitscher nannte sein Leben »Pendelleben« (S. 40), seine Identität »Pendelidentität« (S. 40). Dabei stellte er sich unentwegt die Frage: »Was bewirkt die Verzweiflung an dem Gefühl des Dorthin-Nichtgehörens, wo man ist, und die Sucht, noch vollkommenere Einsamkeit in dem Unbekannten zu erlangen?« (S. 40) Die existenzielle Suche Holitschers endete mit seinem Tod in einer Genfer Unterkunft der Heilsarmee im Oktober 1941, krank und verarmt. Seine Werke gehören heute zur »verwaisten Literatur« (S. 45).

Nicht »verwaist« sind die Werke von einigen Autoren, die ebenfalls in dieser Anthologie gewürdigt werden. Uwe Friesel knöpft sich Klaus Mann vor und rekonstruiert die *Karriere eines Urteils* (S. 47), das mit Manns Roman *Mephisto* verbunden war und sich bei Maxim Billers Roman *Esra* wiederholte. Ein Urteil, das es schwer macht, »zwischen demokratischer Rechtfindung und diktatorischer Zensur zu unterscheiden«. Stefanie Golisch wagt sich ins *Herz der Finsternis* (S. 57) und beleuchtet ihre eigene »ost-westfälische Provinz« (S. 56) aus der Perspektive einer Autorin, die Arthur Koestlers *Sonnenfinsternis* erst spät rezipiert hat: »Es heißt, dass Begegnungen mit Büchern im Idealfall zu einem Zeitpunkt erfolgen, an dem Autor und Leser sich auf einer Art Augenhöhe vergleichbarer Erfahrungen oder Denkbewegungen be-

finden.« Golisch erzählt, wie sie die *Sonnenfinsternis* antiquarisch erwarb und sich auf das abgenutzte Buch mit vielen handschriftlich vermerkten Kommentaren wie »So ging es uns in Dresden« stürzte. Die Notizen zeugen von der Nähe Koestlers zu dem Schicksal aller Menschen, die wegen ihrer unideologischen Haltung, der Verachtung von Denkverboten und Dogmen in Isolationshaft geraten waren. Koestler, 1905 als Sohn eines jüdischen Industriellen geboren, war zunächst dem Irrtum erlegen, auf alle großen Menschheitsfragen habe der Kommunismus die passende Antwort. Doch als er 1932 die Sowjetunion bereiste und die Gräueltaten im Namen der »Menschheit« ausgerufenen Diktatur erlebte, trat er aus der KPD aus. Als Kriegsberichterstatter geriet er im Spanischen Bürgerkrieg in Haft und wurde zum Tode verurteilt. Im Zuge eines Gefangenenaustausches wurde er freigelassen. – Das nackte Dasein vermag am überzeugendsten politische Utopien, die sich oft hartnäckig in den Köpfen festsetzen, zu dekonstruieren.

Zu den nicht »verwaisten« Literaten zählt auch Annette Kolb. Den Versuch einer *Annäherung* (S. 61) unternimmt Gisela Holfter und konstatiert: »Es wird wieder etwas mehr zu Annette Kolb geschrieben.« (S. 66) Kolbs Roman *Die Schaukel* konnte erstaunlicherweise 1934 erscheinen: Die beschriebene Jugend eines Münchner Mädchens aus einer deutsch-französischen Familie, das Alter Ego Kolbs, schien unpolitisch zu wirken, obwohl darin ein Satz vorkam wie: »[...] wir sind heute in Deutschland eine kleine Schar von Christen, die sich ihrer Dankesschuld dem Judentum gegenüber bewußt bleiben« (S. 63). Trotzdem war Kolb als überzeugte Pazifistin bereits 1933 geflohen. Ihre Exilzeit verbrachte sie in der Schweiz, in Luxemburg, Irland und den USA. Im Oktober kehrte sie aber nach Europa zurück und lebte in Irland, der Schweiz und Frankreich.

Als 98-Jährige reiste sie nach Israel und erfüllte sich damit einen »langgehegten Wunsch« (S. 66). Zwei Monate später starb sie.

Thomas B. Schumanns Essaytitel *Walter Mebring – Im Exil seit der Geburt* (S. 109) trifft auf alle in dieser Anthologie behandelten Dichter und Schriftsteller zu – neben den bereits erwähnten werden auch Hermann Adler, Friederich Torberg, Ernst Toller, Alfred Döblin, Fritz Beer, Kurt Kläber, Alfred Wolfenstein, Hermann Kesten, Hans Habe, Friedrich Bergammer, David Luschnat, Rudolf Olden Martin und Charlotte Beradt gewürdigt. Mehring, der »Sprachkünstler ersten Ranges«, wie ihn Friedrich Dürrenmatt nannte (S. 111), war es gelungen, stellvertretend für sie alle, die Verse zu dichten: »Und das bisschen Vaterland / Die trägt der Emigrant / Von Mensch zu Mensch – von Ort zu Ort / An seinen Sohl'n, in seinem Sacktuch mit sich fort« (S. 113). *Ingeborg Szöllösi*

Rosemarie Bovier: Heimat ist das, wovon die anderen reden. Kindheitserinnerungen einer Vertriebenen der zweiten Generation. Göttingen: Wallstein Verlag 2014. 160 S., zahlreiche Abbildungen.

Rosemarie Bovier hat die Erinnerungen an ihre Kindheit in der Bundesrepublik der 1950er-Jahre festgehalten und mit einer Auswahl an Fotografien in einem ansprechend gestalteten Band veröffentlicht. Doch handelt es sich bei dieser Publikation nicht um die Beschreibung kindlichen Erlebens, das in eine Chronologie familiärer Geschehnisse eingeordnet wird, wie man dies womöglich erwarten würde. Bovier fügt ihre Kindheitserinnerungen in einen größeren historischen Kontext ein und hinterfragt sowohl ihre eigene Wahrnehmung als auch die Schilderungen der Erwachsenen. Erinnerter Szenen bewertet sie kritisch,

verbindet sie durch Vor- und Rückblenden mit den Erzählungen der Familienmitglieder und mit ihren Erkenntnissen aus späteren Recherchen. Die Erzählperspektive Boviers wechselt zwischen ihr als erwachsener Erzählerin und der »Stimme« des Kindes. Mitunter werden die erinnerten Aussagen der Mutter oder der Verwandten in der Ich-Form und teilweise im Dialekt wiedergegeben. Dieser Perspektivenwechsel, die zeitlichen Vor- und Rückgriffe und die Reflexionen machen die Kindheitserinnerungen zu einer spannenden Lektüre.

Aufgewachsen ist Bovier zwischen zwei Welten: dem *derböm*, der erzählten früheren »Heimat« ihrer Familie in Brestowatz (serb. Bački Brestovac) in der Batschka, und dem *döbaus*, ihrer eigentlichen kindlichen Erfahrungswelt bei Obersuhl in Hessen in einem ehemaligen Arbeitsdienst- und Gefangenenlager, das nach dem Zweiten Weltkrieg zur Barackensiedlung ausgebaut wurde. Etwa zwanzig Familien aus dem Dorf ihrer Eltern hatte es zwangsweise dorthin verschlagen. Für die Erwachsenen war *döbaus* nicht der »richtige« Ort, an dem sie leben möchten. Unentwegt kehrten die Brestowatzer gedanklich nach *derböm* zurück. Die verlassene, vermeintlich geordnete Lebenswirklichkeit in der Batschka diente ihnen als Maßstab für alle Vorgänge in Hessen. Bovier jedoch wurde nicht in Brestowatz, sondern als eine der ersten in Westdeutschland geboren. Die Erfahrung dieser liminalen Familiensituation führt sie zu der Feststellung, die auch den passenden Titel des Buches bildet: »Heimat ist das, wovon die anderen reden.«

Ihre eigene Verortung bleibt unbestimmt, aber vielleicht machte gerade dieser Umstand sie zu einer genauen Beobachterin. Den Leser lässt Bovier an ihrer recht behüteten Kindheit in einer familiär scheinenden Gemeinschaft in der Barackensiedlung teilhaben. Es gab unter

den Erwachsenen nur marginale Kontaktpunkte zum Leben der Obersuhler. Die gegenseitige Abneigung zwischen den Brestowatzern und den Alteingesessenen manifestierte sich durch die Entstehung der Barackensiedlung am Rande des Dorfes auch räumlich. In dem hessischen Dorf waren die Flüchtlinge offenbar wenig willkommen. In der Flüchtlingssiedlung wiederum sträubte man sich gegen den möglichen Zuzug aus Obersuhl. Als Kind jedoch bewegte sich Bovier zwischen den gesellschaftlichen Gruppen und Erfahrungswelten, seitdem sie den Kindergarten und die Schule besuchte. Sie musste das Dorf durchqueren, das ansonsten gemieden wurde, und sie lernte erst in der Schule die offiziellen Bezeichnungen der Flüsse, Berge und Dörfer der Obersuhler Umgebung kennen. Ihr mentales »geographisches Ordnungssystem« (S. 109) umfasste zuvor hauptsächlich die Gegend um Brestowatz.

Bovier schätzte einerseits offenbar die geschützte und vertraute Atmosphäre in der Barackensiedlung, aber sie macht deutlich, dass das gegenseitig überwachte Leben andererseits eine starke soziale Kontrolle mit sich brachte. Es entsteht der Eindruck einer so genannten Parallelgesellschaft. Dabei weist sie kritisch auf die im wörtlichen Sinne selbst auferlegte »Beschränktheit« der Bewohner hin. Sie hatten in der Batschka nicht Serbisch oder Kroatisch gelernt und blieben auch in Hessen bei ihrem Brestowatzer Dialekt. Es waren die Versuche, sich jeweils als Gemeinschaft von der Umgebung abzugrenzen. Nationalitätenprobleme standen hierbei nicht unbedingt im Vordergrund, sondern vielmehr eine konservativ orientierte Dorfgemeinschaft, die sich unter anderem über ihre regionalen Sprach- und Essgewohnheiten und spezifische Kleidungsregeln, etwa in Abgrenzung zur »Großstadtmode«, identifizierte. Ihr Zusammenhalt beruhte allerdings ebenso auf den »Ge-

heimnissen« einer schuldbehafteten Vergangenheit. Aus dem Ordnungssystem dieser Gemeinschaft brach die junge Generation zunehmend aus und spätestens mit der Auflösung der Barackensiedlung bei Obersuhl in den 1970er-Jahren zerfällt es.

Ein bemerkenswerter Aspekt des Buches liegt darin, dass Boviers Kindheitserinnerung zugleich als ihre eigene Emanzipationsgeschichte gelesen werden kann. Geht man davon aus, dass »Familiengeschichten« die Überlieferung und Aktualisierung familiärer Erinnerungsbestände darstellen und von den einzelnen Mitgliedern häufig die Wahrung der Identität und Verpflichtung zur Loyalität einfordert,¹ so ist Boviers kritische Distanzierung als ungewöhnliche Erinnerungsleistung anzuerkennen. Für das Buch hat sie nicht nur ihre Eltern und Verwandten befragt, sich Fotografien zeigen und erläutern lassen, sondern auch Archive und Museen sowie das heute serbische Bački Brestovac besucht. Sie kennt die Erzählungen der Elterngeneration ausgesprochen gut, nimmt ihre Ungereimtheiten allerdings nicht unwidersprochen hin. Es mögen alltägliche, geringfügige Anlässe gewesen sein, die sie zweifeln ließen. So etwa die Erzählung der Mutter vom sommerlichen Bad der Brestowatzer Mädchen im unzumutbaren Rock, der das Schwimmen beeinträchtigte. Badeanzüge wie in Deutschland hätte es in der Batschka nicht gegeben. Doch Jahre später stellte Bovier fest, dass auf Fotografien ihrer Verwandten sehr wohl auch Mädchen im modischen Badeanzug in Brestowatz zu sehen sind und das Tragen eines solchen vielmehr von Schicht und Status abhing.

¹ Unter Bezugnahme auf Angela Kepplers Studie zu Tischgesprächen (1994) vgl. Harald Welzer: Krieg der Generationen. Zur Tradierung von NS-Vergangenheit und Krieg in deutschen Familien. In: Klaus Naumann (Hg.): Nachkrieg in Deutschland. Hamburg 2001, S. 552–571, hier: S. 559.

Offensichtlich führten Unstimmigkeiten wie diese zu einer grundlegenden Skepsis der Autorin. Sie recherchierte beharrlich weiter und ging der Frage nach, wie – hinter den romantischen Familiengeschichten – das tatsächliche Leben in der Batschka ausgesehen haben könnte.

Ihre Zeitzeugenschaft ist hier gerade nicht mit dem alleinigen Opferstatus verknüpft,² der von der Elterngeneration offensichtlich vermittelt wurde. Sie thematisiert vielmehr die Zugehörigkeit einiger Brestowatzer zur SS und deren Mitschuld an den Verbrechen des Nationalsozialismus, wovon sie selbst erst aufgrund ihrer Nachforschungen erfahren hatte. Somit erklären sich zum Teil auch die Bindungskräfte der Brestowatzer Gemeinschaft in der Barackensiedlung.

Einige Formulierungen, die den historischen Kontext betreffen, scheinen allerdings zu Boviers eigenen Erkundungen im Widerspruch zu stehen. So wird zum Beispiel die alleinige Kolonisierungsaufgabe der Deutschen in der Batschka thematisiert. An anderer Stelle macht die Autorin aber durchaus deutlich, dass Serben bereits vor diesen in Brestowatz angesiedelt worden waren. In ihren Erzählungen werden die jüdischen Nachbarn und andere ethnische Gruppen berücksichtigt und doch ist mitunter von »rein deutschen« oder »rein serbischen« Dörfern die Rede

(S. 52).³ Ebenso auffällig scheint die Verwendung der Begriffe Vertreibung oder Vertriebene. Bovier berichtet, dass vierzig Brestowatzer Familien, darunter ihre Eltern mit ihren Brüdern, sich bereits im Oktober 1944 dazu entschlossen hatten, das Dorf in der Batschka zu verlassen, um sich vor der sowjetischen Armee und den Partisanen in Schutz zu bringen. Genau genommen zählen sie daher zu denen, die geflohen waren. Doch da sie offenbar nicht zurückkehren konnten, bezeichneten sie sich selbst als Vertriebene. Dies zeugt von der Ausweitung des Begriffes »Vertreibung«, der eigentlich implizierte, es hätte sich allein um Opfer gehandelt. Demgegenüber ist es das Verdienst des Buches zu zeigen, wie ambivalent die Rolle der Beteiligten war. Es wäre daher wünschenswert, wenn die zweite und dritte Generation der Flüchtlinge und Vertriebenen sich den Inkonsistenzen familiärer Erzählungen ebenso intensiv und kritisch wie Bouvier widmen würden. *Cornelia Eisler*

Zsófia Bán: Als nur die Tiere lebten. Aus dem Ungarischen von Terézia Mora. Berlin: Suhrkamp 2014. 204 S.

Zsófia Báns Kurzgeschichtensammlung reflektiert »die bunte, aber gut kartografierbare Mannigfaltigkeit der Welt« (S. 133) in einprägsamen Bildern mit vielfältigen kulturellen Nuancen, die Terézia Móra dem deutschen Publikum in einer schwungvollen Sprache vermittelt.

Die zeitliche Referenz im Buchtitel deutet auf die Vergangenheit aus der Perspektive eines Kindes hin und heißt »lange her«, wozu aber auch gestern zählt. (S. 191) So betrachtet hält der Leser ein »Erinnerungsbuch« in der Hand, das Vergangenheit nicht linear erzählt, sondern Mosaiksteine aneinanderreih, die individuelle und kollektive Erinnerungen rekonstruieren. Die 15 Erzählungen, die hauptsächlich um die Themen der

2 Vgl. Martin Sabrow: Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen zwei Welten. In: ders., Norbert Frei (Hgg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945. Göttingen 2010, S. 13–32.

3 Vgl. zur historischen Auslegung: Gerhard Seewann: Siebenbürger Sachse, Ungarndeutscher, Donauschwabe. Überlegungen zur Identitätsproblematik des Deutschtums in Südosteuropa. In: Ders. (Hg.): Minderheitenfragen in Südosteuropa: Beiträge der Internationalen Konferenz: The Minority Question in Historical Perspective 1900–1990, Inter University Center Dubrovnik, 8.–14. April 1991. München 1992 (Untersuchungen zur Gegenwartskunde Südosteuropas, 27; Südostdeutsches Kulturwerks: Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks: Reihe B, Wissenschaftliche Arbeiten 52), S. 139–153, hier: S. 144.

Emigration und der ständigen Suche des Ichs kreisen, lassen trotz des ersten Anscheins »das zähe auseinanderlaufende Leben« in eine »kompakte, runde« Geschichte münden (S. 188), in der die konkreten Bilder – vom Röntgenbild bis zu Bewegungsbildern (Film) – wiederkehrende Motive sind und etwas vermitteln, »das einem sonst nicht gewährt wird, ein Erlebnis, das uns gehört, ohne dass wir in der Lage wären, es zu besitzen, denn es gehört immer dem Anderen, dem nämlich, der es sieht, dem, der es weiß, dem, der es erzählt, es aufschreibt, dokumentiert und archiviert« (S. 10).

Wie die in den unterschiedlichen Erzählungen geschilderten Erinnerungsbilder zusammenhängen, veranschaulicht z. B. *Keep in touch*, in der über das Fotografieren von Lebensmomenten nachgesonnen wird. Das Bedürfnis, die Puzzlestücke der einzelnen Erzählungen zusammenzufügen, hat der Leser dennoch nicht unbedingt, da ihn die Texte durch die Polyphonie der Sprache sowie Einblicke in unterschiedliche Welten faszinieren. Mal wird er in ein Budapester chinesisches Restaurant eingeladen, mal an den Strand von Rio de Janeiro mitgenommen. Übergangsräume wie ein Taxi, ein Flugzeug oder ein Altersheim sind weitere Schauplätze dramatischer Augenblicke. Die geschilderte Gefühlsskala reicht von den unterschiedlichen Facetten der Liebe bis hin zur Ohnmacht und Abscheu, wobei subtiler Humor und geistreiches Jonglieren mit Klischees (u. a. bezüglich Amerikanern und Ungarn) die stellenweise bedrückende Stimmung auflockern (z. B. *Das Museum der Dinge*).

Der theoretischen Kernfrage des Buches, was das Wesen eines Bildes ausmacht, geht u. a. die *Kurze Geschichte der Fotografie* nach, die einem Essay am nächsten steht. Das Bild »hat Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, eine Geschichte und ein Gedächtnis, mit einem Wort, es hat alles« (S. 37). Die Geschich-

te wird jedoch »erst später geschrieben« und kann dadurch nicht mehr als eine subjektive Perspektive auf die Wirklichkeit, d. h. ihre Interpretation, sein. In diesem Sinne bleibt es offen, ob auf einem abgedruckten Foto Arbeitsdienstler oder Soldaten aus dem Wehrdienst zu sehen sind. (S. 39) Dasselbe Phänomen wird auch an einer anderen Stelle festgehalten, die das Bild als »bearbeitete Zeit, die uns in den Schoß gefallen ist« (S. 161) definiert. »Die fehlenden Teile« einer Bilderreihe füllt die eigene Phantasie aus (S. 162), sodass ein Film zustande kommt. Auf der Metaebene wird also der Leser erneut auf den Zusammenhang Bild – Narration hingewiesen und »wer es nicht aushält, braucht es nicht zu sehen: das hier ist die Filmprosektur« (S. 175). Die »Regeln der vraisemblance« (S. 186) werden auch in *Wir rennen in die Revolution* erläutert, jedoch diesmal mit der Warnung, dass Zusammenhänge nicht sofort hergestellt werden müssen. (S. 181) Analoge metatextuelle Exkurse sowie die intermedialen Spiele (Fotos, Film) sind von der wissenschaftlichen Tätigkeit der Autorin geprägt, die auch als Dozentin, Literatur- und Kunstkritikerin tätig ist und deren theoretische Ader sich an ähnlichen Stellen zeigt.

Was allgemein in Bezug auf die Bilder festgestellt wird: »plus ça change, plus c'est la même chose« (S. 37), gilt auch für die Themen der Kurzgeschichten. Je mehr sie variiert werden, desto mehr kommen sie dem Freud'schen Motto des Buches näher: »Die Liebe ist Heimweh.«

Erzählungen wie *Frau Röntgens Hand*, *Gift*, *Armani* und *die Liebe* zeichnen Variationen der Einsamkeit in unterschiedlichen Lebenssituationen: in einer Ehe, im Exil oder im Altersheim. In diese Reihe passt auch die Figur der bekannten ungarischen Schauspielerin Katalin Karády, die das Schicksal der den Pfeilkreuzlern Widerstand leistenden Einzelgängerin veranschaulicht, die ins Aus-

land flüchtet. Die iterativ angedeutete ungarische Judenvernichtung gehört zu den Leitmotiven von Báns Schriften, die als Kind von Holocaust-Überlebenden in Rio de Janeiro aufgewachsen ist.

Die gestörte Beziehung zur Vergangenheit gehört ebenso zu den wiederkehrenden Themen des Bandes. Eine der gelungensten Kurzgeschichten, *Drei Versuche mit Bartók*, erzählt von der Heimreise einer vor vierzig Jahren aus Ungarn nach Brasilien ausgewanderten Frau und ihrem Versuch, das durch die Flucht verlorene Erinnerungsvermögen wiederzugewinnen. Der Text vermittelt den »Geruch der sich zersetzenden Zeit« (S. 55), und dem Ich bleibt nichts anderes übrig, als sich zu erinnern (S. 57), wenn es sich wieder (er)finden möchte. Die Erstarrung des Ichs in der exotischen Ferne unterstreicht ein mehrfach wiederholtes Zitat, das durch die kursive Schrift die früher eingetretene absolute Entfremdung abbildet: »die Zeit hat ihr Gesicht in eine viereckige Form gegossen« (S. 64). Zuletzt ist es die Musik, die die Form mit Inhalt füllen kann und lang verloren geglaubte Gefühle erneut weckt. Andersorts wird zugleich die Vergesslichkeit der Sinnesorgane dargestellt (*Fleisch*).

Genderspezifische Aspekte der Liebe, die Báns Schriften prägen, genauso wie gestörte Beziehungen zu Eltern (hauptsächlich Müttern) oder die Gier nach körperlicher Lust sind weitere wiederkehrende Topoi. Die Rolle der Sprache bei der individuellen (aber auch kollektiven) Verarbeitung der Vergangenheit wird ebenso reflektiert: »Warum gibt es im Ungarischen keine Vorvergangenheit?, warum muss man die Dinge der Vergangenheit immer in denselben gemeinsamen Müllcontainer werfen, warum gibt es keine Trennung [?]« (S. 97) Der Grund des undifferenzierten Umgangs mit der Vergangenheit wird dennoch nicht enthüllt.

Báns assoziative Schreibweise ergibt ein dichtes Textgewebe, in das englische Songzeilen, portugiesische Einschübe oder ungarische Referenzen eingewoben werden. Die Sammlung stellt hohe Ansprüche an den Leser und lässt sich nicht immer einfach erschließen, was jedoch die Lust am Lesen keineswegs mindert. Dass die Geschichten auch in der deutschen Übersetzung so wirkungsvoll sind, verdanken sie der übersetzerischen Leistung.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Bán in ihrem minutiös durchkomponierten Buch, das mit dem unbestimmten X des Röntgen-Bildes anfängt und im absoluten Weiß eines gelungenen Fotos endet, die gewählten Themen nicht in ihrer Ganzheit zu reflektieren versucht, sondern nur die »Spitze des Eisbergs« (S. 193) zeigt, die sie in rätselhaften, stellenweise skurrilen und befremdend wirkenden, aber immer faszinierenden Bildern schildert. *Enikő Dác*

Terézia Mora: Nicht sterben. Frankfurter Poetik-Vorlesungen. München: Luchterhand Literaturverlag 2015. 160 S.

Terézia Mora hielt im Wintersemester 2013/14 an der Frankfurter Goethe-Universität ihre – der Tradition entsprechend – fünf Poetik-Vorlesungen mit dem Titel *Nicht sterben*, die nun auch in Buchform vorliegen. Mora behandelt – wie viele ihrer Ahnen – Probleme zeitgenössischer Dichtung, indem sie die Frage stellt, was Literatur heute leisten kann und leisten muss. Ihrem großen Vorbild Ingeborg Bachmann ähnlich, gehört auch zu Moras *ars poetica*, dass durch die Literatur ein erkenntnishafter Ruck gehen muss, der mit einer neuen Gangart (S. 131) der Sprache zu erreichen ist: »der Bereich, in dem es an Worten fehlt, ist derjenige, in den der Schriftsteller hineinschreibt«. (S. 126) In den fünf Vorlesungen geht es darum, der eigenen Zeit einen Spiegel

vorzuhalten, indem man die Sprache und den Satz findet, die dies ermöglichen. Im Fokus steht also eine unaufhörliche und sich ständig neu einstellende, oft qualvolle Suche nach dem richtigen Ausdruck für das Erlebte, Imaginierte und Evozierte. Nach Meinung der Autorin ist alles, wofür eine Sprache gefunden werden kann, möglich, und es ist Aufgabe der Literatur dies auch zu zeigen, also sprachlich zu erzeugen, selbst wenn man in Grenzbereiche der Sprache vordringen muss. (S. 130) Die Wahrheit ist den Menschen zumutbar (S. 133), heißt es in Anlehnung an Bachmann, und das deklarierte Ziel Moras ist, die Wahrheiten, die sichtbar gemacht werden können, auch wirklich ans Tageslicht zu bringen.

Die Vorlesungen, die eine Reflexion des gesamten bisherigen Œuvres darstellen und einige Kostproben – zum jeweils erörterten Thema passende Textpassagen – bringen, sind gewissermaßen chronologisch geordnet. Das Nachdenken beginnt mit der Entstehung des ersten Erzählbandes, *Seltsame Materie*, und endet mit Überlegungen über die Frauenfigur des letzten Romans, *Das Ungeheuer*. Den ersten Prosaband versteht die Autorin als »Orientierung am Mitgebrachten«. (S. 23) Von der deutschen Erzählposition geht der Schritt zurück in die Vergangenheit, indem sich das in Ungarn Erlebte einen sprachlichen und literarischen Ausdruck erschließt. Die verbissene Suche nach dem Satz als Autorin ist jedoch in erster Linie nicht dem Umstand geschuldet, dass Mora wegen des Landeswechsels, der zwangsläufig zu einem Verstummen führt, auf der Suche nach Ausdruck ist. (S. 12) Es geht bereits hier um das Aufspüren der literarischen Darstellungsmöglichkeit, der poetischen Sprache, die geeignete sprachliche und narrative Form, die für jedes Buch eigentlich neu gefunden werden muss. Betont wird, dass das Autobiographische, das Erlebte selbstverständlich eine Rolle

spielt, was aber keinesfalls als dokumentarisch verstanden werden darf, da sich alles im Als-Ob bewegt. (S. 17) Der Akzent liegt bereits bei der ersten Vorlesung weniger auf dem Inhaltlichen als auf der Suche nach dem Satz, der die Geschichten erst möglich macht.

Die nächste Vorlesung behandelt in erster Linie *Alle Tage*, den ersten Roman Moras, reflektiert jedoch auch über den *Einzigsten Mann auf dem Kontinent* und dessen Hauptfigur Darius Kopp. Im dritten Teil gibt es einen Überblick über die wichtigsten Figuren und Nebenfiguren von Moras Prosa, wobei jedoch neben der Chronologie auch eine Art Entwicklung zu erkennen ist. Es geht um den Prozess, wie die Autorin von den dominanten Außenperspektiven der ersten Bücher immer mehr in das Innere der Figur vordringt, was dann im *Ungeheuer* in der Flora-Figur seinen Kulminationspunkt findet. Im vierten Kapitel bekommen die Fragen nach Topografien der Literatur und ihre gleichzeitige Negation einen wichtigen Stellenwert, indem die Rolle von Recherchereisen erörtert wird. Das abschließende fünfte Kapitel richtet den Blick auf mögliche Darstellungsweisen des bis dato letzten Romans, *Das Ungeheuer*, fokussiert aber nicht mehr auf Darius, sondern auf die weibliche Hauptfigur und die Möglichkeiten, die Grenzgänge des Erzählens und der Sprache: das Extreme an Drastik, Schmerz, Auflösung darzustellen, die verborgenen Innenräume einer Figur auszuloten.

Trotz dieser erkennbaren ordnenden Bögen wie Chronologie und Entwicklung sollte nicht der Eindruck entstehen, dass es in diesem Textgeflecht wirklich »ordentlich« zugeht. Der Grundtenor aller fünf Vorlesungen ist vielmehr das Preisen der Bewegung, des Transitorischen, ja sogar des Metamorphotischen, also der Auflösung von Grenzen der herkömmlichen Ordnung. In diesem Zusammenhang kann auch der Titel

der Vorlesungsreihe gedeutet werden. Zum einen ist man auf Narrativen, auf Geschichten, auf das ständige Weitererzählen der selben Geschichten, also auf eine statische Wiederholung angewiesen, um nicht zu sterben, zum anderen wird aber auch klar, dass man diese Geschichten auch hinterfragen, von ihnen abrücken muss, um am Leben zu bleiben. Bewahren und Verändern, beide sind lebensnotwendig, der Akzent verschiebt sich im Gedankengang jedoch auf die Bewegung, denn man muss – so die Erkenntnis – aus seiner Höhle kommen und umherziehen, um nicht zu sterben. Dieses Aus-der-Höhle-Kommen wird in den Vorlesungen auf verschiedenen Ebenen durchgespielt: Die Autorin muss das tun, ihre Figuren, aber auch der Leser. Jeder muss sein bequemes Versteck, in dem er sich bereits eingerichtet hat, verlassen, um Neues zu erleben, sich neu zu erleben, um sich immer wieder zu versichern, dass er noch am Leben ist.

Die bereits durch den Titel akzentuierte Bewegung entwickelt sich zum dominanten Zug der fünf Vorlesungen. Das Transitorische ist nicht allein im Thematischen (Migration, Umherirren in einer Stadt und in Europa oder im eigenen Ich) der hier präsentierten Erzähltexte signifikant, sondern auch in ihrer Form, in der Textarchitektur, in den wechselnden Perspektiven, den deterritorialiserten Orten und in einer solchen Sprache oder im Ineinanderfließen verschiedener Zeitebenen. Dieser Darstellungsmodus herrscht auch in den Poetik-Vorlesungen Moras vor. Denn trotz der scheinbar chronologischen Anordnung ist alles, das ganze Œuvre, gleichzeitig präsent. Selbstverständlich überrascht dies nicht, da die Vorlesungen im Rückblick, als Erinnerungsprozess entstehen und eine Art Fazit der bisherigen Tätigkeit der Autorin reflektieren und re-konstruieren. Die Erzählweise ist sprunghaft assoziativ, es gibt verschiedene Erzählinstanzen, eine

Schwankung von Ich und Du und auch typographisch markierte Übergänge. Die gleichzeitige Präsenz verschiedener Zeitebenen, das Fließen der Grenzen zwischen Gegenwart und Vergangenheit bzw. Zukunftsplänen wird durch das Ineinanderblenden von Orten noch zugespitzt. Japan, Rom, die ganze Reise von Berlin nach Georgien etc. werden Eins, ein Erlebnis- und Erkenntniskonglomerat, aus dem sich die Literatur Moras und so auch dieser Band speist. Alles wird zum Jetzt und Hier, denn Erlebtes, Beobachtetes und Angelesenes etc. gehen in das Medium der Sprache, in die Form des Satzes über und verlieren ihre zeitliche und territoriale Bindung. Das Modell hierfür ist ein indischer Weiser, der in Japan zur Göttin der Barmherzigkeit wird. Der Umzug auch als Metamorphose von Mann zu Frau, vom Menschlichen zum Göttlichen deutet Grenzauflösungen an, die im Fokus der Texte stehen.

Trotz der Bestrebung in Grenzbereiche vorzudringen, ja sie aufzulösen, lässt Mora nicht in Vergessenheit geraten, dass manche kulturellen Grenzen, wenn es um das Wesentliche, also nicht nur um die Oberfläche geht, vielleicht doch nicht so einfach zu überwinden sind. Denn Grenze weist hier auch auf eine nie auslöschbare, nie zu eliminierende radikale Fremdheit hin, die Moras Texte von Grund auf prägt.

Die Autorin gewährt im vorliegenden Band einen sehr offenen, ehrlichen und persönlichen Einblick in ihre Schreibwerkstatt, zeigt die Genese ihrer emblematischen Figuren und wie sich die minutiös erarbeiteten Einzelheiten zu einem großen Ganzen fügen. Das Doppel von einerseits Selbstdisziplin, Beherrschung des Textes und andererseits Zufall spielt dabei eine genauso wichtige Rolle wie der nötige »Hoffnungsvorrat« (S. 7), der es überhaupt erst ermöglicht, dass die Autorin in die fiktive Welt einsteigt.

Der Schreibprozess ist von strengster Disziplin und ständiger Selbstreflexion geprägt, was die dialogische, polyphone Struktur, die Konfrontation verschiedener Stimmen und Sichtweisen hervorbringt. Diese Vorgehensweise der Erzähltexte ist auch in den Vorlesungen zu entdecken und artikuliert eine Welt-sicht, die darauf besteht, alles vor einer Verfestigung zu bewahren, indem man Möglichkeitsräume öffnet.

Terézia Mora nimmt uns mit ihren Frankfurter Poetik-Vorlesungen auf eine spannende Reise in eine Welt der Möglichkeiten mit, wobei sie unsere Gegenwart durch ihre Brille aufscheinen lässt. Die Reise geht auch in fremde und vermeintlich wohlbekannte Welten, wobei das scheinbar Fremde oft vertraulicher erscheint als die nächste Nähe. Wir wandern auf einer imaginären Landkarte durch Kontinente, wobei auch der dunkle Kontinent des menschlichen Inneren zu einer zentralen Etappe der Reise wird. Verfestigte Positionen, Erstarrungen werden radikal durchbrochen, denn Moras Credo ist, dass wir Geschichten brauchen, die uns so oder so in Bewegung setzen, damit wir nicht sterben.

Erika Hammer

Joachim Stall, Uwe Pelger: Freiheit in Kinderschuhen Teil 1: Das Leben vor und nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Deutschland: Fink e. V. 2015.

»Freiheit bedeutet für mich, der Mensch sein zu dürfen, der man ist.« Dies sagt eine der Protagonistinnen des Films *Freiheit in Kinderschuhen*: Magdalena Flade. Dass das manchmal nicht so einfach ist, zeigt dieser Film.

In Joachim Stalls Film *Freiheit in Kinderschuhen* erzählt Uwe Pelger, wie er die Welt hinter dem Eisernen Vorhang und die Zeit nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion empfunden hat. Selbst aufgewachsen in Siebenbürgen/Rumänien

und später nach Westdeutschland umgesiedelt, befragt er auch andere, wie sie diese Zeit in Siebenbürgen, der DDR oder der BRD erlebt, was sie gefühlt und gedacht haben. Hierbei kommen sowohl Freunde und Bekannte Pelgers zu Wort als auch prominente Persönlichkeiten wie der kürzlich verstorbene Hans-Dietrich Genscher, Horst Köhler oder der ebenfalls gebürtige Siebenbürger Peter Maffay.

Der Film erzählt in der Chronologie der Ereignisse bis in die Gegenwart, wie die Menschen den Unterschied zwischen Ost und West erlebt haben, und schildert die Abenteuer jener, die »übergemacht« haben. Uwe Pelger – aus dessen Perspektive der Film von einem Sprecher erzählt wird – begegnet den Menschen, befragt sie, beschreibt seine eigenen Eindrücke.

Angekommen in der Gegenwart, reflektieren die Befragten, was die Wende gebracht hat und was Freiheit für sie bedeutet. Durch Reenactment werden einzelne Erlebnisse der interviewten Personen bildlich nachvollziehbar gemacht.

Bis auf wenige handwerkliche Schwächen (gelegentliche Text-Bild-Scheren: Wenn zum Beispiel von der Inhaftierung des siebenbürgischen Nachbarn Radu Cocos in Rumänien erzählt wird, sind Bilder des DDR-Museums Pforzheim zu sehen; zudem ist die Musik unter Interviewpartien manchmal zu vordergründig) schildert der Film die persönlichen Empfindungen der Interviewten auf plausible Weise. Er wurde teilweise durch Crowdfunding, teilweise durch Unterstützung von Organisationen und Stiftungen finanziert. Zudem fand der Film ehrenamtliche Unterstützung in den Gewerken Musik, zweite Kamera, Ton und Organisation.

Gedacht ist der Film besonders für jene jungen Menschen, die die Zeit des Eisernen Vorhangs nicht erlebt haben. Das filmische Nachstellen von Erlebnissen (Reenactment) scheint dabei ein modisches Gestaltungsmittel der Wahl

zu sein. Der Kommentar des Protagonisten Pelger unterstreicht den Duktus des Persönlichen, wirkt stellenweise jedoch etwas bieder.

Optimistisch und persönlich in die Zukunft blickend, geht der Film der Frage nach, was Freiheit auch heute noch für die Menschen bedeutet. Dabei ist im Hinblick auf Europa auch der Status quo von Bedeutung: Welche Aufgaben stehen vor der heutigen Generation junger Menschen in Europa?

Angesichts einer wachsenden Zahl von Flüchtlingen, die totalitären Regimen und Terror entfliehen, die sich ebenso wie die Menschen damals nach einem besseren Leben in Freiheit sehnen, ist eben jene Freiheit nichts, die heute als gegeben angesehen werden kann.

Gerade nach der Verschärfung der Grenzkontrollen an den deutsch-dänischen und dänisch-schwedischen Grenzen zu Beginn dieses Jahres sowie den neueren Ereignissen in Polen (jüngst die Gesetzesänderungen zur Entmachtung des Verfassungsgerichtes und der stärkeren Kontrolle des öffentlich-rechtlichen Rundfunks), aber auch Ungarn und Frankreich (rechtsradikale Ressentiments und rechtspopulistische Strömungen) bleibt die Diskussion über den Freiheitsbegriff auch hier in Europa relevant.

Insofern ist das Thema des Films *Freiheit in Kinderschuh* aktuell und wird es wohl so lange bleiben, wie Freiheit in Gefahr ist.

Eymelt Sebmer

Weitere Informationen unter www.freiheitinkinderschuh.de

Dieter Schlesak: TranssylvANIEN. Roman. Ludwigsburg: Pop-Verlag 2014. 348 S.

Er schreibe an einem Roman »TranssylvANIEN«, erklärt der Ich-Erzähler dem Juden Adam Salmen, der Auschwitz überlebt hat und in seine siebenbürgische Heimatstadt Schäßburg (rum. Sighișoa-

ra) zurückgekehrt ist. Es komme ihm »fast blasphemisch« vor, das Schicksal der Juden mit dem der Siebenbürger Sachsen »zusammenzubringen«. Aber Adam ermutigt ihn ausdrücklich und argumentiert, »diese Familiarität des Bösen aus einer wahnsinnigen Naivität« (S. 166) habe Auschwitz möglich gemacht. Durch dieses Einverständnis gleichsam legitimiert, kann der Ich-Erzähler intensiv, weitgespannt und durch keinerlei *political correctness* eingeengt über Abschiede nachdenken.

Erzählerischer Ausgangspunkt ist der Tod der Mutter, die 1972 mit ihrer Familie aus Rumänien nach Deutschland ausgewandert war. »Sie hat sich leider immer für was Besseres gehalten.« (S. 25) Durch ihren Tod in eine Lebenskrise geraten, versucht der Sohn sich seiner selbst zu vergewissern, geht seinen familiären Wurzeln nach und besucht Schäßburg, wo er 1934 geboren wurde.

Bereits eine Reise der Mutter von Deutschland aus in die alte Heimat war »ins Wirkliche: ins Leere, in die Stadt der Geister« (S. 77) gegangen. Und auch der Sohn findet das alte, von Siebenbürger Sachsen dominierte Schäßburg nicht wieder, trifft nur noch wenige Bekannte aus früherer Zeit; aber die in Resten vertraute Stadt, vor allem deren Bergfriedhof, intensiviert seine Erinnerungen und seine Empfindungen. Begünstigt wird die Stärke seines Erlebens noch dadurch, dass er diesmal allein, ohne seine Frau Hannah, reist. Schmerzlich und unausweichlich erfährt er seine Heimatlosigkeit.

»Doch auch dort ist ja alles tot, gehört nicht mehr zu uns. Wie wir nicht mehr zu unserem Heimwehorte gehören? Erdenbürger, wo zu Hause? Nirgends? Erst der Tod wird uns gerecht? Und die Kirchenburgen an der Wand, alles nur im Foto; auch die Karte Siebenbürgens, nichts als ein Foto.« (S. 140)

Bewegt durch den Abschied von der Mutter ist der Sohn bereit (oder gewun-

gen), die Bedeutung auch anderer Abschiede zu sehen: die Änderung durch den Politikwechsel des rumänischen Königs im August 1944, die Deportation Tausender Siebenbürger Sachsen im Januar 1945 in die Sowjetunion, ihre Enteignung nach Kriegsende und schließlich ihre massenhafte Auswanderung vor allem nach Westdeutschland. Zuvor hatte es schon den großen Abschied der Juden gegeben, die in Konzentrationslager gebracht und ermordet wurden. Es hatte Sachsen gegeben, deren antisemitische Haltung durch den erstarkenden Nationalsozialismus in Deutschland weniger anstößig schien, die sich lautstark über die Besuche Hitlers, Görings und Goebbels' gefreut hatten.

Es fällt dem Erzähler schwer, die massenhafte Vernichtung jüdischen Lebens mit dem Schicksal der Siebenbürger Sachsen und erst recht mit seinem eigenen Abschied von der Mutter zusammen zu sehen. Im Laufe des Buches begreift der Ich-Erzähler, dass der Tod der Mutter »wie eine Chiffre« für ihn alles zusammenfasste, »was es nicht mehr gab« (S. 250). Auch sein eigenes Jung-Sein gab es nicht mehr; er musste begreifen, dass sein eigener Tod näher gerückt war und immer näher rückte. Ohne dass er einen Abschied gegen den anderen ausspielt, einen gegen den anderen aufrechnet oder gar relativiert, gelingt es dem Autor, eindringlich darzustellen, dass Abschiede dem Leben immanent sind, dass es ohne die Radikalität des Todes keine Radikalität des Lebens geben kann.

Dabei erliegt Schlesak nie der Versuchung, die Geschichte des 20. Jahrhunderts als Beispiel für eine vorgefertigte These zu nehmen, sondern aus den dargestellten Schicksalen ergibt sich für den gründlich denkenden, seine eigene Selbstbezogenheit erkennenden Protagonisten wie zwangsläufig die Erkenntnis, dass »es wahrscheinlich nirgends ein Zuhause gibt und auch nirgends geben kann« (S. 346).

Er bleibt nah an der siebenbürgischen Geschichte. Er spricht über die Inzucht in den nach außen abgeschotteten Gemeinschaften, über die Anfälligkeit für übertriebenen Nationalismus der meisten Siebenbürger, der »Klötze, vertrauensselig, sentimental, natürlich auch gerade und zuverlässig« (S.178). Und er erkennt in der Erziehung zu striktem Gehorsam, zur Autoritätshörigkeit eine der Hauptursachen für das Funktionieren der faschistischen Vernichtungsmaschinerie. Menschen wie der Lieblings-»cuss-eng« der Mutter, der SS-Mann Roland, waren durch ihre Erziehung leicht zu Handlangern der Mörder und schließlich selbst zu Mördern zu verformen. Diesen engen Zusammenhang macht Schlesak einleuchtend sichtbar, ohne dabei einer entschuldigenden Zwangsläufigkeit das Wort zu reden. Auch autoritär erzogene Männer müssen nicht zu Mördern werden, wenn es ihnen befohlen wird. Aber die Befehlsgeber haben es mit ihnen leichter.

Den endgültigen Untergang der siebenbürgischen Tradition sieht der Ich-Erzähler im massenhaften Exodus während der Ceaușescu-Ära und den ersten Jahren nach 1990. Damals »ging alles gen Westen ins noch Fremdere« (S. 236). Der Traditionsbruch ist »endgültig« (S. 336).

Die wenigsten Siebenbürger Sachsen wurden in der Bundesrepublik wirklich heimisch. Die Mutter des Erzählers »war von der westdeutschen Umgebung angeschlagen« (S. 87). Von der Familie ihres Bruders heißt es: »Im Grunde genommen bin ich eigentlich auch nach vierzig Jahren hier noch gar nicht angekommen«, sagte auch Onkel Hermann [...] »Ich bin hier in Schwaben eine Fremde geblieben«, hatte Iren, Hermanns Frau gesagt. »Fremd nach vierzig Jahren« [...] Hermann rollte sanft den Satz, hob die Stimme: »Wir werden hier nie mehr heimisch werden [...] andererseits aber

haben wir diesem Land viel zu verdanken.« (S. 89)

Die Sehnsucht nach der Vergangenheit, »nach jener Umgebung zu Hause«, und das ist das Verhängnis, das Schlesak herausarbeitet, schließt das »Unwissen« (S. 99) über den damals lebendigen Antisemitismus, den Nationalsozialismus und die daraus folgenden Katastrophen ein.

In einem Gespräch zwischen der Mutter, ihrem Bruder Hermann, dessen Frau Iren und dem Ich-Erzähler über die Ursachen des gesteigerten Nationalismus versucht Hermann eine Erklärung: »Ich meine, die Voraussetzungen, dass die Siebenbürger Sachsen da so hundertprozentig aufgingen, die kann man sicher nicht mit einem Satz umreißen: Die muss man historisch sehen. Die liegen zum Teil in der Verhimmelung all dessen, was deutsch überhaupt ist. Denn deutsch war ein Wert an sich, nicht wahr. Es war ein hoher Wert, denn er gab uns das Gefühl, den anderen Völkern überlegen zu sein.« (S. 105f.)

Die alte Heimat der Siebenbürger Sachsen existiert nicht mehr – selbst wenn die alten Orte aufgesucht und einige alte Bekannte wiedergetroffen werden. Und eine neue Heimat haben die Übersiedler nicht gefunden. Sie gehören im »Land des gemessenen, kühl-höflichen Betragens und der Distanz« (S. 87) nicht dazu. Sie blieben im Westen Außenseiter (in den Osten Deutschlands sind sie auch nach 1990 kaum gegangen). Erst die nächste, in Deutschland geborene oder wenigstens erwachsen gewordene Generation wird sich hier heimisch fühlen. Sie wird die schwerfällige sächsische Sprache und mit ihr die entsprechende Lebensweise (»schwerfällig und dünnhäutig, ein wenig naiv, leicht reinzulegen«; S. 178) ablegen. Aber das ist nicht mehr Thema dieses klugen, kunstvoll aufgebauten und gut lesbaren Buches. *Jürgen Israel*

Ulrike Schmitzer: Die gestohlene Erinnerung. Roman. Wien: Edition Atelier 2015. 192 S.

Ulrike Schmitzer hat sich keine leichten Themen für ihren vierten Roman gewählt. Nicht leicht, weil die Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus Ungarn, Rumänien, vom Balkan lange Zeit in den Ursprungsländern ein Tabu war und in Deutschland wie Österreich den *haut goût* rechter territorial-revanchistischer Gesinnung ausströmte, was zumindest für Sathmar- und Donauschwaben, ebenso für Siebenbürger Sachsen, eindeutig ahistorisch ist: Deren Siedlungsgebiete waren weder Teil des Wilhelminischen noch des Dritten Reiches und eine Restauration der Donaumonarchie war nach dem Zweiten Weltkrieg für niemanden politisches Ziel ...

Auch die literarisch gültige Aufarbeitung der Verschleppung dieser Menschengruppen zur sogenannten Aufbauarbeit in der Sowjetunion kam nur sporadisch vor: Erst mit Herta Müllers *Atemschaukel* wurde das Thema nobelpreisgeadelt. Schließlich sei als weitere Schwierigkeit auch die (auto-?) biographische Betroffenheit der Autorin genannt. Als emotionale Ich-Erzählerin in den Diskussionen mit der Mutter und den Tonbandaufzeichnungen, Erinnerungen und Telefongesprächen mit der Großmutter, den Erlebnissen auf der Reise zu ihren Wurzeln einerseits und andererseits als Dokumentaristin des ethnisch-ethnographischen Hintergrunds gelingt es der erfahrenen Wissenschaftsjournalistin eine ganz eigene Narration zu schaffen, die gleichermaßen berührt und informiert.

Die »Bedienungsanleitung« für den Leser steht im letzten Absatz des Romans: »Die Geschichte wird in lauter kleine Geschichten aufgeteilt. [...] Es ist alles wie ein großes Puzzle. Irgendwann fragt man sich: Was war da eigentlich los?« (S. 181)

Dabei ist die Story schnell erzählt und nur Oberfläche und Anlass für Erinnerungen, Erlebnisse, Kommentare: Auf der Fahrt ins nördliche Serbien – der alten Heimat – hören sich Tochter und Mutter Tonbandaufnahmen mit Erzählungen der Großmutter an, die während der Reise auch telefonisch immer wieder »zugeschaltet« wird. Die Suche nach Häusern und Gräbern bietet die Möglichkeit, die aktuelle Situation in der Vojvodina zu beleuchten und auch dem Echo der ehemals hier/dort lebenden deutschen Bevölkerung unter den Serben zu folgen. Wichtiger als solche eventuell nostalgisch rezipierten Passagen ist jedoch der Spannungsbogen zwischen familiär-»altheimatlicher« Prägung und »neueheimlichem« Assimilationswunsch/-druck, dem sich vor allem die junge Migranten-Generation ausgesetzt fühlt und bei dessen Schilderung der Autorin fast schon kabarettreife Szenen glücken.

Die Donauschwaben, häufig reich und erfolgreich, trugen den Januskopf, Mehrheitsbevölkerung in einzelnen Orten und Minderheit im jeweiligen Staat zu sein. Eine doppelte Identität, die nach der Vertreibung erneut im Gespaltensein mündete: Die »Rucksackdeutschen« aus dem Osten hatten es als Minderheit nicht leicht, in der Mehrheitsgesellschaft der deutschen oder österreichischen »Eingeborenen« Fuß zu fassen. Das konnte in Eigen-Ausgrenzung oder überspannte Assimilation münden – wie bei der jüngsten der drei Frauen im Roman, die sich salzburgerischer gab als jeder »echte« Salzburger. Spätes Fazit: »Ich bin ein Kind von Einwanderern, Österreicherin der ersten Generation. Ich bin nicht von hier und auch nicht von dort.« (S. 181)

Der Weg aus Salzburg nach Filipo-wa spiegelt auch den inneren Weg von der Negierung zur Akzeptanz der donauschwäbischen Wurzeln. Die lange Reise führt bei ihrer Mutter vom (ver-

schämten) Schweigen über Herkunft und Prägung zum befreienden Erinnern und Erzählen auch schmerzvoller und tragischer Erlebnisse; schließlich bringt das »Zuschalten« des Großmutterchicksals als »oral history« über Tonband, Telefonat und Tagebuch eine dritte Ebene des nun nicht mehr direkten, sondern mittelbaren Umgangs mit der Geschichte – spannend auch weil es gerade die bewusste Erlebnisgeneration ist, die hier über technische Hilfsmittel zu Wort kommt. Schließlich – der berufliche Habitus als Wissenschaftsjournalistin wird nicht verleugnet – das Zitieren statistischer Daten aus historischen Studien und der im Anhang veröffentlichte Familienstammbaum sowie die Scans der Großmutter-Tagebuchnotizen aus der Verschleppung zur Aufbauarbeit in der Sowjetunion – weitere Puzzleteile, die wie im Pointillismus in der punktuellen Wahrnehmung das Gesamtbild schaffen. So ganz perfekt ist die Recherche der Autorin allerdings nicht in allen Punkten: Zum Beispiel ist die auf Seite 116f. aufgeführte Route der Fahrt durch Rumänien im Viehwaggon Richtung Arbeitslager mit zum Teil abstrusen Ortsnamen veröffentlicht: Traba, Szegedin, Torbatsch, Beronind, Ururgrad, Bobac, Soida ver-sieht die Autorin zwar mit Fragezeichen – weil sie bei Google nicht fündig wurde –; dabei kann man aus dem Faksimile der Großmutternotiz im Anhang ganz klar den Weg rekonstruieren. Er führt eigentlich über die Stationen Temeswar, Lugosch, Ilia, Diemrich, Alba Iulia, Blasendorf, Mediasch, Schäßburg, Kronstadt, Bukarest, Vadu Paşii, Gara Bobocu, Zoița, Râmnicu Sărat.

Der gekonnte Umgang mit den verschiedenen Ebenen und Erzählperspektiven – auch die Typografie unterstützt die Zuordnung – zeugt von kompositorischer Virtuosität und sorgt für eine abwechslungsreiche, anregende Lektüre. Die gestohlene Erinnerung wird zur

Fundsache, der Roman zur Fundgrube – nicht nur für Donauschwaben oder Salzburger.
 † *Franz Csiky*

Krisztina Tóth: Aquarium. Roman. Aus dem Ungarischen von György Buda. Wien: Nischen Verlag 2015. 330 S.

»... jawohl, so eine Arme wollte sie werden, so eine, die Geld hat. Eine getarnte Arme: eine, die reich ist« (S. 154), nimmt sich Vera, die zentrale Gestalt in Krisztina Tóths Roman *Aquarium*, als Dreizehnjährige fest vor. Denn dieses Buch behandelt die »real existierende« Misere in Ungarn ab der Zeit des Stalinismus bis in die Ära des Gulaschkommunismus am Beispiel einer »real erlebten« Familiengeschichte, die nicht nur von bitterer Armut, sondern auch von menschlicher Entwürdigung und deren weitreichenden Konsequenzen geprägt ist – wobei es immer wieder die Frauen sind, denen das Augenmerk der Autorin gilt, weil die Hauptlast des eher schlecht als recht zu bewältigenden Alltags auf ihren Schultern liegt. Und das sind neben Vera ihre leibliche Mutter Klari-Oma, ihre Ziehmutter Tante Edit, deren Schwester Edu sowie Veras Tochter Vica.

Gegliedert ist der Roman in drei Teile, die nicht strikt der Chronologie der Ereignisse folgen, da im ersten Teil ein längerer Aufenthalt der kleinen Vica bei ihrer Klari-Oma geschildert wird, der einen weiten Bogen zum zeitgleichen Schluss des dritten Teils spannt. Dabei handelt es sich nicht um eine Rahmehandlung im üblichen Sinn, vielmehr um einen vorangestellten Exkurs zum späteren Geschehen, der auf die Parallelität der Kinderschicksale von Mutter und Tochter verweist. Allerdings kommt die fantasiebegabte Vica mit Klari-Omas widersetzlichem Laisser-faire nebst chaotischem Lügengespinnst viel besser zurecht als Vera, die sie wegen ihrer kindischen Streiche immer wieder anbrüllt:

»Und das geschah oft. Klari-Oma wollte partout nicht einsehen, dass man die Wirklichkeit nicht von Zeit zu Zeit mit winzigen, nichtigen Gesten – sei es mit Worten oder Bildern – ein wenig verbessern durfte, warum nicht?« (S. 37/38) Der zweite, längste Teil setzt mit Kleinveras Umzug aus einem Heim zu den Pflegeeltern ein und erzählt mit der entbehrungsreichen Geschichte ihrer Kindheit und Jugend auch jene der jüdischen Kleinfamilie, in der sie Aufnahme gefunden hat. Der dritte Teil widmet sich Veras Erwachsenenleben, nachdem sie das Abitur bestanden, geheiratet und eine eigene Familie gegründet hat, der sie sich aber nach dem Tod aller Angehörigen ihrer Pflegefamilie ebenfalls nicht zugehörig fühlt und sich schließlich eingestehen muss, dass ihr Lebensentwurf zwangsläufig zum Scheitern verurteilt war und auch sie entgegen ihres letztlich frucht- und sinnlosen Aufbegehrens zu einer verbrauchten, verbitterten, ja verzweifelten Frau geworden ist: »Sie blickte hinunter, auf den betonierte[n] Spielplatz, auf den Gehsteig, auf das Dach des ABC-Warenhauses, und dachte, wie leicht wäre es doch, sich hier fallen zu lassen. [...] Wo war hier der Sieg, von dem Onkel Gabi gesprochen hatte, wo? Und wo die Wahrheit? [...] Sie trat ernüchtert zurück und schloss das Fenster«. (S. 303)

Krisztina Tóth erzählt präzise und ohne zu politisieren vom beklemmenden Alltag ihrer Protagonisten, den sie weder reflektiert noch kommentiert, sondern detailliert erfasst und damit höchst eindringlich für sich selbst sprechen lässt. Tante Edit, Onkel Jóska, Edu und Vera teilen sich eine winzige Wohnung, die nur aus einer Küche mit Verbindungstür zu einem mit Möbeln vollgestopften Zimmer besteht; das Wasser kommt aus einem Wandbrunnen, gebadet wird freitags vor Einbruch der Dunkelheit in festgelegter Reihenfolge in einer Waschschiüssel, die im Zimmer

hinter der Schranktüre auf eine Unterlage gestellt wird; die Toilette befindet sich außerhalb der Wohnung am Ende des Flurs; um winters Brennholz zu sparen, werden Edu und Vera im Krankenhaus untergebracht, wo Tante Edit und ihre Schwester arbeiten; und weil das Geld trotzdem nicht reicht, werden noch zwei junge Artisten als Bettmieter, die sich nur zum Schlafen einfinden, in die Küche gepfercht, sodass jeder, der nachts die Toilette aufsuchen will, durchs Fenster auf den Gang steigen muss, weil die Tür zur Küche nicht geöffnet werden darf. Die Ernährung der vier Familienmitglieder lässt ebenfalls zu wünschen übrig: Die Erwachsenen trinken morgens nur Ersatzkaffee, das Kind kriegt ein Hafperl Milch und ein halbes Kipferl; mittags wird Edus Gratisverköstigung, die ihr als KZ-Überlebende zusteht, bei der Kultusgemeinde abgeholt und aufgeteilt; abends bereitet Tante Edit, die sich ständig um die strikte Trennung der »fleischigen« und »milchigen« Töpfe sorgt, ein koscheres Essen zu, das jedoch nicht ausreichend sättigt, da zumindest Onkel Jóska immer wieder darauf aus ist, von Nachbarn oder Bekannten ein Stückchen Speck oder Wurst angeboten zu bekommen, und es ungerührt in Kauf nimmt, wenn seine Frau deswegen mit ihm ins Gericht geht. Und auch bei Schuhen oder Kleidung wird eisern gespart: Die Socken des Onkels zum Beispiel sind so oft gestopft worden, dass sie nur noch aus Flickwerk bestehen. Doch Tante Edit verliert kein Wort darüber, »dass Onkel Jóska für die Frauen in seinem Haushalt niemals etwas aus dem Bestand des Ladens kaufte, nicht einmal Stoff für ein Geschirrtuch, [...] und dass die Kleine im ganzen Leben noch nie ein eigens für sie geschneidertes Kleid besessen hatte, wie auch die übrigen Mitglieder der Familie nicht, denn Onkel Jóska hielt so etwas für überflüssige Geldverschwendung«. (S. 169)

Dass die Autorin den Alltag einer jüdischen Familie im Budapest der 50er- und 60er-Jahre fokussiert, gilt in diesem Fall nicht der Shoah, die nur am Rande erwähnt wird, sondern der Verdeutlichung einer oktroyierten systemkonformen Assimilation: Jüdische Traditionen und Bräuche sowie religiöse Riten werden nicht mehr gepflegt, nur Tante Edit hält noch am Tragen eines Scheitels und an koscherem Essen fest; für die ehemalige Lagerinsassin Edu hingegen, ihre »einfältige Schwester« (S. 93), geschieht »immer alles gleichzeitig, undurchsichtig, in einem glühenden, fremden Licht, jedoch ohne den lang hingeworfenen Schatten der Gefühle, der die bloße Erfahrung zur Erinnerung werden lässt« (S. 113); und ihr Mann, Onkel Jóska, »war nicht einmal gewillt, in die Synagoge zu gehen. Er sagte immer, wenn es an ihr läge, würde sie ihm sogar einen Kaftan anlegen, er aber treibe keinen Mummenschanz und überhaupt, jetzt lebe man im Kommunismus. Er sagte weiters, dass auch in der Síp-Straße, in der Kultusgemeinde, die Bilder von Rákosi und Stalin aufgehängt und dann wieder schön abgehängt wurden, als man sie abhängen musste. Ihm brauche niemand etwas zu sagen, er habe schon genug gesehen«. (S. 224f) Mit der Konzentration auf die jüdische Minderheit tritt – neben den für das Gros der Bevölkerung prekären wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen während der kommunistischen Diktatur – vor allem die von Staats wegen forcierte kulturelle und religiöse Entfremdung sowie die ideologische Entwertung und Einebnung jeglicher Individualität besonders deutlich zutage: als nahezu kompletter Identitäts- und Sinnverlust sowie als permanente innere Zerreißprobe zwischen Ignoranz und Aggression – nicht zuletzt sich selbst gegenüber.

Symbolisch verdichten sich die geschilderten Zustände in der rollenbestimmenden Puppe wie im titelgebenden

Aquarium, wobei letzterem jede damit befasste Person eine andere Bedeutung beimisst. Für Onkel Jóska, der bei Dr. Benkő ein Aquarium zu Gesicht bekommen hat und so fasziniert davon ist, dass er sich in mühevoller, langwieriger Kleinarbeit ein eigenes zusammenbaut, verkörpert es einen »Tropfen des Meeres« (S. 179), also Freiheit: »Freitagmorgen wollte er schon so aufwachen, dass er ein wenig Meer sah, wenn er sich im Bett zur Seite drehte« (S. 206); für Tante Edit verschärft es lediglich das Platzproblem, bedeutet also eine weitere Einschränkung; für Klari-Oma, der es nach Onkel Jóskas Tod aufgenötigt wird, stellt es einen Vorwand

dar, um sich aus der Öffentlichkeit jederzeit in ihre eigene, unangepasste kleine Kellerwelt zurückziehen zu können; und die kleine Vica nimmt es, nachdem alle Fische gestorben sind und das gesäuberte Gehäuse leer herumsteht, beim Schneewittchenspiel als Glassarg für die Puppe her. Die Zusammenführung der beiden Symbole am Schluss von Krisztina Tóths atemberaubendem Roman bezeichnet allerdings bloß eines: die Ausweglosigkeit, mit der die Frauengestalten fertig werden müssen, die ohne Hoffnung auf helfende Zwerge oder rettende Prinzen in der kommunistischen Alltagswirklichkeit lebendig begraben sind. *Edith Konrad*

Rundschau

Berichtszeitraum: November 2015 – März 2016

November

Am 3. November verlieh der Innenminister des Landes Baden-Württemberg Reinhold Gall in Sindelfingen den *Donauschwäbischen Kulturpreis*. Der Hauptpreis für Kulturvermittlung ging dabei an Prof. Dr. Josef Schwing für seine Veröffentlichungen zu deutschen Mundarten in Südtransdanubien.

Im Rahmen der *Stuttgarter Jüdischen Kulturwochen* wurde am 4. November der in Budapest geborene Ephraim Kishon geehrt. Das Leben und Schaffen des als bedeutendster israelischer Schriftsteller seiner Zeit geltenden Kishon wurde in Form einer fiktiven Radiosendung aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet.

Am 5. November wurde im Bukarester Schillerhaus der zweite Teil des Projekts »*Architekturarchiv*« vorgestellt. Projektkoordinatorin Oana Marinache führte durch die Veranstaltung, in der es um die Rolle deutscher Architekten und Ingenieure im Bukarest des 19. Jahrhunderts ging. Andere Teile des Projekts befassen sich unter anderem mit der Rolle armenischer, kroatischer, italienischer und jüdischer Baumeister in der Stadt.

Die *Karpatendeutschen Organisationen* luden vom 6. bis 8. November zu ihrer jährlichen *Bundeskulturtagung* in die Evangelische Diakonissenanstalt Stutt-

gart. Auf dem Programm standen Vorträge, Lesungen, Filme sowie soziale Events.

Der deutsch-rumänische Verein »*Musica Suprimata*« organisierte anlässlich des 70. Todestages des Komponisten *Norbert von Hannenheim* am 6. November ein *Kolloquium* in Hermannstadt (rum. Sibiu). Diskussionen um das Werk des Siebenbürgers wurden dabei umrahmt von Vorführungen seiner Musik.

In Aylmer, Ontario, fand am 7. November die *Jahreshauptversammlung der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Kanada* statt. In diesem Rahmen wurde auch der jährliche Trachtenball in der sogenannten »*Saxonia Hall*«, dem Haus des Deutsch-Kanadischen Klubs, abgehalten. Die sächsischen Kulturverbände veranstalten in Kanada auch regelmäßig andere kulturelle und soziale Events, etwa Konzerte und Tanzveranstaltungen.

Nach längerer Unterbrechung gab es am 8. November wieder ein *Heimattreffen der Donauschwaben im argentinischen Villa Gesell*. Eingeladen waren alle schwäbischen Vereine aus Argentinien und Brasilien.

Vom 9. bis 11. November lud die Stadt *Arad* zum zweiten Mal zu den *Tagen der österreichischen Kultur*. Dabei standen unter anderem eine Romy Schneider-Ausstellung und eine Vorführung des Films *Sissi* auf dem Programm. Weiter wurde auch der Unterzeichnung des österreichischen Staatsvertrags vor 60 Jahren gedacht.

Am 12. November lud das Büchercafé Erasmus in Hermannstadt zur *Vorstellung einer neuen Ausgabe der »Rudimenta Cosmographica«* (Grundzüge der Weltbeschreibung) des Kronstädter Humanisten Johannes Honterus. Thomas Şindilariu und Rober Offner, die die Neufassung des ursprünglich 1542 erschienen Bandes im Auftrag des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde herausgegeben haben, führten durchs Programm.

Bundesinnenminister Thomas de Maizière und der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten Hartmut Koschyk luden am 12. November unter dem Motto *»Heimat – Identität – Glaube«* zu einer gemeinsamen Veranstaltung nach Berlin. Unter anderem übermittelte dazu auch der Präsident Rumäniens, Klaus Johannis, ein Grußwort.

Am 13. November fand an der Evangelischen Akademie Siebenbürgen in Hermannstadt wieder die Reihe *»Hermanns Literarisches Stadtcafé«* statt. Unter dem Titel *»Literatur und Religion – Wege zur Identitätsbildung«* reflektierten die beiden Autoren Joachim Wittstock und Walther Seidner über dieses Thema im Kontext siebenbürgischer Literatur.

Am 14. November organisierte der Verband der Deutschen Minderheiten-selbstverwaltung des Komitates Bács-Kiskun den 15. *Batschkaer Ungarndeutschen Kulturabend*. Neben Musik, Tanz und literarischen Vorlesungen wurde auch der Kulturpreis *»Goldener Ring«* verliehen. Dieses Jahr ging die Auszeichnung an Simon Kishegyi jun., den künstlerischen Leiter der Nadwarer (ung. Nemesná-dudvar) Volkstanzgruppe.

Das Demokratische Forum der Deutschen (DFD) *Sathmar* lud am 14. und 15. November in den Konzertsaal der Sathmarer Philharmonie zum *Deutschen Kulturabend*. Moderatorin Christel Ungar-Țopescu, Chefredakteurin der deutschsprachigen Fernsehendung

»Akzente«, begrüßte die Gäste, darunter auch die Forumsvorsitzenden Johann Forstenheizler (Nordsiebenbürgen) und Josef Hölzli (Sathmar). Stargast war Ricky Dandel, der aus Hermannstadt stammende deutsche Musiker.

Am 17. November luden das Deutsche Forum im Banat und die Stadt Temervar zu einem *Lenau-Abend* ins Temeswarer Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus. Zu klassischer Musik wurden dabei Gedichte des bekannten donauschwäbischen Lyrikers vorgetragen.

Anlässlich des 28. *Gründungstages des Kultur- und Erwachsenenbildungsvereins »Deutsche Vortragsreihe Reschitza«* kamen am 19. November hochrangige Gäste ins Banater Bergland. Der Vorsitzende des DFD Rumänien Dr. Paul-Jürgen Porr war ebenso anwesend wie der Parlaments-abgeordnete des Forums Ovidiu Gañt, der deutsche Botschafter in Rumänien, Werner Hans Lauk, und der deutsche Konsul in Temeswar, Rolf Maruhn. Sie trafen in diesem Rahmen Schulleiter und Lehrer, um über das Thema Bildung und die deutsche Minderheit zu sprechen.

In Klausenburg, das 2015 Europäische Jugendhauptstadt war, fand vom 20. bis 22. November eine *Demokratiewerkstatt* statt, an der Jugendliche aus ganz Rumänien und Ungarn teilnahmen.

Am 21. November luden das Deutsche Forum Sathmar und die deutsche Gemeinde der Kalvarienbergkirche zum siebten *»Strudlifest«*. Neben einer großen Auswahl an Strudlisorten – der bekanntesten kulinarischen Spezialität der Sathmarer Schwaben – wurden auch schwäbische Musik und Tanz geboten.

Ada Teutsch verstarb am 21. November im Alter von 88 Jahren in Kronstadt (rum. Braşov). Als Leiterin der deutschen Theatergruppe war sie 20 Jahre lang in der Förderung deutscher Kultur in der Stadt aktiv. Nach der Wende war sie Mitgründerin des Vereins der ehemaligen Russlanddeportierten und betreute zu-

letzten auch die Bibliothek des Kronstädter Kreisforums.

Am 26. November wurde zum inzwischen vierten Mal zum *Wiener Ball* der gleichnamigen Stiftung in *Temeswar* (rum. Timișoara) geladen. Im Fokus stand die Vorstellung der Kampagne »Ein Edelweiß für United Way«, zur Unterstützung von United Way România, einer internationalen Stiftung zur Unterstützung von mittellosen Personen. Auch rumäniendeutsche Organisationen wie das Nikolaus Lenau-Lyzeum und das Deutsche Kulturzentrum Temeswar beteiligten sich an der Spendenaktion.

Die Vortragsreihe »*Zeidner Männerrunde*« fand am 26. November wieder im Pfarrhaus Zeiden (rum. Codlea) statt. Pfarrer Uwe Seidner stellte unter dem Motto »Auf Spurensuche der Deutschen in Kasachstan« Bilder seiner Zentralasienreise vor.

Am 27. November organisierte das Deutsche Forum *Hermannstadt* seinen traditionellen *Katharinenball* im Spiegelsaal des Forumshauses.

Dezember

Das *Deutsche Staatstheater Temeswar* schloss das Jahr 2015 im Dezember mit einer großen Zahl an Vorführungen ab. Im Mittelpunkt stand das Musical *Cabaret*, andere Stücke waren *Moliendo Café*, *Simuliert* und *Elektra*.

Die ungarndeutsche Selbstverwaltung der Region Nord feierte am 5. Dezember ihre *Kultur gala*. Zum 16. Treffen in *Tschepele* (ung. Csepel) erschien unter anderem auch der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Ungarn Heinz-Peter Behr.

Am 8. Dezember feierte das Stück *Die Firma dankt* am Radu Stanca-Nationaltheater Hermannstadt Premiere. Regie führte Theodor-Cristian Popescu.

Am 11. Dezember wurde Herta Müller in Tübingen mit dem *Friedrich-Hölderlin-Preis* ausgezeichnet. Der Litera-

turpreis wird jedes zweite Jahr verliehen. Die Laudatio hielt der Literaturwissenschaftler Prof. Jürgen Wertheimer.

Vom 11. bis 13. Dezember lud das *Deutsche Kulturzentrum Klausenburg* zu einer *deutschen Filmreihe*. Dabei wurden vier deutsche Filme der letzten Jahre gezeigt. Die Vorführungen richteten sich nicht nur an die deutschsprachige Bevölkerung, sondern wurden auch auf Rumänisch untertitelt.

Am 16. Dezember wurde die *Fotoausstellung »Deutschsprachige Jugendarbeit«* im Foyer des Forumshauses Hermannstadt eröffnet. Neben dem DFDR wurde die Ausstellung vom rumänischen Department für interethnische Beziehungen mitfinanziert. Zur Eröffnung war auch der Vorsitzende des Forums Dr. Paul-Jürgen Porr anwesend.

Am 16. Dezember verstarb *Prälat Mag. Josef Eichinger* im Alter von 88 Jahren in Niederösterreich. Der Geistliche setzte sich Zeit seines Lebens für seine Filipowaer Gemeinschaft (serb. Bački Gračac, Vojvodina) in Österreich und der Welt ein.

Am 19. Dezember fand im Festsaal der deutschen Schule in Zeiden das traditionelle *Zeidner Weihnachtskonzert* statt. Mehrere Gruppen gaben dabei Weihnachtslieder auf Deutsch, Ungarisch, Rumänisch und Englisch zum Besten.

Rechtzeitig vor den Weihnachtsferien präsentierte das *Gong Theater in Hermannstadt* am 20. Dezember das Kindertheaterstück *Max und Moritz* von Wilhelm Busch, bevor es in die Weihnachtspause ging.

Zahlreiche deutsche Gemeinden feierten im Dezember *Advents- und Weihnachtsfeste*. Unter anderem fanden größere Veranstaltungen in Großwardein (rum. Oradea), Fogarasch (rum. Făgăraș), Zeiden, Temeswar, Arad und Kronstadt statt.

Das *Czernowitzer Deutsche Haus* lud am 26. Dezember wieder zum traditionellen *Weihnachtsempfang*. Der Vorsitzende des

Vereins Alexander Schlamp begrüßte die Gäste und bot einen Rückblick auf die Ereignisse des Jahres 2015.

Die Temeswarer deutsche *Schriftstellerin Annemarie Podlipny-Hebn* wurde Ende des letzten Jahres vom Rumänischen Schriftstellerverband mit dem *Opera-Omnia-Preis* für ihr Gesamtwerk ausgezeichnet.

Nach einem erfolgreichen Stopp in Hermannstadt im Herbst war die *Ausstellung »Was sächsische Truben erzählen ...«* im Dezember und Januar auch im nationalen Geschichtsmuseum in Bukarest zu besichtigen. Die Ausstellung stellt die Lebenswelt der Siebenbürger Sachsen anhand ihrer charakteristischen Truhen nach.

Januar

Zum Jahreswechsel lud die *Evangelische Kirche A. B. Rumänien ins Hermannstädter Bischofspalais*. Neben Vertretern der Kirche und Lokalpolitik erschienen auch Angehörige des Deutschen Forums, verschiedener deutschsprachiger Einrichtungen sowie deutsche und österreichische Diplomaten.

Im *vojvodinischen Weißkirchen* (serb. Bela Crkva) entstand nach jüngsten Restaurierungsarbeiten ein *»Haus der Heimat«*, das deutschen und anderen Minderheiten der Region einen Begegnungsort bieten soll. Anfang des Jahres fand dort ein *»Literarischer Abend«* statt, zu dem Vertreter der ungarischen und tschechischen Minderheit sowie der Vorsitzende des Deutsch-Serbischen Vereins erschienen.

Das *Radu Stanca-Nationaltheater* in Hermannstadt startete am 7. Januar mit einem deutschen Stück ins neue Jahr. Aufgeführt wurde *Amadeus* von Peter Schaffer.

Am 9. Januar, dem *Tag der ungarndeutschen Selbstverwaltung*, fand auch in diesem Jahr wieder eine *Festgala* statt. Zum diesjährigen Treffen wurde ins

Kodály-Kulturzentrum in Fünfkirchen (ung. Pécs) geladen. Als Vorsitzender der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen eröffnete Otto Heinek die Veranstaltung. Die Honorarkonsulin der Bundesrepublik Deutschland, Dr. Zsuzsanna Gerner, hielt eine Festrede. Im Rahmen der Gala wurde auch die höchste ungarndeutsche Auszeichnung – die goldene Ehrennadel – an Dr. Gábor Frank, Agathe Hárs und Peter Leipold für ihre Tätigkeit in der Traditionspflege und Bildungspolitik verliehen.

Am 9. Januar wurde – wie schon seit einigen Jahren üblich – der *Geburtstag von Alexander Tietz* in Reschitza (rum. Reșița) begangen. Der Volkskundler wäre heuer 118 Jahre alt geworden, aus welchem Anlass eine Dokumentations- und Malereiausstellung eröffnet wurde. Die Veranstaltung leitet traditionell die Kulturtätigkeit der Banater Berglanddeutschen Vereine im neuen Jahr ein.

Am 15. Januar ging die *Vortragsreihe des Deutschen Forums Schäßburg* ins neue Jahr. Den Anfang machte Andreas Christiani, der zum Thema *»Diskussionen und Erinnerungen an die Vergangenheit«* referierte.

Die Finnisage der *Ausstellung »Ein Weg wie hundert Leben«* der Banater Künstlerin Renée Renard fand am 15. Januar im Friedrich-Teutsch Begegnungs- und Kulturzentrum in Hermannstadt statt. Die Ausstellung war dort seit Oktober zu besichtigen gewesen.

Am 16. Januar fand bei *München* wieder der *»Große Schwabenball«* statt, eine der größten kulturellen Veranstaltungen der Banater Schwaben in Deutschland. Kreisvorsitzender Bernhard Fackelmann begrüßte die knapp 700 Gäste im Gasthaus Heide-Volm in Planegg.

Am 19. Januar fand in Wudersch (ung. Budaörs) eine *Gedenkveranstaltung zur Vertreibung der Ungarndeutschen* nach dem Zweiten Weltkrieg statt. Zu diesem Anlass erschien auch Ministerpräsident Vik-

tor Orbán, um eine Gedenkrede zu halten. Auch der Präsident des ungarischen Verfassungsgerichts, der Minister für Humanressourcen und viele Vertreter der deutschen Minderheit waren anwesend.

Die Schauspieler der deutschen Abteilung des Radu Stanca-Nationaltheaters Hermannstadt veranstalteten am 20. Januar eine *Lesung* unter dem Titel »*Tim und seine Schüler*« im Erasmus-Büchercafé. Dabei stellten sie kurze Monologe und Gedichte vor.

Der israelische Dirigent *Arie Levanon* spielte am 24. Januar mit dem Kammerorchester »Unirea« in seiner Geburtsstadt Focșani.

Am 25. Januar eröffnete im Kronstädter Redoute-Kulturzentrum die *Ausstellung* »*Auf dem Weg zur Deutschen Einheits*«. Zur Eröffnung lud die Konsulin der Bundesrepublik in Hermannstadt Judith Urban.

Am 27. Januar eröffnete die *Ausstellung* »*Hinter dem Stacheldraht ...*« zum Thema Russlanddeportation im Bukarester Athenäum. Mit Originaldokumenten und Fotos dokumentiert sie dieses besonders schwierige Kapitel der rumäniendeutschen Geschichte. Unter anderem erschien dazu der deutsche Botschafter in Bukarest, Werner Hans Lauk, und hielt eine Eröffnungsrede.

Am 27. Januar wurden im *Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus in Temeswar* zwei *Bücher vorgestellt*: *Das sind wir* von Stela Simon und *Erfolgsgeschichte mit Folgen. Leseproben einer Seelenverwandtschaft* von Erna Hennicot-Schoppes und Beatrice Ungar.

Im Erasmus Büchercafé in Hermannstadt wurde am 28. Januar der vom IKGS kofinanzierte *Band Lagerlyrik – Gedenkbuch 70 Jahre seit der Deportation der Deutschen aus Südosteuropa in die Sowjetunion* vorgestellt. In Gedichten, Zeichnungen und Fotos bietet dieser Band einen Einblick in das Leben der Deportierten im Lager.

Am 29. und 30. Januar fand in Fünfkirchen eine *internationale Konferenz zum siebzigsten Jahrestag der Vertreibung der Deutschen aus dem Karpatenbecken* statt. Unter den Teilnehmern waren Experten aus der Region und aus Deutschland.

Das *Deutsche Staatstheater Temeswar* brachte am 31. Januar die erste Premiere des Jahres auf die Bühne: *Der kleine Prinz* von Antoine de Saint-Exupéry.

In Rumänien fanden im Januar und Februar vielerorts *Gedenkveranstaltungen zur Verschleppung der rumäniendeutschen Bevölkerung* in die Sowjetunion statt. Größere Veranstaltungen wurden etwa in Reschitza, Arad und Hermannstadt organisiert.

Februar

In Hermannstadt fand am 5. Februar der traditionelle *Marienball* des Deutschen Forums statt. Neben Musik und Tanz wurde dabei auch das Theaterstück *Af deser lerd* aufgeführt, das vom Studenten Nick Fernolendt und der DFD-Jugendreferentin Franziska Fiedler eigens zu diesem Anlass geschrieben worden war.

Viele rumäniendeutsche Gemeinden begingen Anfang Februar auch traditionell den *Fasching*. Größere Feste wurden etwa in Sathmar (rum. Satu Mare), Reschitza und Klausenburg organisiert.

Im Ungarndeutschen Bildungszentrum in *Baje* (ung. Baja) fand am 6. Februar der *Schwabenball* statt. Dieses Jahr wurden im Rahmen der Feier das 60. Jubiläum des Bajer deutschsprachigen Gymnasiums und 10 Jahre »*Deutsche Auslandsschule*« begangen.

Am 12. Februar lud das Deutsche Kulturzentrum Hermannstadt zu einer *Lesung der Autorin Ursula Ackrill*. Die geborene Kronstädterin, die heute in England lebt, wurde mit ihrem Roman *Zeiden, im Januar 2015* für den Preis der Leipziger Buchmesse vorgeschlagen. Die Lesung in Hermannstadt wurde von der Chef-

redakteurin der Hermannstädter Zeitung Beatrice Ungar moderiert.

In Temeswar fand am 13. Februar die dritte *Minderheitengala* statt, die diesmal die deutsche Minderheit in den Mittelpunkt stellte. Insgesamt finden über ganz Rumänien verteilt fünf solcher Galas statt, mit je einer anderen nationalen Minderheit im Zentrum.

Die Bonnharder (ung. Bonyhád) Selbstverwaltung organisierte am 16. Februar eine gut besuchte *Filmvorstellung der Dokumentation »Zeilen aus der Vergangenheit«* des deutschen Filmemachers Udo Pörschke, der seit fünf Jahren in Bonnhard lebt. Zur Vorführung im Sitzungssaal des örtlichen Rathauses erschienen 80 Zuschauer.

Zum 30. *Todestag des Dichters Rolf Bossert* fand am 17. Februar in dessen Geburtsort Reschitza eine Gedenkveranstaltung statt. In seiner ehemaligen Schule, dem Diakonovici-Tietz-Lyzeum, wurde im Rahmen der Feierlichkeiten auch ein Saal nach Rolf Bossert benannt. Es sprachen dazu Erwin Josef Ţigla und Literaturkritiker Gheorghie Jurma.

Am 18. Februar wurde im Bukarester Kulturhaus »Friedrich Schiller« das Buch *Die verschwundene Gemeinschaft. Die Deutschen in Rumänien zwischen 1945 und 1967 vorgestellt*. Das Werk der Autorin Dr. Laura Gheorghiu widmet sich der Emigration der Rumäniendeutschen nach Westdeutschland.

Am 20. Februar wurde in Suczawa (rum. Suceava) nach jahrzehntelanger Forschung das Buch *Deportation der Bukowinadeutschen in die Sowjetunion* von Dr. Ortfried Kotzian, Luzian Geier und Dr. Ioana Scridon vorgestellt. Unter den weiteren Gästen und Rednern waren Christiane Cosmatu vom Departement für interethnische Beziehungen an der rumänischen Regierung, Prof. Ştefan Purici von der Universität Suczawa und der österreichische Vize-Honorkonsul Sergij Osatschuk aus Czernowitz (ukr. Tscheniwzi).

Am 24. Februar wurde die *Wanderausstellung »Lägerjárať«* am Budapester Westbahnhof (ung. Nyugati Pályaudvar) eröffnet. In einem originalgetreuen Viehwaggon der Vierzigerjahre wird die Vertreibung der Ungarndeutschen 1944/45 dargestellt. Der Wagen wird im Laufe des Jahres an weiteren Bahnhöfen Ungarns haltmachen.

Der neueste *Band der Buchserie »Kärnten Dokumentation«* zum Thema »Dialog und Kultur: Beiträge zum Europäischen Volksgruppenkongress 2014 und Sonderbeiträge«, der 2015 in Klagenfurt (slow. Celovec) erschienen war, wurde am 25. Februar auch im Hermannstädter Forum präsentiert. Mag. Dr. Wolfgang Platzer, Vertreter des Amtes der Kärntner Landesregierung und Mitherausgeber des Bandes, war dazu persönlich angereist.

Am 27. Februar fand in Hermannstadt die *Premiere des Stücks »Falsche Schlange«*, produziert von der deutschen Abteilung des Hermannstädter Radu Stanca-Nationaltheaters, statt. Die Vorstellung wurde simultan auch ins Rumänische übersetzt.

Am 29. Februar veranstaltete der ungarndeutsche Zweig des Klára Leówey-Gymnasiums in Fünfkirchen seinen jährlichen *ungarndeutschen Projekttag*. In mehreren Gruppen wurden den Schülern ungarndeutsche Inhalte vermittelt – von der Diskussion von Filmen über die Vertreibung bis zum Krapfenbacken.

Am 29. Februar wurde in Hermannstadt das Buch *Hermannstadt in Schwarz und Weiß* präsentiert. Der Fotoband des bekannten Fotografen Fred Nuss enthält 101 Aufnahmen der Stadt aus vier Jahrzehnten. Das Hermannstädter Forum der Deutschen leistete finanzielle Hilfe.

Während der Semesterferien der West-Universität Temeswar organisierte die dort ansässige Hochschule für Musik und Theater einen gemeinsamen *Workshop mit der Musik- und Kunstprivatuniversität Wien*. Dazu kamen zwei Profes-

soren und acht Schauspielstudenten aus Wien nach Temeswar, um eine Woche lang gemeinsam mit Studenten der deutschen und rumänischsprachigen Abteilungen der West-Universität zu proben.

März

In Kronstadt feierte am 1. März das *Studententheaterensemble »Die Gruppe«* sein zehnjähriges Bestehen. Zu diesem Anlass lud sie in den Multimedia-Saal der Transilvania-Universität, wo unter anderem auch die deutsche Konsulin Judith Urban erschien.

Ab dem 3. März wurde im Temeswar die *Filmreihe »FilmparaDE«* im Deutschen Kulturzentrum fortgesetzt. Die Veranstaltung wird vom Kulturzentrum mit Unterstützung des DAAD-Lektorats der TU Politehnica Temeswar und des Goethe-Instituts organisiert und zeigt regelmäßig deutsche Filme in Originalfassung.

Auch in den USA veranstalteten *deutsche Vereine* im Frühling größere und kleinere Feste. Unter anderem fand in St. Louis am 5. März ein *Rosenball* statt. In Olmsted Ohio folgte am 9. April ein *Schwabenball*.

Am 7. März wurden im Hermannstädter Begegnungs- und Kulturzentrum »Friedrich Teutsch« zwei *Bücher vorgestellt*. Einerseits der neue Band von Dr. Dr. Gerald Volkmer *Siebenbürgen zwischen Habsburgermonarchie und Osmanischem Reich. Völkerrechtliche Stellung und Völkerrechtspraxis eines ostmitteleuropäischen Fürstentums 1541–1699* und andererseits der *Archivführer zur Geschichte der Deutschen in Kronstadt und dem Burzenland* von Thomas Şindilariu und Bernhard Heigl. In den darauffolgenden Tagen machten die Autoren auch Station in Klausenburg, Kronstadt und Bukarest.

Am 8. März wurde der *Doppelband »Geschichte der Deutschen in Ungarn«* von Prof. Dr. Gerhard Seewann im Haus der Ungarndeutschen in Budapest präsen-

tiert. Das deutschsprachige Werk wurde kürzlich von Dr. Zsolt Vitári ins Ungarische übersetzt. Durch die Veranstaltungen führten Monika Ambach, Direktorin des Ungarndeutschen Kultur- und Informationszentrums, und Otto Heinek, Vorsitzender der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen.

Die *Deutsche Vortragsreihe Reschitzalud* im März zu einer großen Zahl kultureller Veranstaltungen. Unter anderem wurde am 8. März eine »Stunde der Märchen in deutscher Sprache« organisiert. Außerdem gab es Buchvorstellungen, Rundtischgespräche und Ausstellungen unterschiedlicher Art.

Am 9. März organisierte das DFD im Banat gemeinsam mit dem Deutschen Staatstheater Temeswar eine *Lesung aus dem Band »Lagerlyrik«*, einer Sammlung von Text- und Bilddokumenten zur Deportation der Rumäniendeutschen in die Sowjetunion, die von Günter Czernetzky, Renate Weber-Schlechter, Luzian Geier, Hans-Werner Schuster und Erwin-Josef Ţigla herausgegeben worden war. Das IKGS hat diesen Band mitfinanziert.

Das DFD in Kronstadt lud am 15. März im Rahmen der *Deutschen Vortragsreihe* in den Festsaal des Forums. Den Eröffnungsvortrag hielt Hans-Eckhart Schlandt, der über Alltag und Feierstunden im Bachchor und an der Orgel der Schwarzen Kirche nach 1956 sprach.

Am 18. März veranstaltete die Fakultät für Erzieher- und Grundschullehrerbildung der Loránd-Eötvös-Universität Budapest (ELTE) eine *Konferenz zum Thema »Ungarndeutsche Nationalitätenliteratur«*. Neben wissenschaftlichen Vorträgen und Workshops standen dabei vor allem Praxisberichte von Lehrern im Mittelpunkt.

Am 18. März fand in Mediasch (rum. Mediaş) die *Siebenbürger Endausscheidung des deutschen Lese- und Debattierwetbewerbs »Lesefüchse International«* statt. Ziel

des Wettbewerbs ist es, Jugendliche mit zeitgenössischer deutscher Literatur vertraut zu machen und ihre Sprachkenntnisse zu fördern.

In Billed (rum. Biled) fand am 27. März ein traditioneller *schwäbischer Osterball* statt. Kultur- und Jugendgruppen aus dem gesamten Temescher Gebiet erschienen zu diesem Anlass.

Anton Sterbling, Mitglied der Spiegelungen-Redaktion, veröffentlichte Ende März seinen neuen Band *Zuwanderungsschock. Deutschland und Europa in Gefahr? Probleme der Zuwanderung und Integration*. Das Buch erschien im Reinhold Krämer Verlag.

Redaktion: Ralf Grabuschnig

Aus dem IKGS

Berichtszeitraum November 2015 –
April 2016

Erschließung des Nachlasses von Paul Schuster

Im Rahmen des auf 20 Monate angelegten und im Dezember 2015 begonnenen Projektes »Sicherung des Nachlasses von Paul Schuster«, das von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) gefördert und im Rahmen eines Kooperationsvertrages zwischen der Friedrich-Schiller-Universität Jena und dem IKGS durchgeführt wird, erfolgt nach wissenschaftlichen und archivarischen Gesichtspunkten die Erschließung und Ordnung des schriftstellerischen Nachlasses. Anschließend wird die digitale Integrierung des Findbuchs in den *Kalliope Verbundkatalog*, der als Fortführung der 1966 gegründeten Zentralkartei der Autographen (ZKA) als zentraler Sucheinstieg für Nachlässe und Autographen dient, erfolgen. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin Stéphanie Danneberg, Doktorandin an der Ludwig-Maximilians-Universität München, ist für das Projekt zuständig. Paul Schuster wurde 1930 in Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszeben) in Siebenbürgen geboren und entstammte einer siebenbürgisch-sächsischen Familie. Schusters Biografie wurde vom Zweiten Weltkrieg besonders geprägt; das »Volksgruppenengesetz« (1940) und

Schusters Mitgliedschaft in der Hitlerjugend bildeten eine biografische Zäsur, die im gesamten Werk des Autors literarisch aufgearbeitet wurde. Ab 1954 erschienen Schusters erste Prosastücke (u. a. *Hermann und Joschka*, *Der Teufel und das Klosterfräulein*, *Strahlenlose Sonne*), in denen er sich mit der »bürgerlich-konservativen sächsischen Welt« auseinandersetzte und sich gleichzeitig davon distanzierte. Den Durchbruch erzielte er mit seinem zweibändigen Roman *Fünf Liter Zuika* (1961 und 1965). Neben der Bandbreite seiner Veröffentlichungen, die ihn zu einem der bedeutendsten deutschsprachigen Autoren aus Rumänien machte, war Schuster auch Mitglied des »Erweiterten Leitungsausschusses des rumänischen Schriftstellerverbandes« und ab 1968 Vizevorsitzender des Rates der Werk-tätigen deutscher Nationalität. 1972 ließ er sich in West-Berlin nieder und war bis 2004 als Übersetzer, Redakteur, Rezensent, Schriftsteller und Dozent für kreatives Schreiben tätig.

Der Nachlass von Paul Schuster wurde im September 2004 vom IKGS erworben und umfasst 41 Archivboxen (ca. 4 Archivmeter): Typoskripte und Manuskripte von Romanfragmenten bis hin zu essayistischen Werken, Korrespondenzen (insbesondere Schuster-Manea, Schuster-Rosenkranz), Tagebücher, Fotografien, Lebensdokumente sowie Audiomaterialien. Hinzu kommen noch acht

Archivboxen mit den von Ingrid Pachmann nachgereichten Unterlagen. In der Schweiz lagen bei Schusters Lebensgefährtin Claire Foehn einige weitere bedeutende, noch nicht erschlossene Korrespondenz-Unterlagen, die in den Bestand aufzunehmen sind.

Symposium: »Der Weg der Landler«

Am 13. und 14. November 2015 fand im Wiener Albert-Schweitzer-Haus mit Unterstützung des IKGS ein Symposium zum Thema der Zwangsumsiedlung der »Landler« im 18. Jahrhundert statt. Gewidmet war die Veranstaltung der Landler-Forscherin Lore-Lotte Hassfurther (1921–2012), es trugen zwölf Expertinnen und Experten vor, darunter Dr. Mathias Beer, Dr. Irmgard Sedler, Dr. Wilfried Schabus, Univ.- Prof. Dr. Roland Girtler, Herbert Kefer und Dr. Walter Rieder.

Themenabend: »Banat, aus der Ferne. Erinnerungen an die Deportation – Lyrik aus dem Exil«

Das IKGS und die Landsmannschaft der Banater Schwaben in Deutschland veranstalteten am 19. November 2015 gemeinsam den Themenabend »Banat, aus der Ferne. Erinnerungen an die Deportation – Lyrik aus dem Exil« in den Räumlichkeiten des IKGS. Die Veranstaltung hatte einen doppelten Schwerpunkt: Barbara Hirth, eine ehemalige Russlandverschleppte, erzählte von ihren Erlebnissen während der fünfjährigen Deportationszeit, und der Lyriker Dr. Hans Dama las aus seinem neuen Gedichtband *Banat-Gedichte*.

Dr. Florian Kühner-Wielach, seit Oktober 2015 Direktor des IKGS, freute sich über das rege Interesse an der Veranstaltung und die gelungene Kooperation mit der Landsmannschaft der Banater Schwaben, dem Verein Banater Schwaben Österreichs und der Stiftung der deutschsprachigen Heimatvertriebenen aus dem Sudeten-, Karpaten- und

Donauraum (Wien). Aufgabe des IKGS sei es nicht nur, südosteuropäische Regionen wissenschaftlich zu erforschen, sondern auch mit Menschen aus diesen Regionen in den Dialog zu treten, so Dr. Kühner-Wielach. Besonders erfreulich sei es, mit Barbara Hirth im Gedenkjahr »70 Jahre Deportation in die Sowjetunion« eine Zeitzeugin zu Wort kommen zu lassen, zumal diese Möglichkeit doch zeitlich begrenzt sei.

Die Literaturwissenschaftlerin Dr. Enikő Dáczy, wissenschaftliche Mitarbeiterin am IKGS und stellvertretende Institutsdirektorin, moderierte das Gespräch mit Dr. Hans Dama. Der Lyriker und Literaturwissenschaftler ist seit 2001 Obmann des Vereins der Banater Schwaben Österreichs und veröffentlichte 2015 in der von der Landsmannschaft der Banater Schwaben herausgegebenen Reihe »Banater Bibliothek« den Band *Banat-Gedichte*. Der Band beinhaltet Gedichte über das Banat, aber auch solche, die im Banat entstanden sind. Dama, der in Wien lebt, geht einer vielseitigen Tätigkeit als Lyriker, Literaturwissenschaftler und Übersetzer nach und kann zahlreiche Veröffentlichungen vorweisen. Durch den Vortrag mehrerer Gedichte gewährte er den Zuhörern Einblicke in das Banat als literarische, erinnerte und erlebte Landschaft. Die Gedichte widerspiegeln Impressionen aus seiner Studenzeit in Temeswar (rum. Timișoara), aber auch von Reisen vergangener Jahre ins heutige Banat.

Buchpräsentation »Hitler – Benesch – Tito« von Prof. Arnold Suppan

Die Sudetendeutsche Akademie der Wissenschaften und Künste und das IKGS luden am 24. November 2015 ins Kulturforum im Sudetendeutschen Haus zum Vortrag und zur Präsentation des Buches »Hitler – Benesch – Tito. Konflikt, Krieg und Völkermord in Ostmittel- und Südosteuropa« von Prof. Dr.

Arnold Suppan (Wien). Als Moderator fungierte Prof. Dr. Hans-Michael Körner (Geisteswissenschaftliche Klasse der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften).

Vortrag über die Sicherung von Dokumenten zur deutschen Literatur und Kultur im Teutsch-Haus Hermannstadt

Am 26. November 2015 stellte die Germanistin Dr. des. Michaela Nowotnick im Rahmen eines Vortrags im Begegnungs- und Kulturzentrum »Friedrich Teutsch« ihre aktuelle Arbeit »Das Projekt zur Erfassung und Notsicherung der in Privatbesitz befindlichen Quellen und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur in Rumänien« vor. Michaela Nowotnick ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin und IKGS-Projektmitarbeiterin.

Vortrag von IKGS-Direktor Florian Kühner-Wielach an der Alexandru-Ion-Cuza-Universität Jassy

Am 27. November 2015 hielt der Direktor des IKGS, Dr. Florian Kühner-Wielach, in den Räumlichkeiten des Museums der Alexandru-Ion-Cuza-Universität Jassy (rum. Iași) einen öffentlichen Vortrag mit dem Titel: »Ein Burg ohne Bürger? Großrumänien von Alba Iulia bis Grivița«.

Konferenz: Mapping Memories of Post-1989 Europe – Auf Spurensuche in einem gemeinsamen Europa (Wien, 29.11.–01.12.2015)

Im Rahmen der internationalen Konferenz »Mapping Memories of Post-1989 Europe – Auf Spurensuche in einem gemeinsamen Europa« und einem sich daran anschließenden Praxis-Workshop in Wien sollte vom 29. November bis 1. Dezember Spuren postkommunistischer Erinnerungskultur und ihrer

Historisierung in der gegenwärtigen Geschichtsdeutung und -rezeption Europas nachgegangen werden. Dr. Florian Kühner-Wielach, Direktor des IKGS, führte gemeinsam mit Jenny Friedrich-Freksa, Chefredakteurin der Zeitschrift *Kulturaustausch* des Instituts für Auslandsbeziehungen durch das Programm, moderierte den Workshop »Europa 1939–1945: Transnationale Erinnerungsdiskurse über Besatzung, Widerstand und Kollaboration« sowie die Abschlussdiskussion.

Symposium: »Die Deportation in der rumäniendeutschen Literatur«

Das Gedenkjahr »70 Jahre Deportation der Rumäniendeutschen in die Sowjetunion« schloss die Deutsche Gesellschaft e. V. am 2. und 3. Dezember 2015 mit dem literarischen Symposium »Die Deportation in der rumäniendeutschen Literatur« in Berlin ab. Im Mittelpunkt der öffentlichen Tagung, die von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) gefördert wurde, stand die Belletristik. Literaturexperten stellten die wichtigsten Werke zum Thema »Deportation« vor, Schriftsteller lasen aus veröffentlichten und unveröffentlichten Texten. Einen historischen Einführungsvortrag hielt IKGS-Direktor Dr. Florian Kühner-Wielach unter dem Titel »Der unsichtbare Rucksack – Historiografische Perspektiven auf die Deportation der Rumäniendeutschen in die Sowjetunion«.

Vortrag: »Mit Kapellmeister Heinrich Weidt durch deutsche Kulturzentren Mittel- und Südosteuropas des 19. Jahrhunderts«

Das Internationale Institut für Nationalitätenrecht und Regionalismus e. V., das IKGS und die Ackermann-Gemeinde e. V. München luden am 8.12.2015 ins Haus des deutschen Ostens zum Vortrag von Dr. Franz Metz zum Thema »Mit Kapellmeister Heinrich Weidt durch

deutsche Kulturzentren Mittel- und Südosteuropas des 19. Jahrhunderts«. Heinrich Weidt (1824–1901) war Komponist und Kapellmeister, Gründungsmitglied des Temeswarer Philharmonischen Vereins und in der Zeitspanne 1867–1872 als Opernkomponist und Theaterkapellmeister in Temeswar tätig. Erst mit der Wiederentdeckung des Archivs des Temeswarer Philharmonischen Vereins 1981 konnte auch die Bedeutung Weidts für die mittel- und südosteuropäische Musikgeschichte neu bewertet werden. Er wirkte in wenigstens 24 Orten Europas als Schauspieler, Sänger, Kapellmeister, Chorleiter, Komponist oder Pädagoge.

Neuerscheinung: *Euxeinos* – »The German Minority in Romania«

Die Ausgabe 19–20/2015 von *Euxeinos. Governance and Culture in the Black Sea Region* widmete sich dem Thema »The German Minority in Romania« (Hg. Daniel Ursprung). Neben Beiträgen von Hannelore Baier, Ottmar Trașcă, Günter Klein, Cristian Cercel, Markus Bauer und Benjamin Jozsa ist auch ein Artikel von IKGS-Direktor Florian Kühner-Wielach zur Securitate (»The Romanian Germans and the Securitate Heritage«) enthalten.

Filmpräsentation: »Arbeit macht das Leben süß, Faulheit stärkt die Glieder« von Claudia Funk

Am 20. Januar 2016 präsentierte das IKGS gemeinsam mit dem Haus des deutschen Ostens und dem Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e. V. den Dokumentarfilm »Arbeit macht das Leben süß, Faulheit stärkt die Glieder« der Regisseurin Claudia Funk im Gasteig. Über das Filmprojekt und die Problematik des Wohnens und der Versorgung im Alter diskutierte Dr. Florian Kühner-Wielach im Anschluss unter anderem mit Claudia Funk und Ursula Juga-Pintican, der Lei-



Gerlinde Schuller, Ursula Juga-Pintican, Claudia Funk, Florian Kühner-Wielach (v. l.)

terin des Altenwohnheims in Hetzeldorf (rum. Ațel). Es konnten Spenden in Höhe von 930 Euro für das Altenheim gesammelt werden.

Gremiensitzungen des IKGS e. V.

Am 18. März wählte die Mitgliederversammlung Prof. Dr. Claudia Maria Riehl zur Vorstandsvorsitzenden und Hon.-Prof. Dr. Konrad Gündisch zum stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden des IKGS e. V. Claudia Riehl ist Germanistin und Vorständin des Instituts für Deutsch als Fremdsprache an der LMU München. Der Historiker Konrad Gündisch ist Vorsitzender des Siebenbürgisch-Sächsischen Kulturrats und bekleidete von 2013–2015 das Amt des Direktors des IKGS. Die beiden neuen Vorstandsmitglieder treten damit die Nachfolge von Prof. Dr. Thomas Krefeld und Ministerialrätin Dr. Sibylle Müller an, denen unser Dank für ihr Engagement für das IKGS gilt. Krefeld war seit der Gründung des IKGS als Mitgliedsvertreter und Vorstandsmitglied tätig, ab 2013 fungierte er auch als Vorstandsvorsitzender. Müller hatte das Amt der stellvertretenden Vorstandsvorsitzenden seit 2014 inne. Als neue Mitgliedsvertreterin des Instituts für Romanistische Philologie der LMU München wurde PD Dr. phil. Aurelia Merlan vom Dekan der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften entsandt. Als neue Mitglieder in den IKGS e. V. wurden das Zentrum Gedankendach

an der Jurij-Fedkowitsch-Universität Czernowitz/Tscherniwzi (Vertreter: Dr. Oxana Matyichuk und Serhij Lukanjuk) und das Zentrum für die Erforschung der Deutschen Kultur – Alexandru Ioan Cuza-Universität Jassy/Iași (Vertreter: Prof. Dr. Andrei Corbea-Hoișie) aufgenommen.

Besuch des Vertriebenenpolitischen Beirats der BayernSPD im IKGS

Am 18. April 2016 besuchte der Vertriebenenpolitische Beirat der SPD im Bayerischen Landtag unter Leitung von MdL Volker Halbleib das IKGS. Im Gespräch mit dem neuen Vorstand – Prof. Dr. Claudia Maria Riehl (Vorstandsvorsitzende), Hon.-Prof. Dr. Konrad Gündisch (Stv. Vorstandsvorsitzender) und Dr. Florian Kühner-Wielach (Geschäftsführendes Vorstandsmitglied und Direktor des IKGS) – sowie Mitarbeitern des Instituts informierten sich die Abgeordneten über die Arbeit des IKGS. Wichtige Themen des anschließenden Gedankenaustauschs waren Möglichkeiten zur Vermittlung der Geschichte der Flüchtlinge, Vertriebenen, Aussiedler und Spätaussiedler sowie deren Integration in die deutsche Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. Insbesondere einer jüngeren Generation in Deutschland und dem östlichen Europa soll die Relevanz der Thematik nähergebracht werden. Eine koordinierte, von der Wissenschaft flankierte Jugendarbeit soll verstärkt in den Mittelpunkt gerückt werden.

Lesung mit István Kemény und seiner Übersetzerin Orsolya Kalász

Der ungarische Dichter István Kemény und seine Übersetzerin, die Lyrikerin Orsolya Kalász, waren am 19. April 2016 zu Gast im Lyrikkabinett München. Auf der in Zusammenarbeit mit dem IKGS organisierten und von Dr. Enikő Dác moderierten Veranstaltung trugen Kemény und Kalász Originalfassungen

und Übersetzungen aus dem neuen, 2015 in Berlin erschienenen zweisprachigen Band *Ein guter Traum mit Tieren* vor. Zweifelnder Ernst, eine resignierte und selbstironische Weltanschauung sowie subtiler Humor charakterisieren Keménys Lyrik. Moderatorin und Publikum diskutierten mit dem Dichter u. a. über die (Un)Möglichkeit die Themen der Lyrik zu begrenzen, das Nichts als Totentier oder das Perfekte in der Poesie. Auf das Übersetzen im Tandem, das Orsolya Kalász gemeinsam mit der deutschen Dichterin Monika Rinck betreibt, wurde ebenso eingegangen. Weitere auf Deutsch bislang unveröffentlichte Gedichte Keménys sind in dieser Ausgabe der *Spiegelungen* abgedruckt.

IKGS-Bücher für den Lehrstuhl für Germanistik in Klausenburg (RO)

Das IKGS gibt seit einiger Zeit nahezu vollständige Publikationsätze der IKGS- und SOKW-Publikationsreihen an Bibliotheken, Universitäten und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen unentgeltlich ab. Auf diese Art konnte auch der Lehrstuhl für Germanistik an der Babeș-Bolyai-Universität Klausenburg (rum. Cluj-Napoca), Rumänien, mit über hundert Publikationen ausgestattet werden.

Bildnachweise

- Titelbild: „Einweihung des Lutherheims für Volksmission im Juni 1939“ – Pfar-rarchiv Heltau (rum. Cisnădie)
- S. 129: Workshop „Deutsch-jüdische Ge-schichte im Donau-Karpaten-Raum: Bestandsaufnahme und Potentiale“ – Christoph Hilgert, GS OSES
- S. 131: Workshop „Deutsch-jüdische Ge-schichte im Donau-Karpaten-Raum: Bestandsaufnahme und Potentiale“ – Christoph Hilgert, GS OSES
- S. 198: „Das Erbe Abrahams“ – Ingo Glass
- S. 199: „Alpha & Omega“ – Ingo Glass
- S. 204: Peter Motzan und Hans Bergel – Hans Werner Schuster
- S. 205: Peter Motzan, Stefan Sienerth, Prof. Dr. Axel Azzola (v. l.) – IKGS
- S. 216: Badische Landesbühne Bruchsal – Franz Csiky
- S. 258: Gerlinde Schuller, Ursula Juga-Pintican, Claudia Funk, Florian Küh-ner-Wielach (v. l.) – IKGS

Abbildungen „Literarische Texte“:

- „Leerer Leuchtturm“ – IKGS/Annemarie Otten
- „Zu dritt am Meer“ – IKGS/Annemarie Otten
- „Die Brücke über den Dnjestr“ – IKGS/Annemarie Otten
- „Zeitsegel, Spinnenhain“ – IKGS/Anne-marie Otten
- „Elternerde“ – Annemarie Otten
- „Geheimnis“ – IKGS/Annemarie Otten